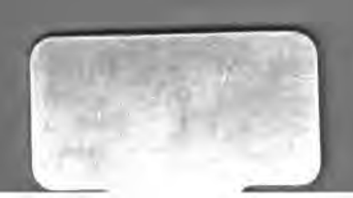
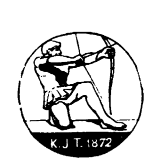




Ladendorf, .

Historisches Schlagwörterbuch.

a*


K. J. T. 1872

Historisches Schlagwörterbuch

Ein Versuch

von

Otto Ladendorf

Straßburg und Berlin
Verlag von Karl J. Trübner
1906.

Friedrich Kluge

gewidmet.

Vorwort.

Dies Buch ist bestimmt, die bisherigen zerstreuten Ergebnisse der Schlagwortforschung präzis zusammenzufassen und durch eine große Anzahl neuer Artikel zu bereichern. R. M. Meyers bahnbrechende Studie ‚Vierhundert Schlagworte‘ (Leipzig 1900) bot die Anregung, die daran sich anschließenden Ausführungen Robert F. Arnolds, Feldmanns, Gomberts usw. waren weitere willkommene Vorarbeiten.

Eine unbedingte Grenzscheidung zwischen Schlagworten und Geflügelten Worten ist aus inneren Gründen nicht durchführbar. Dennoch ist eine genauere Regulierung als bisher entschieden wünschenswert. Ich habe mich naturgemäß bei der Behandlung von Parallelen auf das Unentbehrlichste beschränkt, bin aber auch da eigene Wege gegangen.

Eine Sammlung wie die vorliegende wird des Anfechtbaren und Irrtümlichen nicht leicht entraten. Sie gibt sich auch nur als ein Versuch aus. Ein solcher jedoch schien mir von wissenschaftlichem und allgemeinem Interesse zu sein. Die mitgeteilten Beobachtungen werden, zumal durch Berücksichtigung der modernsten Schlagworte, nicht nur die vorhandenen deutschen Wörterbücher ergänzen, sondern auch dem künftigen historischen Fremdwörterbuch mannigfach zugute kommen. Zur Vervollkommnung derartiger Studien

ist möglichst vielseitige Mitarbeit sehr nützlich. Für berichtigende oder ergänzende Mitteilungen werde ich daher jederzeit herzlich dankbar sein.

Auch bei der Ausarbeitung dieses Buches hat es mir an privater Hilfe nicht gefehlt. Ich nenne Herrn Dr. Wilhelm Feldmann und vor allem Herrn Hofrat Prof. Dr. Friedrich Kluge an der Universität Freiburg i. Br., der mir mit Rat und Tat treulich zur Seite gestanden hat. Meinem Buche selbst kann ich keinen besseren Wunsch mit auf den Weg geben, als daß es in Wahrheit ein „Büchmann der andere" werden möge, d. h. ein gleich zuverlässiger Führer für das in seinem Reichtum kaum abzuschätzende Sondergebiet der Schlagworte.

Leipzig, im September 1905.

Otto Ladendorf.

Wie wär's mit einem Register aller Schlagworte, politischer, künstlerischer, wissenschaftlicher? Dazu müßte man einen Verein von Gelehrten gründen!

Bierbaum, Pankrazius Graunzer.

Einleitung.

Die bunte Sammlung, welche ich hier vorlege, umfaßt Ausdrücke aus verschiedenen Jahrhunderten und von sehr verschiedenem Wert. Denkwürdige und lebenskräftige Worte wechseln mit leichter Tagesflitterware, die plötzlich aufgewirbelt und oft rasch wieder verweht wird, geschichtlich Bedeutsames mit dem Allermodernsten. Und doch möchte ich diese mannigfaltigen Zeugnisse unter dem einen gemeinsamen Namen einfangen: Schlagworte.

Darunter sollen im folgenden solche Ausdrücke und Wendungen verstanden werden, denen sowohl eine prägnante Form wie auch ein gesteigerter Gefühlswert eigentümlich ist, insofern sie nämlich entweder einen bestimmten Standpunkt für oder wider ein Streben, eine Einrichtung, ein Geschehnis nachdrücklich betonen oder doch wenigstens gewisse Untertöne des Scherzes, der Satire, des Hohnes und dergleichen deutlich mit erklingen lassen.

Ob der Schöpfer des Wortes oder des besonderen Bedeutungsinhaltes bekannt ist oder nicht, ob es vorübergehend oder dauernd im Sprachleben weiter geführt wird, ob es einen beschränkteren oder allgemeinen Verbreitungsbezirk hat — all dies kommt für die Bestimmung des Begriffs selbst nicht in Betracht. Dadurch unterscheide ich ihn von der von Feldmann in einem dankenswerten Aufsatz (Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung 1905, Nr. 77) vertretenen Auffassung. In der Tat ist das Schlagwort ein sehr vielseitiges Produkt.

Schon seiner Entstehung nach ist es ein Allerweltsding. Bald erblüht es, ohne daß es gelingt, seinen Urheber festzustellen, bald läßt sich dieser und die Zeit des Aufkommens genau nachweisen, zumal wenn es sich um charakteristische Prägungen berühmter Männer handelt. Bald wiederum ist das Schlagwort eine Augenblicksschöpfung, eine rednerische Entgleisung, ein Witzwort, ein Spitzname, eine kräftige Verwünschung, eine blendende Phrase, bald eine wohlausgesonnene Losung, ein zündendes Programmwort, eine Parteibezeichnung, ein origineller Titel, eine Herausforderung oder Versprechung.

Auf allen möglichen Gebieten läßt sich derlei beobachten. Die Spielarten der Schlagworte sind also mannigfaltig genug. Gleichwohl treten einzelne Gruppen dominierend hervor. Politik, Literatur und Kunst geben weitaus das meiste an die Hand. Da bringt fast jedes Jahr neuen Zuwachs. Doch gibt es auch da gewisse Konjunkturen. Namentlich wenn die Wogen des öffentlichen Lebens besonders hochgehen, werden eine Menge Schlagworte ans Land geworfen. Viele glitzernde Kiesel, aber auch mancher gehaltvoller Ausdruck. So hat z. B. in politischer Hinsicht die französische Revolution gewirkt, ferner das Ringen um deutsche konstitutionelle Verfassungen, die soziale Erregung, die Flottenagitation, der jeweilige Kampf um neue Handelsverträge, die inaugurierte Weltpolitik.

So sind auch die Bezeichnungen großer literarischer Strömungen, des Sturms und Drangs, der Romantik, des Jungen Deutschlands, des Realismus und Naturalismus, der Décadence und Heimatkunst nicht nur selbst zu Schlagworten geworden, sondern haben auch noch zahlreiche andere im Gefolge gehabt. Nicht anders steht es bei tiefgehenden künstlerischen Prinzipienstreiten. Neue Erkenntnisse und technische Fortschritte verlangten immer gebieterisch nach entsprechenden sprachlichen Ausdrücken, deren Schlagkraft um so größer zu sein pflegte, je erbitterter die Gegnerschaft war: Impression, Sezession, Jugendstil mögen zeugen für viele.

Aber auch die Wissenschaften liefern nicht unerhebliche Ausbeute. Epochemachende Entdeckungen oder methodische Errungen-

schaften finden oft genug in der Sprache einen charakteristischen und wirksamen Niederschlag. Erinnert man nun noch an die religiösen Bewegungen, an die Bedeutung der Volkswirtschaft, des öffentlichen und geselligen Verkehrs, des Zeitungswesens und Theaters, an modische Auswüchse und an das Walten der Volkssatire überhaupt, so dürften die Quellgebiete leidlich vollständig umschrieben sein.

Die Lebensdauer der Schlagworte ist eine recht unterschiedliche. Einzelne sind wie Meteore, andere wie Kometen, noch andere lassen sich als eine Art Wandelsterne bezeichnen, deren Glanz erst im Laufe der Zeiten verblaßt oder die sogar bei passender Gelegenheit, manche selbst wiederholt, plötzlich wieder in neuem Licht erstrahlen. Mit anderen Worten: die Schlagkraft eines solchen Ausdrucks schwindet nicht nur, sobald gewisse äußere Bedingungen nicht mehr erfüllt werden, sondern kann auch zu andrer Zeit, meist unter entsprechender Ummodelung des Inhalts, ganz überraschend neu belebt werden. Dann darf man geradezu von einer Wiedergeburt reden. Ich nenne als Beispiele: Natürliche Grenzen, Völkerfrühling, Imponderabilien, Imperialismus usw.

Ein hübsches Zeugnis für die zeitliche Beschränkung bringt Lothar Bucher, der schon vor Meyer in fesselnder Darstellung ‚Über politische Kunstausdrücke‘ gehandelt hat (Deutsche Revue, 12. Jahrg. 2. Bd. S. 73f.): „Das Wort ‚die besten Interessen Europas‘ wurde zu Anfang des Jahres 1853 von England, irren wir nicht, von dem Grafen Aberdeen in Umlauf gesetzt, ging sofort in alle Zeitungen, also in alle europäischen Sprachen über und verschwand ebenso plötzlich in dem Pulverdampf an der Alma. Es war das eine algebraische Formel, bei welcher die wenigen sich etwas und zwar jeder etwas anderes, die vielen nichts dachten.“ Wer dächte hier nicht auch z. B. an so kurzlebige Bildungen, wie Weltmarschall, Sühneprinz u. a.!

Ähnliche Mannigfaltigkeit zeigt die räumliche Verbreitung der Schlagworte. Es gibt solche, die nur in gewissen Bezirken oder Ländern gedeihen, aber es fehlt auch nicht an Ausdrücken, die sich gleichsam zu Weltschlagworten entwickelt haben. Wo

schilt man so beweglich die Hakatisten? Wo spricht man aber nicht von Boykott, Internationale, Interview? Ein reger Austausch fördert in der Neuzeit zumal die Verbreitung der Schlagworte ungemein. Französische und englische Ausdrücke werden oft unmittelbar nach ihrem Entstehen auch ins Deutsche eingeführt. Andere Länder sind zum Teil darin zurückhaltender, besonders wenn kein Bedürfnis danach besteht. Interessante Belege verzeichnet auch hier Bucher S. 73: „Im Oktober 1856 schrieb der ‚Nord' in einem Streit mit der ‚Kreuzzeitung': ‚Ihr wendet eure Stichwörter Liberalismus und Konservatismus fortwährend auch auf Rußland an. Aber wir haben nicht einmal diese Wörter in unserer Sprache, sie sind ganz unübersetzbar. In diesen Gegensätzen sind Prinzipien und Übel ausgedrückt, die dem Charakter Rußlands völlig fremd sind.'

Sollte sich nicht seitdem die russische Sprache durch entsprechende Ausdrücke bereichert haben? Und würde nicht dadurch ein Abschnitt in der russischen Geschichte bezeichnet sein?" Im Anschluß daran wird ein bezeichnender Ausspruch Mazzinis aus dem Jahre 1850 mitgeteilt, der die Wörter Kommunismus und Sozialismus als zwei den Massen Italiens noch unbekannte Ausdrücke beanstandet.

Ebenso ist das Bildungsniveau vielfach recht wesentlich für die Verbreitung. Denn Schlagworte, die der ästhetisch-literarische Feinschmecker liebt, werden von Angehörigen anderer Kreise oft kaum gekannt, geschweige gewürdigt. Und umgekehrt bleibt manches Schlagwort der unteren Bevölkerungsschichten dem Fernerstehenden fremd oder gleichgültig.

Äußerlich ist die mehr oder minder charakteristisch zugespitzte oder geschliffene Form zu beachten. Soll der Ausdruck wirklich einschlagen, so muß er kurz und treffend sein. Durchaus nicht immer aber ist das Schlagwort zugleich ein sprachlicher Neuling. Oft genug wird nur ein längst vorhandenes Wort entsprechend aufgefrischt und beflügelt. Erst der neue Inhalt gibt dann die Schlagkraft, so daß man mit einem Male solchen Ausdrücken einen ganz eigenen Geschmack abgewinnt, die man vordem als alltägliche kaum näher beachtete. Ja, der neu

aufgefüllte Wein droht bisweilen sogar den alten Schlauch zu sprengen. Es ist demnach zwischen der objektiven Geschichte eines Wortes und der subjektiven Erhöhung zum Schlagworte in vielen Fällen scharf zu scheiden. Ein gut Teil der Schlagworte ist überdies ausländisches Sprachgut, das seine fremde Herkunft nicht verleugnet. Wie es scheint, wird dadurch der Reiz noch verstärkt.

Sehr oft erschöpft sich der Gedanke nicht in einem sprachlichen Ausdruck. Die Triebkraft wirkt weiter. Eine Fülle von Ableitungen und Zusammensetzungen, von verwandten und entgegengesetzten Bildungen schließt sich nicht selten an. Selbst parodistische Ausdrücke werden so erzeugt. Ganze Schlagwortfamilien sprießen auf und bilden eine farbenbunte Flora. Oder das Schlagwort ist selbst nur die Abspaltung oder Spezialisierung eines älteren Ausdrucks, also bereits eine sekundäre Erscheinung. Was lehren uns in dieser Beziehung Beispiele, wie: Volkstum, europamüde, Junges Deutschland, Krawall, Bummler, Heimatkunst, liberal usw.!

Den Haupterklärungsgrund für die mitunter ganz erstaunliche Wirkung eines schlagenden Wortes gibt jedoch der ihm innewohnende Gefühlswert. Dieser fasziniert manchmal geradezu den Hörer oder Leser durch die Stimmungen, die er in ihm weckt. Man darf gewissermaßen von einem Dunstkreis einzelner Ausdrücke reden, der die Sinne gefangen nimmt. Keiner gibt hierfür einen anschaulicheren Beweis als der große Sprachkünstler Nietzsche. Nicht mit Unrecht nennt ihn Erdmann, Die Bedeutung des Wortes (1900) S. 131 schlechthin einen Falschmünzer wider Willen und charakterisiert seine Sprechweise treffend durch folgende Ausführungen: „Die zauberhafte Wirkung der Nietzscheschen Sprache beruht immer auf einer Ausbeutung der Gefühlswerte und der Vieldeutigkeit der Worte; mit Meisterschaft versteht er es, die in den Worten schlummernden Geister zu entfesseln und Wirkungen zu erzielen, wie sie sonst nur durch die Musik erreichbar sind. Immer entfacht er zahllose, einander widerstreitende, sympathische oder reaktive Affekte. Auch dann, wenn er nüchtern und sachlich zu reden scheint, kann man ein

leises schmerzliches Stöhnen vernehmen oder den eisigen Hauch von Verachtung spüren. Sieghaftes Frohlocken und alle Nüancen eines tiefen Ekels weiß er wie kein anderer zu äußern und zu suggerieren." Man höre: Bildungsphilister, freie Geister, fröhliche Wissenschaft, Umwertung aller Werte, Herdentiermoral, Jenseits von Gut und Böse, Blonde Bestie, Übermensch usf. Was bedarf es weiteren Zeugnisses!

Doch auch die schwächeren Potenzen volkstümlichen Humors oder Spottes steigern mancherlei Ausdrücke und Wendungen zu schlagenden Worten.

Aus alledem ergibt sich, daß es auf diesem Beobachtungsfelde in der Regel nicht genügt, möglichst genau den Geburtsschein beizubringen, sondern daß man auch der weiteren Entwicklung nachgehen muß, daß man ebenso auf das allmähliche oder plötzliche Absterben als auch auf das Wiederaufleben der Schlagworte zu achten hat. Man hat also nicht sowohl auf eine isolierte Wortbehandlung auszugehen als vielmehr auf prägnante Entwicklungsskizzen. Einzelne Artikel wachsen sich dabei von selbst zu kleinen Wortbiographien aus. Daher ist es von Vorteil, wenn zugleich mit dem Ausdrucke auch etwas Erdreich mit ausgehoben wird. Ähnliche Einsicht hat schon den „Büchmann" mit den Jahren zu einem „gelahrteren" Ratgeber gemodelt, der die Vorgeschichte der Geflügelten Worte zum guten Teil mitbeachtet und auch auf die Nachgeschichte manchen Blick wirft.

Und doch ist das Geflügelte Wort von dem Schlagwort, worunter ich außer dem synonymen Stichwort diejenigen Schelt-, Spott-, Hohn-, Witz- und Kraftworte auch inbegreife, die der obigen Begriffsbestimmung genügen, offenbar zu scheiden. Die Abgrenzung lehrt die von Robert-tornow geschöpfte Definition: „Ein geflügeltes Wort ist ein in weiteren Kreisen des Vaterlandes dauernd angeführter Ausspruch, Ausdruck oder Name, gleichviel welcher Sprache, dessen historischer Urheber oder dessen literarischer Ursprung nachweisbar ist." Allerdings paßt das aufgesammelte Material keineswegs allenthalben in diesen Rahmen. Die Zahl derjenigen Artikel, die sich unbotmäßig erweisen, ist sogar ziemlich beträchtlich. Einzelne sind weit eher

als echte Schlagworte zu bezeichnen. Hat sich doch der „Büchmann“ gerade in den letzten Auflagen nicht unwesentlich aus der Schlagwortforschung selbst bereichert. Dennoch werden nicht wenige Ausdrücke und Wendungen von beiden Seiten angesprochen werden dürfen. Wer wollte einseitig Ausdrücke, wie romantisch, blaue Blume, Justemilieu, Weltschmerz, geographischer Begriff, rettende Tat, rotes Gespenst, Zukunftsmusik, Kulturkampf, Fin de Siècle, Jingo usw. für sich nur reklamieren? Nur die Art der Behandlung macht da den Unterschied.

Gleich fließend ist die Grenze gegenüber dem Bezirk der Modewörter. Das hat bereits Feldmann scharf betont: „Große Beliebtheit macht ein Wort noch nicht zum Schlagwort — im Gegenteil, es ist das Schicksal vieler Schlagworte, sehr beliebt zu werden und dann mit Verlust ihrer Eigenart zu Modewörtern herabzusinken. Das geschah mit artig (gleich galant), Aufklärung, empfindsam, Fortschritt, Grazie, Idee, Natur, Philister, Weltbürger und vielen anderen Wörtern, die der Schlagwortforscher ebenso zu beachten hat wie der Modewortforscher. So nehmen diese beiden oft dasselbe Wort mit Recht für sich in Anspruch, während die Frage in vielen Fällen ohne weiteres zu gunsten des einen oder anderen entschieden werden kann. Denn durchaus nicht alle Schlagworte werden Modewörter — man denke nur an die lange Reihe der Eigennamenworte, wie goethisieren, gottschedisch, Grandisonfieber, klopstöckeln, siegwarthisieren, Wertherfieber!

Umgekehrt sind viele Modewörter nie Schlagworte gewesen, z. B. fatal, Jahrtausend, staunen, süß, voll und ganz.“

Dazu die weiteren Bemerkungen: „Lektüre, das Goethe 1772 als Modewort bezeichnet, ist Schlagwort gewesen in der lesewütigen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als viele Leute ihren Stolz darein setzten, „Personen von Lektüre“ zu werden, und sicher ebenso viele diese Sucht verurteilten und verhöhnten. Auch die Wörter interessant und liebenswürdig, die Goethe 1807 in einem Brief an Frau v. Stein als „Gesellschaftsworte“ bezeichnet, sind Schlagworte als bewußter Ausdruck eines be-

stimmten Standpunktes, d. h. wenn sie im Ernst als Forderung oder spöttisch zur Verhöhnung einer solchen Forderung gebraucht werden, Modewörter aber als allgemein beliebte, bis zum Überdruß ausgesprochene Bezeichnungen!"

Dem Modewort fehlt demnach die bestimmte Energie des Schlagwortes. Es ist ein Erzeugnis, das plötzlich ganze weite Bevölkerungsschichten epidemisch durchsetzt und meist nur ziemlich gedankenlos gebraucht wird. An Mannigfaltigkeit der Form und des Inhalts wetteifert es mit der Mode selbst. Sein Ursprungsbereich liegt nach Brennert[1]), der eine ergötzliche Ernte aus den letzten Jahrzehnten gehalten hat, auf dem langen Wege vom übermütigen „Bierausdruck" bis zur gebildeten Phrase. Über seine Eigenart äußert er sich (Modeworte, Berlin 1898 S. 12f.) wie folgt: „Was allen diesen Worten gemeinsam ist, das ist, daß sie fast ausnahmslos auf Umwertungen oder Umbildung der gewöhnlichen Sprachbilder und auf das Gesetz der Stereotypie ihre unerhörte Wirkung gründen. Sie sind eine blinkende Scheidemünze, mit der sich zahlreiche Sterbliche tapfer durch das gesellschaftliche Leben schlagen, die aber auch von solchen Zeitgenossen nicht ganz verschmäht werden, die in der glücklichen Lage sind, nicht nur wenn sie schweigen, sondern auch wenn sie reden, die Kosten der Unterhaltung mit Gold zu bestreiten."

Solche Entwertung, die auch manches ursprüngliche Schlagwort zum farblosen Modewort macht, charakterisiert Bürde, Vermischte Gedichte (1789) S. 125 anschaulich durch die Verse:

„Auch Modewörter gibt's, so gut wie Modefarben;
sie dauern freilich kurze Zeit,
Und viele Lieblingsphrasen starben
im Sumpfe der Vergessenheit.
Der Trödler handelt jetzt mit der Empfindsamkeit;
Kraftsprache, Bardenton, des Minneliedes Säuseln —
Antiquitäten sind's! — das oft gespielte Spiel

[1]) Vergl. auch Feldmanns Sammlungen über „Modewörter des 18. Jahrhunderts" in ZfdW. 6, 101ff. und 299ff. und Wustmanns moderne Liste (Allerh. Sprachd.) S. 355ff.



macht keine Wirkung mehr; wir finden fad' und kühl,
was zum Entzücken sonst gefiel:
fast jedes Jahr bringt einen andern Styl,
wo die Gedanken sich nach neuen Formen kräuseln."

Doch nicht genug. Einzelne Ausdrücke machen sogar die Metamorphose vom Schlagwort zum Modewort und dann zum Geflügelten Wort oder auch in anderer Reihenfolge durch. Das hat Feldmann an der schönen Seele lehrreich skizziert. Das Beispiel ist natürlich nicht das einzige der Art.

Die Schlagwortforschung ist erst ein junger Zweig am Baume der deutschen Wortforschung. Ihre Methode bedarf also noch der Vervollkommnung. Auch die Hilfsmittel sind beschränkt. Die Wörterbücher lassen nur zu oft im Stiche. Selbst ausdrückliche literarische Zeugnisse sind immer mit Vorsicht zu verwerten. Der Bildungsgrad und subjektive Irrtümer des betreffenden Zeugen, der landschaftlich wechselnde Sprachgebrauch, der Grad der Verbreitung einer Schrift oder Rede, die oft zu beobachtende Willkür in der Verwendung fremdsprachlicher Parallelen — alle diese Reserven sind sorgsam in Anschlag zu bringen, wie Arnold in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 52, 964 ff. recht beachtlich dargetan hat. Von irreführenden typographischen Kennzeichen durch beliebigen Sperr- oder Fettdruck oder durch Hervorhebung mit Anführungsstrichen ganz abgesehen. Auch die zur Erläuterung jeweilig erforderlichen Spezialkenntnisse sind so verschiedenartig, daß mancher Fehlgriff zunächst nicht erspart bleiben wird. Ebenso ist man beim Nachgraben in vermeintlichen Fundgruben eigenen Enttäuschungen ausgesetzt. Manches obskure Pamphlet, manche längst vergessene Gelegenheitsschrift, mancher bizarre Skribent bietet bisweilen mehr als die systematische Lektüre angesehener Schriftsteller. Gerade so pointierende Stilisten wie Heine und Gutzkow, solche Wortfanatiker wie Campe und der deutschtümelnde Jahn, solche originalitätssüchtige wie Johannes Scherr, solche schöpferische wie Nietzsche, solche vielfach interessierte Geister wie Wieland, solche hervorragende Männer der öffentlichen Wirksamkeit wie Bismarck usw. sind dafür am ergiebigsten. Überhaupt sind die Schriftgattungen polemischen und satirischen

Charakters in der Regel besonders lehrreich. Ein wertvolles Sammelbecken ist in diesem Betracht vor allem der Kladderadatsch. Aber auch andere Zeitschriften und Witzblätter, die auf modische Strömungen achten, liefern dankbare Ausbeute. Wie wichtig für die Geschichte der Schlagworte die Leitartikel der Tageszeitungen, die Parlamentsberichte, Wahlflugblätter und dergleichen Produkte sind, ist ja allbekannt.

Den Wert solcher Beobachtungen hat Richard M. Meyer, der dieses Gebiet erst wirklich erschlossen hat, mit beredtem Munde betont. So viele leere Schälle nun auch aus dem Geschwirr der Schlagworte heraustönen, sie enthalten doch eine Fülle interessanter Stimmen aus vergangener und gegenwärtiger Zeit, die dem, der recht zu hören versteht, gar manche wertvolle Auskunft geben. Nicht nur der Sprachforscher vermag daraus Gewinn zu ziehen. Nicht nur er kann an diesen Ausdrücken in eigenartiger Weise oft typische Wortschicksale studieren, wie Ebbe und Flut bei der Aufnahme eines Schlagwortes wechselt, wie einzelne Ausdrücke merkwürdig umgebogen werden, Schimpfworte zu stolzen Parteinamen (Whigs, Tories, Geusen!) sich modeln, wie neue Wortsippen plötzlich emporschießen, wie neue Gedanken und Stimmungen nach konformem sprachlichen Ausdruck ringen, wie fremdes Sprachgut übernommen oder bearbeitet wird, sei es durch Amalgieren, sei es durch Verdeutschen.

Auch dem Literarhistoriker eröffnen sich durch Würdigung der Schlagworte bedeutsame Ausblicke. Ganze Bewegungen werden dadurch präzis charakterisiert. Man denke z. B. an die Original- und Kraftgenies, die Schicksalstragödie, die innere Form, die spezifische Lyrik usw.! Manches Stück Poesie und Poetik wird in solchen Ausdrücken lebendig.

Gleichwohl werden die kulturgeschichtlichen Beziehungen immer das größte Interesse erregen. Sie sind fesselnd für jedermann. Wieviel läßt sich über die Psychologie des Publikums, über den Wandel des Geschmacks, über Anleihen bei fremden Völkern, über tiefgehende heimische Bewegungen gerade aus den Schlagworten entnehmen! Mit gutem Grund fragt Bucher S. 72: „Wo und wann ist die erste Thronrede gehalten, die erste Adreß-

debatte geführt worden, und wie sahen sie aus? Wieso sitzt die Rechte rechts und die Linke links? Wie ist die politische Bedeutung des Wortes Rot entstanden? Welches ist der Stammbaum der Grundrechte? Was ist das europäische Gleichgewicht? Wer hat das Wort Rechtsstaat erfunden? Wo ist der Belagerungszustand, die Sache und das Wort, aufgekommen?" Die Fragen lassen sich auch für inländische Schlagworte schier unerschöpflich stellen und beantworten.

Meyer vergleicht zum Schluß ein paar schöne Verse Théophile Gautiers von dem Landmann, dem eine alte Münze, welche er aus seinem Acker herausgepflügt hat, einen vergessenen Fürsten enthüllt. So gewähren auch die Schlagworte manchen überraschenden Aufschluß über „den Herzschlag des Volkes selbst und der Zeit". Denn:

„Wie die Zeiten sind, so sind die Wort und hinwiderumb
wie die Wort, so sind auch die Zeiten. Verba ut nummi." —

Unartig Teutscher Sprachverderber (1643).

Verzeichnis
der häufiger zitierten Werke und Abkürzungen.

I. Wörterbücher, Sammlungen und Zeitschriften.

Adelung: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart, Leipzig 1774 ff.

Campe: Wörterbuch der deutschen Sprache, Braunschweig 1807 ff.

Campe, Ergb. = Ergänzungsband. Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke, Braunschweig 1813.

DWb. = Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Leipzig 1854 ff.

Heynatz: Versuch eines deutschen Antibarbarus, Berlin 1796 f.

Heyne: Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1890 ff.

Kehrein: Fremdwörterbuch, Stuttgart o. J. (1876).

Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 6. Aufl. Straßburg 1899.

Reichel: Kleines Gottsched-Wörterbuch, Berlin 1902.

Sanders: Wörterbuch der deutschen Sprache, Leipzig 1860 ff. 3 Bände.

Sanders, Ergb. = Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1885.

Sanders, Fremdw. = Fremdwörterbuch, 2. Aufl. Leipzig 1891.

Hatzfeld-Darmesteter: Dictionnaire général de la langue française, Paris o. J.

Littré: Dictionaire de la langue française, Paris 1863 ff.

Littré, Suppl. = Dictionnaire de la langue française. Supplément, Paris 1877.

Sachs-Villatte: Französisch-deutsches Supplement-Lexikon, Berlin 1894.

Murray: A new english dictionary, Oxford 1888 ff.

Andresen: Über deutsche Volksetymologie, 6. Aufl. Leipzig 1899.

Brennert: Modeworte, Berlin 1898.

Büchmann: Geflügelte Worte, 22. Aufl. bearbeitet von Ed. Ippel, Berlin 1905.
Gombert, Festg. = Gomberts Aufsatz ‚Über das Alter einiger Schlagworte' in der Festgabe für die 13. Hauptversammlung des Allgem. Deutschen Sprachvereins zu Breslau (1903).
Meyer: Vierhundert Schlagworte, Leipzig 1900.
Nehry: Zitatenschatz, 2. Aufl. Leipzig 1895.
Tappert: Rich. Wagner im Spiegel der Kritik, 2. Aufl. 1903.
Widmann: Geschichtsel, Paderborn 1891.
Winter: Unbeflügelte Worte, Augsburg 1888.
Wustmann: Allerhand Sprachdummheiten, 3. Aufl. Leipzig 1903.

Athenäum, herausg. von A. Wilhelm und Friedrich Schlegel, Berlin 1798 ff.
Concordia, Eine Zeitschrift, herausg. von Friedrich Schlegel, 1. bis 6. Heft, Wien 1820—23.
Deutsches Museum, herausg. von Robert Prutz, 1851 ff.
Die Gesellschaft, Realistische Wochenschrift, herausgegeben von M. G. Conrad, München 1885 ff.
Die Zeit, begründet von Hermann Bahr, Wien 1894 ff.
Dioskuren, herausg. von Th. Mundt, 1836 f.
Heimat, Blätter für Literatur und Volkstum, Berlin 1900 ff.
Die vern. Tadlerinnen, Leipzig und Hamburg 1738.
ZfdU. = Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Leipzig 1887 ff.
ZfdW. = Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Straßburg 1901 ff.
Zfdösterr. Gymn. = Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

2. Literatur.

Abbt: Vermischte Werke, Frankfurt und Leipzig 1783.
Arndt: Werke, herausg. von H. Rösch und H. Meisner, Leipzig 1892.
Auerbach: Gesammelte Schriften. Stuttgart und Augsb. 1857 f.
Auffenberg: Sämtliche Werke. Siegen und Wiesbaden 1843 f.
Ayrenhoff: Sämtliche Werke, 3. Aufl. Wien 1814.
Bamberger: Gesammelte Schriften, Berlin 1894 ff.
Bettina: Dies Buch gehört dem König, 2. Aufl. Berlin 1852.
Bierbaum: Pankrazius Graunzer, Berlin 1896.
Bismarck: Die politischen Reden, Hist.-krit. Gesamtausgabe, besorgt von Horst Kohl, Stuttgart 1892 ff.
Du Bois-Reymond: Reden, Leipzig 1886 f.
Börne: Gesammelte Schriften, Hamburg und Frankfurt 1862.

Böttiger: Literarische Zustände und Zeitgenossen, Leipzig 1838.
Brunner: Die Prinzenschule zu Möpselglück, Regensburg 1848.
Bürde: Vermischte Gedichte, Breslau 1789.
Demokratische Studien, herausg. von Walesrode, Hamburg 1860.
Deutsche Chansons mit einer Einl. von Bierbaum, Berlin und Leipzig 1901.
Dühring: Die Judenfrage, Karlsruhe und Leipzig 1881.
Eichendorff: Werke, herausg. von Dietze, Leipzig und Wien o. J.
Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England, 2. Ausg. Leipzig 1848.
Eucken: Geschichte der philos. Terminologie. Leipzig 1879.
Feuchtersleben: Sämtliche Werke, herausg. von Hebbel, Wien 1851.
Gaudy: Sämtliche Werke, herausg. von A. Mueller, Berlin 1844.
Geibel: Sämtliche Werke, 3. Aufl. Stuttgart 1893.
Glagau: Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin, Leipzig 1876 (3. unveränderte Aufl.).
Goltz: Typen der Gesellschaft, Berlin 1864 (getreuer Abdruck der ersten Aufl. von 1860).
Görres: Gesammelte Schriften, München 1854 ff.
Grillparzer: Sämtliche Werke, herausg. von Sauer (Cotta) o. J.
Grün: Die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien, Darmstadt 1845.
Gutzkow: Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte, Berlin 1836.
Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, Stuttgart 1839.
Gesammelte Werke, Frankfurt 1845 ff.
Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe, Frankfurt 1848.
Rückblicke auf mein Leben, Berlin 1875.
Dionysius Longinus, oder: Über den ästhetischen Schwulst in der neuern deutschen Literatur, 2. Aufl. Stuttgart 1878.
Haeckel: Die Welträtsel, Volksausgabe, Stuttgart o. J.
Haide: Nord und Süd. Cassel und Leipzig 1838.
Hamann: Schriften, herausg. von Friedrich Roth, Berlin 1821 ff.
Hartmann: Gesammelte Werke, Stuttgart 1874.
Hauff: Sämtliche Werke (Max Hesses Verlag), Leipzig o. J.
Haym: Reden und Redner des ersten Preußischen vereinigten Landtags, Berlin 1847.

Hebbel: Sämtliche Werke, Hist.-krit. Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner, Berlin 1901 ff.
Heine: Sämtliche Werke, herausg. von Elster, Leipzig o. J.
Herder: Sämtliche Werke, herausg. von Suphan, Berlin 1877 ff.
Hermes: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Schaffhausen 1778.
Herwegh: Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840, Belle-Vue bei Constanz 1845.
Hildebrand: Vom deutschen Sprachunterricht, 7. Aufl. Leipzig 1901.
Hoffmann v. Fallersleben: Gesammelte Werke, herausg. von Gerstenberg, Berlin 1890 ff.
Holz: Sozialaristokraten, 2. Aufl. München und Leipzig 1905 (1. Aufl. 1896).
Houben: Gutzkowfunde, Berlin 1901.
Immermann: Werke (Hempel) Berlin o. J.
Jean Paul: Sämtliche Werke, Berlin 1840 ff.
Jahn: Werke, herausg. von Euler, Hof 1884 f.
Kotzebue: Sämtliche Werke, Wien 1840 ff.
Kühne: Sein Lebensbild und Briefwechsel, herausg. von Pierson, Dresden und Leipzig o. J.
Kürnberger: Der Amerikamüde (Reclams Univ.-Bibl. 2611—15).
Kurz, Herm.: Sämtliche Werke, herausgegeben von Fischer, Leipzig.
Lagarde: Deutsche Schriften, Gesamtausgabe, Göttingen 1886.
Langbein: Sämtliche Schriften, 2. Aufl. Stuttgart 1841.
Lassalle: Gesamtwerke, herausg. von Blum, Leipzig o. J.
Lavater: Ausgewählte Schriften, herausgegeben von Orelli, 2. Aufl. Zürich 1844.
Lessing: Sämtliche Schriften, herausg. von Lachmann-Muncker, 3. Aufl. Stuttgart 1886 ff.
Lienhard: Wasgau-Fahrten, 3. Aufl. 1902 (1. Aufl. 1896), Straßburg.
Liscow: Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig 1739.
Lucians neueste Reisen oder wahrhafte Geschichten. Alethopel 1791.
Marr: Der Sieg des Judentums über das Germanentum, 3. Aufl. Bern 1879.
Marx: Das kommunistische Manifest, 6. autorisierte deutsche Ausgabe, Berlin 1896 (1. Ausg. 1848).
Mehring: Die deutsche Sozialdemokratie, Bremen 1879.
Meinhold: Die babylonische Sprachen- und Ideen-Verwirrung der modernen Presse, Leipzig 1848.

Melchior Striegel: Ein heroisch-episches Gedicht, herausg. von Ratschky, Neue verb. Aufl. o. O. 1799.

Menzel: Europa im Jahre 1840, Stuttgart 1839.

Mollat: Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments, Osterwieck 1895.

Mommsen: Reden und Aufsätze, Berlin 1905.

Mundt: Die Geschichte der Gesellschaft, 2. Aufl. Leipzig 1856.

Naumann-Buch: Eine Auswahl klass. Stücke aus Friedrich Naumanns Schriften, herausg. von Meyer-Benfey, Göttingen 1903.

Nietzsche: Werke, 1. Bd.: Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen, Leipzig 1889.

2. Bd.: Menschliches, Allzumenschliches I, Leipzig 1900.

3. Bd.: Menschliches, Allzumenschliches II, Leipzig 1900.

4. Bd.: Morgenröte, Leipzig 1900.

5. Bd.: Die fröhliche Wissenschaft, Leipzig 1900.

6. Bd.: Also sprach Zarathustra, Leipzig 1901.

7. Bd.: Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral, Leipzig 1899.

8. Bd.: Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Der Wille zur Macht I. Dichtungen, Leipzig 1899.

9. Bd.: Nachgel. Werke aus den Jahren 1869—72, Leipzig 1903.

10. Bd.: Nachgel. Werke aus den Jahren 1872/3—1875/6, Leipzig 1903.

11. Bd.: Nachgel. Werke. Unveröffentlichtes aus der Zeit des Menschlichen, Allzumenschlichen und der Morgenröthe (1875/6—1880/1), Leipzig 1901.

12. Bd.: Nachgel. Werke. Unveröffentlichtes aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft und des Zarathustra (1881 bis 1886), Leipzig 1901.

13. Bd.: Nachgel. Werke. Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit (1882—1888), Leipzig 1903.

14. Bd.: Nachgel. Werke. Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit (1882/3—1888), Leipzig 1904.

15. Bd.: Nachgel. Werke. Der Wille zur Macht (Studien und Fragmente), Leipzig 1901.

Nordau: Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit, 19. Aufl. Leipzig o. J. (1. Aufl. 1883).

Novalis: Sämtliche Werke, herausg. von Meißner, Florenz und Leipzig 1898 ff.
Pfeffel: Poetische Versuche, 5. Aufl. Tübingen 1816 ff.
Pfizer: Briefwechsel zweier Deutschen, 2. Aufl. Stuttgart und Tübingen 1832 (1. Aufl. 1831).
Prutz: Die politische Wochenstube, 3. unveränderte Aufl. Zürich 1845 (1. Aufl. 1843).
Kleine Schriften, 2. Aufl. Merseburg 1850.
Pückler: Briefe eines Verstorbenen, 1. und 2. Teil, 3. Aufl. Stuttgart 1836, 3. Teil, 2. Aufl. Stuttgart 1836, 4. Teil, 2. Aufl. Stuttgart 1837.
Rückert: Gesammelte poetische Werke, Frankfurt 1882.
Ruge: Briefwechsel und Tagebuchblätter, herausg. von Nerrlich, Berlin 1886.
Scheffel: Der Trompeter von Säkkingen, 232. Aufl. Stuttgart 1897 (1. Aufl. 1854).
Scherr: Michel, Leipzig o. J. 7. Aufl. (1. Aufl. 1858).
Blücher, Leipzig 1862 f.
Porkeles und Porkelessa, Berlin und Stuttgart 1882.
Haidekraut, Wien und Teschen o. J. (1883).
Gestalten und Geschichten, 2. Aufl. Berlin u. Stuttgart 1886.
Schiller: Ausgabe von L. Bellermann, Leipzig und Wien o. J.
Schlegel, Aug. Wilh.: Sämtliche Werke, herausg. von Böcking, Leipzig 1846 f.
Schopenhauer: Sämtliche Werke, herausg. von Frauenstädt, Leipzig 1873 f.
Seume: Prosaische und Poetische Werke (Hempel), Berlin o. J.
Sombart: Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert 4. Aufl. Jena 1901.
Stein: Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs, 2. Aufl. Leipzig 1848 (1. Aufl. 1842).
Treitschke: Politik, herausg. von Cornicelius, Leipzig 1897 f.
Zehn Jahre deutscher Kämpfe, 2. Aufl. Berlin 1879.
Vogt: Untersuchungen über Tierstaaten, Frankfurt 1851.
Voß: Sämtliche Gedichte, Königsberg 1802.
Wagner: Gesammelte Schriften und Dichtungen, 3. Aufl. Leipzig o. J.
Wieland: Werke (Hempel) Berlin o. J.
Wigard: Stenographischer Bericht von den Verhandlungen der Frankfurter konstituierenden Nationalversammlung, 1848 f.

Kaiser Wilhelm II.: Reden in den Jahren 1888—1900, gesammelt und herausgegeben von Penzler (Reclams Univ.-Bibl. 3658—60 und 4548—50).

Wolff: Berliner Revolutions-Chronik, Berlin 1851 ff.

Alex. Graf v. Württemberg: Sämtliche Gedichte (Reclams Univ.-Bibl. 1481—83).

Züricher Sammlung = Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften, Zürich 1741 ff.

Affenartige Geschwindigkeit, heutzutage ein beliebtes Scherzwort, dem man es nicht mehr ansieht, daß es aus einer politischen Verhöhnung geschliffen wurde, die zuerst in einem von August Krawani verfaßten Kriegsberichte der Wiener Presse vom 18. Juni 1866 zu lesen war. Darin wurde nach Büchmann S. 652 von einer affenähnlichen Beweglichkeit der Preußen geschrieben.

Der Spott war aber arg verfrüht, und die preußischen Blätter haben dem voreiligen Angreifer gehörig heimgeleuchtet. Das Amüsanteste der polemischen Debatte, die durch diese Äußerung hervorgerufen wurde, hat der Kladderadatsch in einem satirischen Aufsatz geleistet, der die Art der Wiener und süddeutschen Blätter u. a. folgendermaßen persiflierte: (1866, 115. Am 30. Juni): „Schweigen wir über die beklagenswerten Vorgänge des siebenjährigen Krieges! Nur so viel wollen wir erwähnen, daß sich um diese Zeit zuerst der preußische Geist in seiner ganzen Scheußlichkeit entlarvt hat. Damals zuerst zeigte sich jene affenartige Beweglichkeit, jene froschartige Kaltblütigkeit, jene schleimartige Zähigkeit, jene hasenartige Schnelligkeit, durch welche in Verbindung mit einer hundeartigen Wachsamkeit, einer katzenartigen Behutsamkeit und einer eselartigen Ausdauer leider auf heimtückische Weise ein blühendes Land von der österreichischen Krone losgerissen wurde."

Vergleiche z. B. auch S. 122, 126 und 147 ‚Mit „affenähnlicher" Geschwindigkeit'. Dazu Grenzboten 1866, 2. Sem. 3, 172: „Aus dem Arsenal ihrer Bilder wappnete sich die „Presse" täglich mit neuen Gleichnissen und ließ die Feinde jetzt, da die „affenartige Beweglichkeit" und die „infusorienartige Rührigkeit" ab-

genutzt sind, mit der „Geschwindigkeit einer Epidemie“ sich ausbreiten.“

Agitator, von Murray 1, 184 seit 1780 (Burke) als politisches Stichwort belegt, wurde Anfang der neunziger Jahre auf die französischen Demokraten übertragen und drang ziemlich gleichzeitig auch nach Deutschland herüber. Vergl. den Neuen Teutschen Merkur 1792, 2. Bd. S. 360, wo ein französischer Korrespondent über das Geschrei der dortigen ‚Agitatoren, der Jacobinischen Journalisten und republikanischen Freiheitsschwärmer‘ berichtet und dann S. 365 ‚von den sogenannten Jacobinern‘ schreibt: „Ich gestehe, daß einige unter diesen letzteren den Namen der Agitateurs, womit sie seit kurzem von ihren Gegnern belegt werden, so gut verdienen, als die ehmals so berüchtigten Agitators unter der Parlaments-Armee in den letzten Jahren des unglücklichen Königs Carl I. von England.“

Auch der Herausgeber Wieland nimmt dazu S. 375 das Wort und zitiert als Erklärung aller guten Bürger, daß sie „diese herrschsüchtigen Demagogen, die durch ihre Agitators, Journalisten und Libellisten das unaufhörlich von ihnen bearbeitete, geängstigte und aufgehetzte Volk in einem immerwährenden Zustand der Insurrekzion zu erhalten suchen“ — nicht länger dulden wollen.

Später haben sich namentlich der irische Agitator O’Connell und der deutsche Agitator Lassalle einen großen Namen gemacht. Jetzt wird der Ausdruck mit Vorliebe auf sozialdemokratische Hetzapostel angewandt. Die ursprünglich gleichbedeutenden Worte Agitation und agitieren haben den Beigeschmack des Tadels ziemlich verloren, ohne damit zugleich die politische Färbung abzustreifen.

Agrarier, ein politisches Fahnenwort, unter dem sich seit dem Februarkongreß von 1874 die radikale Partei der deutschen Landwirte zunächst zusammenscharte und aufs lebhafteste für die Interessen der Gutsbesitzer agitierte. Vergl. Grenzb. 1876, 2. Sem. 1, 441: „Die Agrarier wollten den Kongreß zu ihrem Organ machen; damit wurde aber alles bisher Getane in Frage gestellt, der Charakter der landwirtschaftlichen Interessen-

vertretung total geändert." Dann werden eingehend ‚die Präludien der agrarischen Bewegung' gegeben und die Entwicklung zur entschiedenen Kampfpartei aufgezeigt.

Im Gefolge dieser reaktionären Bewegung trat dann auch das vielbespöttelte Schlagwort vom notleidenden Agrarier oder Landwirt heraus. Siehe Harden, Apost. 1, 85 ‚notleidender Landwirt' (1891). Mit starker Ironie gewürzt ist auch die jüngere Bildung Hausagrarier für die Genossenschaften städtischer Grundbesitzer, die in sozialdemokratischen Flugblättern zumal eine besondere Rolle spielt.

Bismarck, der nach Meyer S. 82 den Ausdruck anfänglich selbst gebrauchte, verwirft ihn später als einen viel mißbrauchten Decknamen, der gehässiger Anfeindung und Verleumdung Tor und Tür öffne. Bismarck-Jahrb. 5, 272f. heißt es in einem Artikel der Hamb. Nachrichten vom 13. Febr. 1897: „Schon der Name „Agrarier" bietet die Möglichkeit, darunter eine Sorte von Verschwörern gegen den Staat zu verstehen, denen man alle möglichen üblen Ansichten schuld geben kann, ohne den Nachweis dafür anzutreten. Was ist ein „Agrarier"? Setzt man statt „Agrarier" Landwirt und statt „Agrariertum" Landwirtschaft, so entfällt die Möglichkeit, diesem Hauptgewerbe unserer Landsleute eine besondere Gemeinschädlichkeit beizulegen." Verwunderlich sei nur, daß die Argrarier selbst auf diese Fälschung eingingen. „Wir möchten deshalb den Interessenten der Landwirtschaft empfehlen, in ihrer Sprache die Anwendung der Bezeichnung „Agrarier" gänzlich zu vermeiden und sich stets als das, was sie sind, als Landwirte, zu benennen und zu geben. Man braucht kein Purist der deutschen Sprache zu sein, um einen so verlogenen Ausdruck, wie es heutzutage die Bezeichnung „Agrarier" geworden ist, zu perhorreszieren."

Alldeutschland, nach Gegenwart 8, 118 und 165 (1875) ein von E. M. Arndt geprägtes politisches Losungswort, über das Friedrich Latendorf sich ebenda äußert: „Der Begriff „Alldeutschland" ist heute antiquiert; er gehört der Vorbereitungszeit an, über die wir glücklich heraus sind. Wir reden heute nur noch von Deutschland, dem geeinten lieben Vaterlande.

1*

Wir gönnen aber dem Poeten gern den Ruhm, durch seine Lieder auf ein „Alldeutschland“, auf „das ganze Deutschland“ zu diesem Erfolge geistig mit gewirkt zu haben.“ Vergl. Arndts Lied ‚Des Deutschen Vaterland‘ (1813) mit dem Refrain: „Das ganze Deutschland soll es sein!“

Gleichwohl ist der Ausdruck von neuem beflügelt worden, indem ein im Jahre 1891 begründeter nationaler Schutzverein zur Wahrung des Deutschtums in Europa und über See drei Jahre später den Namen Alldeutscher Verband annahm und in einer eigenen Verbandsschrift, ‚Alldeutsche Blätter‘ betitelt, für seine Bestrebungen erfolgreiche Propaganda betrieb.

Altar des Vaterlandes, eine ältere Wendung, von Gombert, Festg. seit 1778 belegt, die im Jahre 1813 zur Schlagwortformel wird zur Bezeichnung der opferfreudigen Spenden, die damals so zahlreich von Patrioten und Patriotinnen dargeboten wurden. So heißt es z. B. in der Schles. Zeitung vom 1. Nov. 1813 (S. 1997): „Hierauf legte die Gesellschaft auf den Altar des Vaterlandes ein kleines Opfer der Dankbarkeit für die Sieger bei Leipzig nieder.“ Im Morgenbl. vom 29. Dez. 1813 werden Karl Müchlers ‚Gedichte, niedergelegt auf dem Altare des Vaterlands‘ angezeigt. Ebenda 1815 findet sich in Nr. 32 die Schilderung der denkwürdigen Zeit: „Mit innigem Hochgefühle legten Tausende ihren kostbarsten Schmuck . . auf den Altar des Vaterlandes; ja eine dieser Heldinnen opferte ihr schönes Haupthaar, weil es ihr an Gold und Edelstein gebrach.“

Gombert erinnert zugleich daran, daß durch allzu häufige Verwendung dieser Ausdruck schon bald nach den Befreiungskriegen einen ironischen Beigeschmack bekam, der sich im Lauf der folgenden Jahrzehnte noch erheblich verstärkte. Zum Beweise zitiert er einen etwas spöttischen Hinweis auf die Lockenspenderin Hermine v. Schmettau bei Eichendorff (1823). Vergl. auch Gaudy 2, 45 (1836) die derb humoristische Stelle: „Vergönnen Sie mir, diese wenigen Stiche an Allerhöchstdero Naht als ein geringfügiges Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu dürfen“. Mit ähnlicher Satire schreibt Hebbel 10, 154 (1849): „In Pest selbst soll aber die Nationalgarde

ihre Waffen ‚auf den Altar des Vaterlandes‘ niedergelegt haben, wahrscheinlich für die Engel des Herrn.“

Amerikanismus als Stichwort zur Charakterisierung einer von materiellen Erwägungen beherrschten und offen zur Schau getragenen Sinnesrichtung geht nach Gutzkow, Lebensbilder 2, 104 (1870) bereits bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts zurück. Er erzählt nämlich über die Lehrtätigkeit des Philosophen Beneke an der Berliner Universität: „Er ging mit Locke, Hume, Jeremy Bentham. Letzterer vertrat die Anwendung der Philosophie auf praktische Fragen der Neuzeit. Einem Mann wie Gans fehlte es für diese Richtung nicht an dem ablehnenden Schlagwort: ‚Amerikanismus‘.“ Vergl. auch Blankenburg, Die innern Kämpfe der nordamerikanischen Nation (1869) S. 41: „Wie überhaupt die Nation dem plötzlich enorm steigenden materiellen Wohlstande nicht gewachsen zu sein schien, so begann namentlich in den großen nördlichen Städten „Amerikanismus“ der Inbegriff von Materialismus und lächerlichen Überschwenglichkeiten zu werden. In Ermangelung von Adel, Titeln und andern Kriterien fester gesellschaftlicher Positionen suchte man durch ostensible Schaustellung des Reichtums zu imponieren.“

Von modernsten Zeugnissen verdient Beachtung besonders M. G. Conrad, Was die Isar rauscht (1889) 1, 120: „Der ideallose amerikanische Mensch . . wird auch im alten Europa der Mensch der Zukunft sein; heute kann man schon in gewissem Sinne den Juden als den Vertreter des Amerikanismus bei uns bezeichnen. Verjudung heißt eigentlich Amerikanisierung“.

Amtsmüde und das davon abgeleitete Substantiv Amtsmüdigkeit gehören zu den Lieblingsschlagworten der Zeitungen seit Beginn des „neuen Kurses“. Harden, Apostata 2, 85 (1892) schreibt z. B. über den Grafen von Caprivi, ‚der gute Kanzler sei schon des Amtes müde‘. Und Gerüchte von der Amtsmüdigkeit dieses oder jenes Ministers bilden jetzt eine stehende Rubrik unter den politischen Mitteilungen. Vergl. auch die Parallele Kolonialmüdigkeit in den Grenzb. 1902, 3. Viertelj. S. 561.

Anarchist, als modernes Schlagwort für jene gewalttätigen und erbitterten Feinde jeder Staats- und Gesellschaftsordnung

von Murray 1, 307 seit 1862 (bei H. Spencer) belegt. In Deutschland gewinnt es erst ein Jahrzehnt später größere Bedeutung und gehört jetzt zu den internationalen Schlagworten.

Die Ausdrücke Anarchist und Anarchismus selbst sind natürlich viel älter. Wieland spricht z. B. schon kurz nach der französischen Revolution 9, 99 von den Maximen jener ‚Freiheitsschwärmer und Anarchisten'.

Angstprodukt. Nach Bismarck 12, 363 äußerte der Abgeordnete Eugen Richter am 9. März 1887 über den zur Bewilligung der militärischen Septennatsvorlage neu gewählten Reichstag: „Die Mehrheit dieses Reichstages ist ein Angstprodukt der Wähler."

Das Spottwort gefiel. Danach redet z. B. Georg Conrad, In purpurner Finsternis (1895) S. 266 auch von ‚intellektuellen Angstprodukten'.

Annexion ein aus der französischen Diplomatensprache übernommener Ausdruck für die gewaltsame Einverleibung eines fremden Gebietes in den eigenen Staatenverband. Das Schlagwort mit diesem Inhalt wurde von Napoleon III. etwa um 1860, als die Annexion Sardiniens durch Frankreich erfolgte, in Umlauf gesetzt. Vergl. Sanders, Fremdw. 1, 62, der aus Treitschke belegt: „Napoleon III. hat sein berufenes Wort Annexion dem amerikanischen annexation nachgebildet." Der Ausdruck spielt alsbald im Kladd. 1860 eine vielseitige Rolle. Siehe S. 29 (am 19. Februar) ‚Annexion beider Lippen an Preußen' oder S. 63 im Hinblick auf eine Anzeige, daß eine Geldsumme auf gesetzlich ausgezeichnete Weise gestohlen worden sei, die bissige Bemerkung: „Indem wir dem Fürstlich Reuß-Pl. Kriminalgericht für den neuesten, von ihm so geistreich erfundenen Euphemismus für „Annexion" danken, ermangeln wir nicht, denselben allen Untertanen des Empire-la-paix und solchen, die es werden wollen, zu geeignetem Gebrauch unentgeltlich zu überlassen." Ebenso wird S. 30 und 57 der König Viktor Emanuel witzig als „Annexander der Große" tituliert.

Mit neuer Lebhaftigkeit ertönte das Schlagwort dann 1866, aber auch 1870/71 und ging eine Fülle von Ableitungen und

Zusammensetzungen ein, wie Annexionspolitik, Annexionswut usw. Darüber belehrt Sanders, Fremdw. a. a. O.

Antisemit, nach Meyer S. 83 ein von Wilh. Marr um 1879 geprägtes Kampfeswort, das bald auch in andere Sprachen überging (fr. antisémite, antisémitisme usw. engl. anti-Semite, anti-Semitic). Besonders der Hofprediger Adolf Stöcker hatte lebhaften Anteil an dieser judenfeindlichen Agitation, die durch Volksversammlungen und zahlreiche Broschüren betrieben wurde und zunächst in entsprechenden Reichstagspetitionen und in der 1880 begründeten Antisemitenliga einen positiven Ausdruck fand. Die Opposition gegen das vielgebrauchte Schlagwort, das auch als offizieller Parteiname adoptiert wurde, ließ nicht lange auf sich warten. Vergl. Nietzsche 7, 218 (1886): „Ich bin noch keinem Deutschen begegnet, der den Juden gewogen wäre; . . so unbedingt auch die Ablehnung der eigentlichen Antisemiterei von seiten aller Vorsichtigen und Politischen sein mag." Auch den Trumpf des Philosemitismus setzte man dagegen.

Arbeitende Klassen, eine ältere Wendung für die Lohnarbeiter, die seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Frankreich, Deutschland und England mit steigender Lebhaftigkeit zum sozialen Schlagwort ausgemünzt wird. Vergl. Buret, la misère des classes laborieuses (1840), Alex. Baron v. Bülow in den Grenzboten 1842, 566: „In diesem Wechsel von Sieg und Niederlage bewegen sich heutzutage die Industrie und die arbeitenden Klassen." Desgl. Friedrich Engels, die Lage der arbeitenden Klasse in England (1845), mit der Zuschrift an the working classes im Vorwort.

Im Deutschen beschäftigte das Stichwort zumal seit dem Jahre 1844 die Gemüter aufs angelegentlichste. Denn da wurden in verschiedenen Städten ‚Lokalvereine für des Wohl der arbeitenden Klassen' ins Leben gerufen und deren Bestrebungen lebhaft diskutiert. Siehe Grenzb. 1844, 2. Sem. 2, 509: „Die Vereine für das Wohl der arbeitenden Klassen bilden jetzt den Mittelpunkt vieler Unterhaltungen, einerseits um ihrer selbst willen, da man vielfach von dem Ernste der Erscheinungen und

Konflikte in den untersten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft daran gemahnt wird, etwas mit Verstand zu tun, bevor es gewaltsam und ohne Verstand geschehe." Vergl. auch Grenzb. 1845, 1. Sem. 1, 44 und 182, ferner Gutzkow 12, 464 (1846), der übrigens schon 12, 277 und 291 (1842) von den herzzerreißenden, aber wahren Schilderungen berichtet, die der deutsche Kommunist Weitling von dem ‚Elend und der Entwürdigung der arbeitenden Klassen' entwirft. Hierzu noch Treitschke, Deutsche Geschichte 5, 510ff.

Der Ausdruck selbst ist bereits dem 18. Jahrhundert geläufig. Wieland 19, 186 (1772) schreibt: Diese und hundert andere Artikel von gleichem Schlage vermehrten die sogenannten Staatsbedürfnisse auf eine so ungeheure Art, daß, ungeachtet die Abgaben, womit das Volk nach und nach unter allen nur ersinnlichen Titeln belastet worden war, den arbeitenden Klassen zu ihrem notdürftigen Auskommen kaum das Unentbehrlichste übrig ließen, die Zinsen der Staatsschulden zuletzt beinahe die ganze Summe der Einkünfte aufzehrten."

Belege aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bieten Gombert, ZfdW. 3, 163, und Morgenblatt 1834, 1107 z. B.: „So ziehen die Garçons aus den Kaffeehäusern die Hüte vor einander ab, und dasselbe gilt sogar von den niedrigsten arbeitenden Klassen."

Arbeiterbataillone, ein von Lassalle geprägtes Schlagwort, der 3, 239 (1864) prophezeit: „Schon höre ich in der Ferne den dumpfen Massenschritt der Arbeiterbataillone." Treitschke, Zehn Jahre (1874) S. 460, spricht danach von den ‚ungezählten Hungerbataillonen des deutschen Reichs'. Ebenso erwähnte Bismarck, Polit. Reden 12, 626 (am 18. Mai 1889) dieses sozialistische Schreckwort in seiner Charakteristik der sozialdemokratischen Parteitendenz: „Alles, was diese Stärke zum Losschlagen, zur Erzeugung des Bürgerkrieges, zur Herstellung des „Massentritts der Arbeiterbataillone" schädigen kann, hindern kann, hemmen kann, das werden sie natürlich bekämpfen." Brennert gedenkt auch dieses Schlagwortes S. 63: ‚gelegentlich mit dem „roten Gespenst" oder dem „Tritt der

Arbeiterbataillone" seinen Hörern einen Schauer nach dem andern über den Rücken zu jagen'.

Aber schon 1832 erwähnt Enfantin wiederholt, Œuvres 3, 11, 29 und 32 (Paris 1868): ,l'armée pacifique des Travailleurs'.

Arbeitergroschen ist in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts bereits ein bekanntes Stichwort. Das bezeugt Mehring (1879) S. 139, welcher über sozialdemokratische Agitatoren niedrigsten Schlags bemerkt: „Wenigstens bei einem Teile dieser Leute trifft der vielbeliebte Vorwurf von der „Vergeudung der Arbeitergroschen" zu." Dagegen sei er andern gegenüber eine harte Ungerechtigkeit.

In den Soz. Monatsheften 1, 44 (1897) heißt es: ,Sprößlingen der Bourgeoisie die gewohnte Lebenshaltung aus den Arbeitergroschen gewährleisten'. Auch Holz, Sozialarist. S. 31, spielt darauf an, wo der Gelegenheitsdichter Fiebig die sozialdemokratischen Führer verteidigt: „Die Leute wolln doch ooch lebn?" Der Buchdrucker Werner aber erwidert: „Ja, von unsre Arbeiterjroschns!"

Arbeitsteilung, ein von Adam Smith 1776 in Kurs gesetztes Schlagwort, das für Volkswirtschaft wie Naturwissenschaft gleiche Bedeutung erlangte. Smith überschrieb damit (The division of labour) gleich das erste Kapitel seines epochemachenden Hauptwerkes Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations (London 1776) und gab darin eine grundlegende Untersuchung dieses Begriffs. Noch im selben Jahre erschien die erste deutsche Übersetzung, und da das Werk in alle lebenden Kultursprachen übertragen wurde, fand auch das Schlagwort außerordentliche Verbreitung. Vergl. nur Enfantin, Œuvres 3, 174 und 175 (1838): „Ainsi était encore résolue une question bien intéressante de l'ancienne politique, la division de plus en plus grande du travail, qui avait embarrassé tant d'esprits élevés, et dans laquelle Smith, et même un ancien élève de Saint-Simon (A. Comte), avaient aperçu une tendance constante de dégradation humaine."

Ferner Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie (23. Aufl. 1890) S. 157. Andererseits z. B. Leuckart, Über den Polymorphismus der Individuen oder die Erscheinung der Arbeitsteilung in der Natur und Menschenleben (Gießen 1851). Siehe auch Sanders, Ergb. S. 557.

Arbeitswillige, eine seit ca. 1897 verbreitete offizielle Bezeichnung, die alsbald den lebhaften Hohn der Sozialdemokraten herausforderte. So heißt es in den Soz. Monatsheften 1, 73 (1897): „Die aus den verschiedensten Teilen Deutschlands nach Hamburg gelockten Streikbrecher, für welche man in Hamburg in der Rheingasse den schönen Namen „Arbeitswillige" erfunden hat, sie sind alle im Verein mit den in Hamburg selbst wohnhaften Streikbrechern Schuld daran, daß der Kampf (der Hamburger Hafenarbeiter und Seeleute!) .. schließlich erfolglos für die Arbeiter endete."

Vergl. ferner Kaiser Wilhelms II. Rede vom 6. Sept. 1898 (Penzler 2, 112) und die Thronrede vom 6. Dezember dieses Jahres (ebda. 2, 129): „Der Terrorismus, durch den Arbeitswillige an der Fortsetzung oder Annahme von Arbeit gehindert werden, hat einen gemeinschädlichen Umfang angenommen."

Der Ausdruck an sich ist älter und wird von Sanders schon aus Kohl, Reisen in Engl. 2, 260 (1844) belegt: ‚die geschicktesten und arbeitswilligsten Leute'.

Aristokrat wurde im Jahre 1789 zum gehässigen Scheltwort ausgeprägt, womit man die beiden ersten Stände, Adel und Geistlichkeit, als Feinde der revolutionären Bewegung zu brandmarken pflegte. Vergl. Lucians Neueste Reisen (1791) S. 17: „Weil nun dem Volke goldne Zeiten versprochen sind, so hat man ihm den Wahn beigebracht: wenn sie nicht kommen, seie niemand daran Schuld, als die Freunde der alten Verfassung, die Stifter alles Bösen, die Schande der Menschheit .. — man heißt sie Aristokraten. Alles, was scheußlich ist — Vatermörder, Tyrannen, Blutigel der Nation — denkt sich das Volk unter diesem Namen." Oder S. 347: „Diese Christliche Gleichheit gefiel freilich dem Adel nicht, und wem sie nicht

gefiel, hieß Aristokrate, und war durch diesen Namen schon fähig, laternisirt zu werden".

Dasselbe bezeugt Wieland im Neuen Teutschen Merkur 1792, Bd. 2, S. 299: „Das Wort Despot und Despotismus ist nun einmahl ein eben so allgemein verhaßtes Schimpf-Wort als Ketzer, Pfaff, Deist, und als es die nur erst seit dem 14ten Juli 1789 in Schwang gekommenen garstigen Wörter Demokrat und Aristokrat sind oder in kurzem seyn werden." Daß dieser Sprachgebrauch auch auf Deutsche entsprechend einwirkte, konstatiert Campe, Ergb. S. 125 (1813) ausdrücklich: „Der neueste, vom Parteigeiste während der Französischen Staatsumwälzung entstandene Sprachgebrauch hat beide Wörter, Aristokrat und Demokrat, zu Schimpfnamen gemacht, womit die eine Partei die andere zu branntmarken glaubt."

Im übrigen hat Lothar Bucher, der in der Deutschen Revue, 12. Jahrg. Bd. 2, S. 74 ein paar wichtige Entwicklungsstufen aus der langen Geschichte des Wortes hervorhebt, so unrecht nicht, wenn er bemerkt: „Seitdem ist das Wort völlig verwildert; was bedeutet es heute in Frankreich, England, Deutschland? Was würden diejenigen, die es am häufigsten im Munde führen, antworten, wenn man sie um eine Definition ersuchte? Zuweilen würde die aufrichtige Antwort lauten müssen: jemand, den ich aus diesem oder jenem Grunde nicht leiden kann."

Gleichwohl scheint mir jetzt doch die ursprüngliche lobende Bedeutung wieder vorzuwiegen.

Aristokratie der Geistreichen, eine von Heinrich Steffens geschaffene Bezeichnung für „Männer, die nicht nur einen ausgezeichneten Geist besitzen, sondern auch ein Privilegium daraus machen". Menzel im Morgenbl. Lit. Bl. 1830, 7. Nach demselben, Deutsche Lit. 4, 259 ff. sind darunter die Goetheenthusiasten zu verstehen, vor allem Wilh. von Schlegel und sein Anhang. Vergl. auch Mundt, Moderne Lebenswirren (1834) S. 109: „Er (Steffens) gehört als Oberhaupt jener Aristokratie der Geistreichen an, die er selbst einmal so treffend bezeichnet hat." Vergl. ZfdW. 5, 106.

Armer Mann, von Gombert, ZfdW. 3, 164, bereits seit 1805 als geläufiger Ausdruck zur Bezeichnung der Gesamtheit der ‚armen Leute‘ belegt. In Karl Becks ‚Liedern vom armen Mann‘ (1846) aber tritt er uns dann zunächst als fertiges Schlagwort sozialistischer Färbung entgegen. Darüber belehrt auch Hartmann, Reimchronik des Pfaffen Maurizius 1, 13 (1849):

„Als wir unter einem armen
Schwarzgelben holzweg-versigen Carmen
Den Namen eines Poeten lesen,
Der noch vor Kurzem mit tollem Blasen
Als „armer Mann“ und Sozialist,
Als Atheist und Kommunist,
Als zerfahrener Poete sang.“

Zwanzig Jahre später nimmt Bismarck wieder das Schlagwort mit neuem Nachdruck auf, jedoch in Anlehnung an die alte Bedeutung als prägnanten Ausdruck für die unbemittelten und daher nur wenig steuerkräftigen Volksklassen. Vergl. Büchmann S. 656. So sprach er (Polit. Reden 4, 236) am 21. Mai 1869 davon, „wie grausam es wäre, dem armen Mann sein Pfeifchen Tabak oder den stärkenden Trank zu verkümmern“, und am 21. Juni 1869 (ebenda 4, 269): „Ich werde jedes Mal von einem gewissen Bedauern ergriffen, daß wir nicht mit voller sachlicher Offenheit uns gegeneinander aussprechen, wenn ich gefühlvolle Klagen zu hören bekomme über den armen Mann, der sein Petroleum, sein Augenlicht, seine Intelligenz, der sein Pfeifchen Tabak besteuert sehen soll.“

Infolge der seitdem beliebten biedermännisch rührsamen Agitation erblühte dann aus dem Munde des Grafen Franz von Ballestrem in der Reichstagssitzung vom 5. Juli 1879 das Diktum vom ‚sogenannten armen Mann‘, das Bismarck am 28. März 1881 (Polit. Reden 8, 405) noch übertrumpfte durch den Ausspruch: „Der Branntwein aber ist das Getränk des berühmten armen Mannes.“ Vergl. auch ebenda S. 361 ‚Belastungen des armen Mannes durch die Korn- und Petroleum-

zölle' und S. 407ff. Ferner die Bemerkung vom 2. April 1881 (Polit. Reden 9, 31): „Da hat man sich um den ‚armen Mann' gerissen, wie um die Leiche des Patroklus."

Dann folgte am 9. Januar 1883 die „Trichine des armen Mannes" (ebenda S. 438) und am 15. Januar 1889 (Polit. Reden 12, 542) der „Schnaps des armen Mannes". In poetischer Beleuchtung erscheint „der mit Recht so beliebte arme Mann" (Harden, Apost. 1, 195) z. B. bei Schmidt-Cabanis, Auf der Bazillen-Schau S. 78 und 103.

Ästhetischer Tee. Die seit Ende des 18. Jahrhunderts sich zunehmender Beliebtheit erfreuenden literarischen Teeabende geben seit Beginn des folgenden bald ein beliebtes Spottobjekt ab. Gombert ZfdW. 2, 263 weist aus dem ‚Freimütigen' (1804) bereits ästhetische Damen als bekannte Erscheinung nach. Aber erst seit der Begründung des durch seine Seichtigkeit berüchtigten ‚Dresdener Dichtertees' im Jahre 1815, der selbst nur eine Neubelebung eines eingegangenen literarischen Wochenzirkels von 1801 war, wurden derartige Dichterzusammenkünfte gründlich diskreditiert. So spöttelt Heine 3, 52 (1824) darüber: „Wie einige belletristische Damen auf einer Bergecke ihre ästhetische Teegesellschaft hielten, sich gemütlich die „Abendzeitung" vorlasen, ihre poetischen Ziegenböckchen, die meckernd den Teetisch umhüpften, als Universalgenies priesen und über alle Erscheinungen in der deutschen Literatur ihr Endurteil fällten."

Je mehr solche nach Tieckschem Muster eingerichtete Leseabende Mode wurden, um so lebhafter wird auch die Opposition gegen derlei ästhetisierendes Cliquenwesen. Immerman 10, 206 (1831) spricht von der ‚Ausdünstung der ästhetischen Teemaschine' und selbst Geibel 1, 84 (1838) stichelt ironisch:

„In der Gesellschaft, wo am blanken Teetisch
Das Wasser brodelt und der Blaustrumpf glänzt,
Und wo prosaisch bald und bald poetisch
Des Geists Rakete durch die Luft sich schwänzt;
Langweilt er sich."

Mit treffendem Humor hatte aber schon vorher Hauff 3, 57 (1826) sich geäußert in dem Gespräch zwischen dem ewigen Juden und dem Satan: „Ästhetischer Tee, was ist denn das? In China hab ich manches Maß Tee geschluckt, Blumentee, Kaisertee, Mandarinentee, sogar Kamillentee, aber ästhetischer Tee war nie dabei.“

„O sancta simplicitas! Jude, wie weit bist du zurück in der Kultur. Weißt du denn nicht, daß dies Gesellschaften sind, wo man über Teeblätter und einige schöne Ideen genugsam warmes Wasser gießt und den Leuten damit aufwartet?“ Noch 1843 verwünscht Alex. Graf v. Württemberg S. 277 diese Sitte:

„Der Tee vom Teufel ward herauf beschworen
Für Schwätzerei und für verliebte Toren.“

Atavismus, d. h. Rückartung zum Ahnentypus, rückschreitende Erblichkeit (von lat. atavus=Urälltervater) scheint seit Ausgang der sechziger und Anfang der siebziger Jahre allmählich ins große Publikum gedrungen zu sein. Etwa 1880 tritt uns der Ausdruck als allgemein übliches Schlagwort bereits entgegen. Vgl. Sanders, Fremdw. 1, 107. Aus der wissenschaftlichen Fachsprache belegt Murray 1, 531 Atavism schon 1833, Littré 1, 225 (1863) bucht atavisme als botanisch=physiologischen Terminus, trägt aber im Suppl. (1877) S. 26 eigens die besondere moderne Anwendung nach: „réapparition d'un caractère primitif après un nombre indéterminé de générations“.

Nietzsche 12, 96 (1881/82) verwendet das Schlagwort in freier Übertragung, indem er von einem ‚Atavismus des Gefühls‘ spricht. Ferner 5, 47 (1882) überschreibt er einen Aphorismus: Eine Art von Atavismus und führt darin aus: „Die seltnen Menschen einer Zeit verstehe ich am liebsten als plötzlich auftauchende Nachschößlinge vergangener Kulturen und deren Kräfte: gleichsam als den Atavismus eines Volks und einer Gesittung.“ Nordau, Die konventionellen Lügen (1883) S. 108, bekennt: „Anthropologie und Atavismus und Hereditát, alle die schönen Worte, die ich zum Verständnisse der

Loyalität des unwissenden und gemeinen Volkes anrufe, lassen mich im Stiche, wenn ich vor dem Byzantinismus der Vornehmen und Gebildeten stehe."

Für die Beliebtheit des Ausdrucks nur noch ein Zeugnis. Scherr, Haidekraut (1883) S. 287 schreibt von der „Lehre vom Atavismus, womit unsere Zeit, wie mit anderen gleichwerthigen Aufstellungen und Schlagwörtern, so dickthut."

Attentäter kam nach dem vom Bürgermeister Tschech am 26. Juli 1844 unternommenen Mordversuch gegen König Friedrich Wilhelm IV. zuerst in Berlin auf, und zwar als ironische Neubildung eines sogenannten Volksliedes im Ulkstil. Siehe Hildebrand, Vom d. Sprachunt. S. 133f., und Meyer S. 55, der auch das Verbum attentaten beibringt. Das eigenartige Schlagwort Attentäter gewinnt seit den vierziger Jahren schnell an Boden, zumal die Zahl dieser politischen Verbrecher ganz erschreckend zunahm. Andresen charakterisiert übrigens den Ausdruck S. 382 als ‚eine sehr kühne, ja regellose und an sich fehlerhafte, aber wirklich treffende und sehr glückliche Bildung . ., bei der der Gedanke an ‚Täter' sich unwillkürlich aufdrängt.'

Zugrunde liegt natürlich das aus dem Französischen stammende Attentat, das nach Kluge, Etym. Wb. S. 22 in Fremdwörterbüchern seit 1695 verzeichnet wird, aber schon in Zeitungen während des dreißigjährigen Krieges sich findet und von Kehrein S. 58 aus Schiller und Herder belegt wird. Ursprünglich ist dieses Wort ein juristischer Ausdruck und bedeutet Antastung, d. h. einen strafbaren Eingriff oder Angriff. Seit den Mordanschlägen auf Ludwig Philipp wurde Attentat dann in dem modernen Sinne auch in Deutschland üblich und nicht selten sogar in der gedankenlosen Zusammensetzung Attentatsversuch gebraucht.

Von scherzhaften Weiterbildungen notiert Sanders 1, 54 sonst noch beattentaten (Glasbrenner). Vergl. außerdem Goltz, D. Kleinstädter in Ägypten (1853) S. 308 ‚ein . . attentäterndes „Gesellen-point d'honneur"'; ferner: Goltz, Typen d. Ges. (1860) 1, 48 ‚Attentäterei auf Tränendrüsen', S. 102

‚attentäterische Lebhaftigkeit‘ und 2, 151 ‚attentäterische Liebenswürdigkeit‘.

Aufgehen in Deutschland, eine Schlagwortwendung, die auf einen Passus der vom König Friedrich Wilhelm IV. erlassenen Proklamation vom 21. März 1848 zurückgeht (Büchmann S. 628): „Preußen geht fortan in Deutschland auf.“ Die zündende Wirkung dieser Erklärung sah Varnhagen voraus, der in s. Tageb. 4, 335 unter dem gleichen Tage notiert: „‚Preußen geht fortan in Deutschland auf‘. Dies Wort in der Königlichen Proklamation ist von ungeheurem Inhalt, ein Schlagwort von zermalmendem Gewicht, das kann ungeheuer wirken!“ Als Verf. dieses Aufrufs wird der deutschnational gesinnte Minister Heinrich Freih. v. Arnim genannt.

Freilich bot dieser mit obigem Schlagwort keine originale Wendung, sondern lehnte sich nur geschickt an ältere an, die Gombert in der ZfdW. 3, 325 aus dem Rhein. Merkur vom 7. Sept. 1815 zitiert: „Solange Preußen in Teutschland nicht aufgegangen ist, muß es als Preußen handeln und sich zur Selbständigkeit erheben.“ Desgl.: „In Teutschland kann Preußen nicht aufgehen, solange kleinere, mittlere und große Fürsten mit Landeshoheit ausgerüstet dastehen.“

Doch konstatiert Hebbel bereits am 7. Aug. 1848 von Wien aus: „Preußen will, wie man aller Orten lies't und hört, nicht mehr in Deutschland aufgehen, weil das „in Östreich“ aufgehen heiße. Hat das einen Sinn?“ Und Auerbach höhnt in s. Tagebuch aus Wien (1849) S. 71: „Ein starkes einiges Österreich heißt es und doch, wie die Phrase hier lautet, „ein inniger Anschluß“ an Deutschland, während in Preußen die Phrase zu Pferde heißt: „ein Aufgehen in Deutschland““.

„**Aufklärung** ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstands ohne Leitung eines anderen zu bedienen .. Habe Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“ So beantwortete Kant 1784 in dem berühmten Aufsatz: ‚Was ist Aufklärung?‘ (Berlinische Monatsschrift 4, 481) gleich

zu Anfang die von dem Prediger Zöllner ebenda 2, 516 aufgeworfene Frage. In der Tat fand in diesem Ausdruck das Streben nach religiöser, geistiger und politischer Befreiung, das die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts beseelte, seinen bleibenden Ausdruck.

Als Schlagwort tritt der wohlvorbereitete Ausdruck (vergl. Gombert ZfdW. 2, 59f. und Reichel, S. 8) erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts auf und gewinnt in diesem Sinne eine ungeheuere Verbreitung.

Sogar Adelung 1, 451 (1774) bucht ihn und Wieland 35, 320 (1776) sieht sich schon zu dem Ausspruch veranlaßt: „An Aufklärung der Zeit Antheil gehabt zu haben, wird vielleicht dermalen von Manchem als ein ziemlich zweideutiges Verdienst angesehen. Man hat so lang und viel an der Aufklärung der unsrigen gearbeitet, daß Männer von Einsicht endlich auf den Gedanken gekommen sind, es sei der Sache zu viel gethan worden."

Gleichwohl betont Moses Mendelssohn noch 1784 in der Berlinischen Monatsschrift 4, 193: „Die Worte Aufklärung, Kultur, Bildung sind noch neue Ankömmlinge. Sie gehören vor der Hand bloß zur Büchersprache. Der gemeine Haufe verstehet sie kaum." Die Gebildeten jedenfalls begannen aber des Schlagwortes Aufklärung schon herzlich überdrüssig zu werden. Gombert zitiert ZfdW. 3, 164 aus dem Teutschen Merkur 1785, 108: „Das Wort Aufklärung fängt jetzt allmählich an, so wie die Wörter Genie, Kraft, gutes Herz, Empfindsamkeit und andere in üblen Ruf zu kommen." Verwandte Urteile verzeichnet auch Feldmann ZfdW. 6, 106 von Schubart und J. G. Schlosser, bei dem sich die Bildung Aufklärungssucht (1788) nachweisen läßt. Auch Lavater 1, 267 (1789) mißbilligt ‚das Prahlen von Aufklärung, Vernunft, Freiheit, Krücken entbehren.'

Daher konnten Verspottungen, wie Aufklärerei (siehe DWb.) usw. oder gar das verächtliche, von Heinrich Leo mit Anklang an Kehricht gebildete Aufkläricht bez. Auskläricht nicht ausbleiben. Vergl. Büchmann S. 642 und meine Angabe ZfdW. 5, 107.

Auslösung und auslösen, zwei physiologische Kunstausdrücke, die zwar seit Mitte des 19. Jahrhunderts gebräuchlich sind, die aber erst etwa seit den achtziger Jahren in freierer Weise verwendet und zu allgemeinen Schlagworten werden. Dazu scheint Nietzsche zumal beigetragen zu haben. Vergl. zunächst Du Bois-Reymond 1, 405ff. und 415f., sowie 2, 25 und 218. Dann Nietzsche 12, 151 und 192f. (1881—2): „Der Reiz, den einer ausübt, die Anregung, die er giebt, bei der andere ihre Kräfte auslösen (zum Beispiel der Religionsstifter), ist gewöhnlich mit der Wirkung verwechselt worden: man schließt aus großen Kraft-Auslösungen auf große Ursachen. Falsch!“ Vergl. 13, 253 (1882) und 257 (1883). Ferner 5, 310 (1887): „Die erste Art Ursache ist ein Quantum von aufgestauter Kraft, welches darauf wartet, irgendwie, irgendwozu verbraucht zu werden; die zweite Art ist dagegen etwas an dieser Kraft gemessen ganz Unbedeutendes, ein kleiner Zufall zumeist, gemäß dem jenes Quantum sich nunmehr auf Eine und bestimmte Weise „auslöst“: Das Streichholz im Verhältniß zur Pulvertonne.“

Das Schlagwort ist in kurzer Zeit bis zum Modewort schlechthin mit entwertet worden. Wustmann S. 363 gibt Proben davon.

Aussperrung begegnet als soziales Kampfeswort für die von den Arbeitgebern gegenüber streikenden Arbeitern verfügten Betriebseinstellungen seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Siehe Sanders Ergb. S. 491. Dazu z. B. eine Bemerkung von Max Wirth in einem Grenzbotenaufsatze 1875, 1. Sem. 2, 264: „Nach der Analogie der genannten Landwirte beschlossen auch die Hüttenbesitzer von Süd-Wales dem Ausstande der Arbeiter ein ähnliches noch härteres Kollektivmittel anzuwenden, die Aussperrung der Arbeiter, d. h. sämtliche Meister, welche der Gesellschaft angehören, verpflichten sich infolge eines Beschlusses der Gesellschaft ihre Werke gänzlich zu schließen.“ Ebenda auch Arbeitssperre.

Der Ausdruck ist die Verdeutschung des engl. Lock-out und wie die Sache selbst von Großbritannien herübergekommen.

Babel und Bibel, der Titel eines von Friedrich Delitzsch im Jahre 1903 veröffentlichten Vortrags, rief eine wahre Hochflut von Kampfschriften für und wider Babel und Bibel hervor, über die das im Literarischen Centralblatt 1903, 1699 ff. gegebene Referat anschaulich orientiert. Der Rezensent urteilt zum Schluß: „Aus der Masse ragen gar manche durchweg sachkundige und zugleich sachliche und objektive Schriften hervor... Aber wieviel Unwissenheit, Urteilslosigkeit, lose Phantasie und Voreingenommenheit macht sich daneben breit, so viel, daß ich fast fürchten muß, daß zwar bei uns nunmehr Millionen, vom Kaiser bis zum Schweinehirten, das Schlagwort Babel-Bibel kennen, daß es aber selbst in den Köpfen der Gebildeten nur zu geringer Klarheit darüber gekommen ist, was denn nun eigentlich von all dem Behaupteten wirklich fest wie ein rocher de bronze steht.“ Vergl. auch den satirischen Artikel in der Zukunft 42, 129 ff. (1903): Babel, Bebel, Bibel.

Bacillus, ein medizinischer Fachausdruck, der namentlich durch Kochs bahnbrechende Entdeckungen zu Anfang der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts zum populären Schlagwort wird. So spricht Scherr, Die Nihilisten (1885) S. 103, von ansteckenden „Bacillen“ oder erwähnt in s. Gestalten und Geschichten (1886) speziell S. 195 f. den ‚Komma-Bacillus‘. Meyer zitiert S. 83 aus J. Schleicher, Sebast. Brunner (1888) S. 70, die charakteristische Auslassung: „Doch scheint es, daß sie teilweise auch an dem morbus theologicus austriacus laborierten, dessen Bacillus zu Josephs Zeiten grundgelegt ward.“

Besonders beliebt wurde der Beunruhigungsbacillus durch eine Äußerung des Reichskanzlers v. Caprivi im Deutschen Reichstage vom 27. Nov. 1891 (Nehry S. 52): „Es geht durch das Land ein Pessimismus, der mir im höchsten Grade bedenklich ist... Es ist, wie wenn ein Beunruhigungsbacillus in der Luft läge, der epidemisch geworden ist, und selbst manche angesehene Zeitungen, die sich sonst für die Bannerträger nationaler Gefühle halten, scheinen mir Reinkulturen für dies Wesen zu sein.“ Daselbst wird auch eine damit verwandte Wendung des Kultusministers Grafen v. Zedlitz-Trützschler, die im Preußischen

Abgeordnetenhause am 21. Jan. 1892 fiel, mitgeteilt: „Das ist doch die Reinkultur des Beunruhigungsbacillus in der höchsten Potenz."

Banause, ein Schlagwort bildungsstolzer Kreise für Gevatter Schneider und Handschuhmacher, d. h. für den bezahlten Lohn- und Brotarbeiter, dessen Geschichte Arnold ZfdW. 5, 257 ff. in den Grundzügen klargestellt hat. Danach geht der dem Griechischen entstammende und dort weit verbreitete Ausdruck auch ins mittelalterliche und neue Latein über, während er dem Neuhochdeutschen bis zum 18. Jahrhundert so gut wie fremd bleibt. Erst gegen Ende dieses Jahrhunderts wird er aus der Schulgelehrsamkeit allmählich in die gesprochene Sprache übergeführt. So heißt es im Teutschen Merkur 1777, 2. Viertelj. S. 233: „Den Le Brün betreffend, so gesteh ich Ihnen reumüthig, daß ich in dem Augenblick, da ich in einem etwas spöttischen Ton, wie nicht zu läugnen ist, von ihm sprach, nicht an die Gallerie von Luxemburg, sondern nur an seine große Spanische Perücke und seinen schamarierten Rock mit den Tressen auf allen Nähten dachte, im Gegensatz mit dem armen Teufel Le Süeur, der in einem schmutzigen halbzerrißnen Camisol, wie ein bloßer βαναυσος dasitzen und im Taglohn Nebenzimmerchen bemahlen mußte, und doch wenigstens ein ebenso großes Genie war als der große Le Brün." Wenn hier auch aus dem Zusammenhang die Bedeutung des Fremdwortes nicht zu verkennen ist, so zeigt eine Stelle in den vom Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg übersetzten ‚Auserlesenen Gesprächen des Platon' 1, 311 (1796), daß es noch keineswegs dem gebildeten Publikum allgemein geläufig war: „Ein gemeiner Werkmeister. Das Wort Βαναυσος bezeichnet eigentlich einen Menschen, der beym Feuer arbeitet, es werde nun hergeleitet von Βαυνος der Heerd, oder von αὑειν anzünden. Überhaupt bedeutet es einen Menschen von sitzender und durch Fleiß erwerbender Lebensart. Solche wurden, als wenig fähig zu edlen Geistesbeschäftigungen und zu kühnen Thaten, gering geschätzt. Eine gemeine Freundschaft wird irgendwo von Platon eine banausische Freundschaft (βαναυσος φιλοτης) genannt."

Diese Stelle gab dann nach etwa einem Vierteljahrhundert

Joh. Heinr. Voß in seinem stark polemischen Aufsatz ‚Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier‘ (1819) willkommenen Anlaß, solchem Bildungsdünkel des Adeligen energisch zu entgegnen. Vergl. Sophronizon 1819, Heft 3, 32 f.: „Der Grieche nennt Banausos einen Handwerker von sitzender Lebensart. Warum lieh unser Graf dem verachtenden Wort einen so weiten Sinn, der auch den fleißigen Gelehrten, den selbstthätigen Geschäftsmann und den Amtsbesorger umfaßt? Mitunter gewiß, wann er dies Lieblingswort nachdrücklich mit Lächeln aussprach, war ich selbst, ohn' es zu ahnen, der banausische Freund!“ Erst durch Voß und seine Anhänger, die gegen den anmaßlichen Ausdruck unermüdlich stichelten, wurde der ‚Banause‘ wirklich gäng und gäbe. Das bezeugt ausdrücklich Immermann an Elise v. Lützow 1. März 1824 (Ludmilla Assing, Gräfin Elise v. Ahlefeldt 1857, 216): „Mit meinem Bruder, der in ähnlicher beständiger Arbeit steckt, scherze ich oft über unsere Lage, und wir nennen uns gegenseitig die zwei Banausen. Sie erinnern sich des Worts, welches durch Vossens und Stolbergs Streit allgemein bekannt wurde und in der ursprünglichen Bedeutung einen Menschen anzeigt, der beim Feuer arbeitet, in der abgeleiteten aber jeden bezeichnet, der sich handwerksmäßig abmüht.“ Von den sonstigen Belegen Arnolds hebe ich heraus: Voß, Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe (1820) S. 125 f.: „Dann mag die blinde gewaltsame Menge der unedlen Bürger aus dienstpflichtigem Geschlecht, in allerlei Innungen abgeschaart, als handarbeitende und kopfarbeitende Banausen bei ihrem kleinlichen und unschönen Gewerb' in sicherer Ruhe leben, sittsam zugleich und genügsam.“ Hierzu die Anmerkung: „Banause heißt im Griechischen ein Handwerker, der mit einförmiger Sizarbeit am Kamienlicht früh und spät um ärmlichen Lohn sich abmüht, an Geist und Leibe geschwächt. Bei Stolberg ist Banause ‚überhaupt ein Mensch von sizender und durch Fleiß erwerbender Lebensart‘. Also auch jeder Mensch, der ein eigenes Amt oder ein fremdes am Arbeitstische besorgt, wie z. B. Büsch, Möser, Kant, Ramler, Lessing, Gleim, Schiller, Claudius, vor allen Stolbergs banausischer Freund in Eutin.“

Außerdem notiere ich aus einem Briefe Kühnes an Varnh. 26. Sept. 1835 (Houben S. 65) einen Passus über ‚Gutzkows banausische Kulissenreißereien‘ und Menzels Wendung vom ‚Kainszeichen der Banausität und spießbürgerlichen Unbehülflichkeit‘ in s. Deutschen Lit. 4, 11 (1836). Neuere Zeugnisse sind reichlich und beweisen die Lebenskraft des Schlagwortes, das überdies auch im Englischen (allerdings erst recht spät) und Spanischen sich gebucht findet.

Beamtenhierarchie ist als Schlagwort seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fortdauernd zu belegen. Gombert, Festg. zitiert aus einem Brief des Freiherrn vom Stein (19. Dez. 1822): „Unser ökonomisch-politisch-technologisch-populierendes System, durch eine zentralisierende Beamtenhierarchie angewandt, frißt sich selbst auf, wie Saturnus seine Kinder.“

Görres überschreibt eine seiner Glossen 5, 182 (1824) Über Beamtenhierarchie und führt darin aus: „Seit das Beamtenwesen so mächtig um sich gegriffen, verehrt so mancher kleine und kleinste Ort in seinem Vorstande einen mächtigen Kaiser und Mehrer seines Reichs, der nun seinerseits den Pfarrer zum Papst gesalbt und gekrönt.“ Auch Immermann äußert sich darüber 6, 158 (1836): „Blickt der Bürger aus seinen vier Pfählen in das Gemeinwesen, so sieht er dasselbe eigentlich nur in der aufsteigenden Beamtenhierarchie, die jedes selbsttätige Eingreifen seinerseits verbietet.“

Daneben führen die Grenzboten 1845, s. Sem. 1, 422, noch die Militärhierarchie an, Kürnberger (1855) S. 239 speziell die Kasernenhierarchie.

Bergfex, ein volkstümliches Witzwort zur Verspottung moderner (namentlich extravaganter) Touristen, das seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts aus dem Tirolischen in die Schriftsprache eingegangen und sehr beliebt geworden ist. Vergl. Kluge, Etym. Wb. S. 111, und Sanders, Ergb. S. 199, der sowohl Bergfex als Bergfexerei aus dem Jahre 1880 belegt. Die parallele Bildung Alpenfex ist Hevesi ebenfalls ganz geläufig in s. Bunten Buch S. 31 und 298 (1886). 1892 ließ der oberbayrische Schriftsteller Dreyer eine eigene Gebirgs-

posse unter dem Titel: ‚Bergfex‘ (Recl. 2944) erscheinen. Im gleichen Sinne wird auch das einfache Wort Fex = Narr von Rosegger gebraucht, Das ewige Licht (1897) S. 206 und 209: „Sie wollen sich nicht kümmern um die Fexen, sagen die Leute, und kümmern sich doch.“

Verwandte Zusammensetzungen, wie ‚Hausfex‘, ‚Theaterfex‘, ‚Forstfex‘ usw. bei Sanders.

Berlinismus, ein von Friedrich Nicolai wahrscheinlich in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts geprägtes scheltendes Stichwort, das schon in den 1792 zu Mitau erschienenen ‚Bonhomien‘ bekämpft wird. Herder zitiert 17, 409 (1795) aus dieser Schrift u. a. die Stelle: „In Berlin, fährt er fort, suchte ich nicht Sparta, sondern Athen, wozu die Stadt mehr als das Thor hat. Für wißenschaftliche Unterhaltung, worinn Cicero die Belustigung der Alten setzt, ist hier gesorget. . . . Außer dieser Übereinstimmung für gute Aufklärung fand ich übrigens die Meinungen über Personen und Sachen so verschieden, daß der Berlinismus hier wenigstens seinen Sitz nicht hat, wenn überhaupt das Wort Sinn haben mag und nicht vielmehr Freimüthigkeit bedeuten soll.“

Dann kam der Ausdruck während Hegels Berliner Wirksamkeit von neuem aufs Tapet. Vergl. Gust. Kühne (Mundt an Kühne, 1828) S. 11: ‚Stuhr, mit dem ich lange Gespräche über unsern philosophischen Berlinismus hatte‘. Ferner Ernst von der Haide (1838) S. 93: „Dennoch hört man oft von einem „Berlinismus“ reden, ein Ausdruck, der sich von dem prosaisch-trocknen Nikolai herschreibt.“

Beschränkter Untertanenverstand, ein berüchtigtes Schlagwort, das aus dem am 15. Januar 1838 ergangenen Schreiben des preußischen Ministers von Rochow geschliffen ist, in welchem dem Untertanen von vornherein nur eine ‚beschränkte Einsicht‘ zuerkannt wurde. Vergl. die lehrreichen Angaben bei Büchmann S. 626 f. Außerdem Herm. Kurz 11, 43 (1859): „Der Titel ist zu hoch für meinen beschränkten Untertanenverstand!“ oder Gutzkow, Lebensbilder 2, 162 (1870).

Bei dem bösen Klang, den diese viel verhöhnte Wendung

gerade für einen leitenden Staatsmann haben mußte, erklärt es sich, daß Bismarck am 7. März 1872 sofort energisch Front machte, als ihm vorgeworfen wurde, er habe die Theorie vom „beschränkten Untertanenverstande“ wieder ins Leben gerufen (Polit. Reden 5, 306f.): „Die Übertreibung liegt in der Anwendung einer solchen Phrase wie diese von dem „beschränkten Unterthanenverstande“. Ich kann in dieser Allgemeinheit ebenso gut die Behauptung dem Herrn Vorredner gegenüberstellen, daß er auf der Theorie des „beschränkten Regierungsverstandes“ sich bewegt.“

Berufsfreudigkeit weist Gombert, ZfdW. 3, 167 schon 1848 als beliebtes Schlagwort aus Lehrerkreisen nach in einem Aufsatze ‚Über die beabsichtigte Trennung der Volksschule von der Kirche‘ (Schlesische Provinzialblätter, Sept. S. 201): „So lange die Schule unter der Beaufsichtigung und Leitung der Geistlichen stand, war der Geist wie in spanische Stiefeln eingeschnürt .. Da hatten die Lehrer keine Berufsfreudigkeit und die Schüler keinen Lerntrieb.“ Auch die folgenden Anspielungen lassen vermuten, daß das Schlagwort in den vierziger oder vielleicht bereits in den dreißiger Jahren aufgekommen ist. Seit der Berliner Dezemberkonferenz vom Jahre 1890 wurde es aufs neue beflügelt, nur daß es sich diesmal um die Lehrer der höheren Schulen handelte, bald aber wurde es nun auf Störungen der Berufsfreudigkeit aller möglichen Stände übertragen. Vergl. Grenzb. 1891, 2. Vierteljahr S. 223, ‚Opferwilligkeit und Berufsfreudigkeit der Lehrer‘ usw.

Ferner Meyer S. 83: „Ungefähr um 1894 wurde die funkelnagelneue (?) Berufsfreudigkeit Mode: bei jeder parlamentarischen Beschwerde über Beamte klagen die Minister, daß so den Schutzleuten, Landräten usw. die Berufsfreudigkeit verkümmert werde.“

Biedermaier, nach Büchmann S. 320f. ein von Ludwig Eichrodt durch die in den ‚Fliegenden Blättern‘ von 1855—57 herausgegebenen ‚Biedermeiergedichte‘ geschaffenes, bald scherzhaft, bald spöttisch gebrauchtes Schlagwort, das eine ganze Reihe von Verbindungen, wie Biedermaierpoesie, Biedermaier-

zeit und Biedermaierkostüm, ferner Biedermaierei, einging. Vergl. Sanders, Ergb. S. 352 und den stark ironischen Ausfall Glagaus, Der Börsen- und Gründungsschwindel (1876) S. 38, wo es von einem raffinierten Spekulanten heißt: „Aber dieser Mann verstand's sich dermaßen als „Biedermeier“ aufzuspielen, daß . . .“

Bildungsphilister ist ein durch Friedrich Nietzsche berühmt gewordenes Kampfeswort, der in seiner Streitschrift ‚David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller‘ (1873) damit zunächst den bekannten Forscher und dann überhaupt alle treffen wollte, die in satter Selbstgenügsamkeit auf ihre Kultur und Bildung pochten. Den Anstoß gab Straußens Schrift ‚Der alte und der neue Glaube‘ (Leipzig 1872). Vergl. Meyer S. 74 und Nietzsches Versicherung 3, 4.

Nietzsche sucht den Typus des Bildungsphilisters in seiner ganzen Oberflächlichkeit und Uberhebung bloßzustellen, indem er darauf hinweist, daß er selbst es liebe, sich feierlich gegen Philisterhaftigkeit zu verwahren, während gerade das gleichförmige Gepräge in allen öffentlichen Institutionen, zumal in religiösen und künstlerischen Fragen, nichts als stillose Barbarei sei. So urteilt er 1, 186: „Diese Macht, diese Gattung von Menschen will ich bei Namen nennen — es sind die Bildungsphilister. Das Wort Philister ist bekanntlich dem Studentenleben entnommen und bezeichnet in seinem weiteren, doch ganz populären Sinne den Gegensatz des Musensohnes, des Künstlers, des echten Kulturmenschen. Der Bildungsphilister aber — unterscheidet sich von der allgemeinen Idee der Gattung „Philister“ durch Einen Aberglauben: er wähnt selber Musensohn und Kulturmensch zu sein.“ Vergl. Nietzsche 10, 475 (Nov. 1873) „Bildungskosak“ und 12, 18 (1881—82) die Bemerkung über ‚Hellwald, Häckel und Konsorten‘: „Bildungskameele, auf deren Höckern viele gute Einsichten und Kenntnisse sitzen, ohne zu hindern, daß das Ganze doch eben nur ein Kameel ist.“

Mag deshalb auch das Schlagwort schon vorher auftauchen, wie Gombert ZfdW. 2, 61 f. bestimmt behauptet, der auch den gleichbedeutenden Kulturphilister aus früherer Zeit beibringt,

seine Wichtigkeit darf man getrost erst seit Nietzsche datieren Doch möchte ich seinen Hinweis auf Leo durch eine Stelle aus dem Kladd. 1856, 167 genauer noch illustrieren, aus der sich ergibt, daß dieser polemische Schriftsteller in der Tat dem Schlagwort kräftig vorgearbeitet hat: „Leos ‚neuestes Wörterbuch für Schimpf und Schande‘ ist endlich zur Freude des scrophulösen Gesindels wieder um die schönen Saftwörter ‚Kirchenpöbel, Bildungsdr . . ., Verbreiung und Bildungsjude‘ vermehrt worden. Recht baldige und fleißige Fortsetzung im Interesse der Straßenjugend wünscht und fordert: Grobian.“ Siehe auch Kladd. 1866, 31: Bildungsplebs.

Bimetallismus ist ein von dem italienischen Nationalökonomen Enrico Cernuschi 1876 geprägtes Schlagwort für das Münzsystem der Doppelwährung, bei der Gold und Silber als gleichberechtigte und in einem bestimmten Wertverhältnis zueinander stehende Kurantmünzen zugelassen sind. Der Ausdruck wurde durch lebhafte Agitation rasch von Paris aus in andere Länder getragen und fand viel Anklang. Von Cernuschis Schriften sei nur genannt: Mr. Michael Chevalier et le bimétallisme (1876) und aus demselben Jahre: La monnaie bimétallique, ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: Bimetallische Münze (Berlin 1876).

Bamberger 4, 406 (1877) bemerkt über ein volkswirtschaftliches Werk von Ed. Süß: „Fürs erste empfiehlt auch er jenen Menschheitsbund der Doppelwährung, welcher wieder mehr von sich reden gemacht hat, seitdem zahllose Broschüren auf dem schönsten Velin in allen lebenden Sprachen zu Paris gedruckt, den hübschen neuen Namen ‚Bimetallismus‘ für die alte Sache verbreiten.“ Er setzt dem Stichwort aber seinerseits 4, 433 ff. das entsprechend gebildete vom Monometallismus (des Goldes) entgegen. Vergl. auch 5, 387 ff.

Blaue Blume, das geheimnisvolle Symbol der Poesie in Novalis’ Romanfragment ‚Heinrich von Ofterdingen‘ (1802), wurde zur vielgenannten Losung der Romantiker. Vergl. Novalis 2, 5, der gleich im ersten Kapitel über diese Sehnsucht seines Titelhelden berichtet: Nicht die Schätze sind es,

die ein so unaussprechliches Verlangen in mir erweckt haben, sagte er zu sich selbst; fernab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anderes dichten und denken". Dann heißt es in der stimmungsreichen Traumvision S. 9: „Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blüten berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Duft erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit."

Das Versteckspiel mit diesem märchenhaften Sinnbild reizte den Spott der literarischen Gegner. Besonders boshaft sind Heines Verse 2, 84 f.:

„Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche
So romantisch süß geblüht
In des Ofterdingers Lied?
War's vielleicht die blaue Nase
Seiner mitschwindsücht'gen Base,
Die im Adelsstifte starb?
Mag vielleicht von blauer Farb'
Ein Strumpfband gewesen sein,
Das beim Hofball fiel vom Bein
Einer Dame: — Firlefanz!"

Zugrunde liegt die Vorstellung von der blauen Wunderblume der Sage. Siehe Büchmann S. 116 f.

In eigenartiger Ausdeutung verwertet Schlagwort und Symbol Julius Mosen in der 1840 veröffentlichten phantasievollen Novelle: Die blaue Blume.

Blauer Brief dient seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts als eingebürgertes Stichwort für offiziell ergangene Mahnungen zur Pensionierung; zunächst im Offiziersstande üblich, dann überhaupt in Beamtenkreisen, neuerdings auch in freiester Anwendung für mancherlei unangenehme Mitteilungen vorgesetzter Behörden. Der Ausdruck rührt her von der Farbe des

Kuverts. Siehe Sanders, Ergb. S. 81. und Wolzogen, Die Entgleisten (1892) S. 58, wo ein ehemaliger Offizier erzählt: „Da mocht' ich den blauen Brief nicht erst abwarten."

In ganz anderem Sinne gebrauchte man früher die Bezeichnung. So berichten die Grenzb. 1848, 2. Sem. 4, 168 von den an dem Abgeordneten Waldeck verübten Mystifikationen, wodurch dessen voreilige Ministerhoffnungen so ausgiebig verspottet wurden. „Er hinterläßt den Dienstboten die Weisung, ihn sogleich zu rufen, wo er auch sei, wenn ein blauer Brief kommt (bekanntlich haben die Kabinettsschreiben ein blaues Kuvert); diese Äußerung muß bekannt geworden sein, und es laufen unmittelbar darauf eine Anzahl blauer Briefe ein" usw. —

Blonde Bestie, mit diesem originellen Schlagwort charakterisierte Nietzsche 7, 322 (1887) das elementare Raubtierbedürfnis der vornehmen Rassen, sich für den durch die soziale Gemeinschaft bedingten Zwang durch Grausamkeit gegen fremde Völker schadlos zu halten (vergl. Büchmann S. 327). Siehe Nietzsches Schrift ‚Zur Genealogie der Moral', wo es heißt: „Auf dem Grunde aller dieser vornehmen Rassen ist das Raubthier, die prachtvolle nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie nicht zu verkennen; es bedarf für diesen verborgenen Grund von Zeit zu Zeit der Entladung, das Thier muß wieder heraus, muß wieder in die Wildniß zurück; römischer, arabischer, germanischer, japanesischer Adel, homerische Helden, skandinavische Wikinger — in diesem Bedürfniß sind sie sich alle gleich. Die vornehmen Rassen sind es, welche den Begriff ‚Barbar' auf all den Spuren hinterlassen haben, wo sie gegangen sind."

Ebenda S. 323 gedenkt er des Jahrhunderte langen Entsetzens, mit dem Europa ‚dem Wüthen der blonden germanischen Bestie' zugesehen habe. Diesen zoologischen Terminus erläutert er des weiteren 8, 103 (1888) wo er über die Zähmung der ‚Bestie Mensch' spricht: „Im frühen Mittelalter, wo in der That die Kirche vor Allem eine Menagerie war, machte man allerwärts auf die schönsten Exemplare der „blonden Bestie" Jagd — man „verbesserte" zum Beispiel die vornehmen Germanen. Aber wie sah hinterdrein ein solcher „verbesserter", ins Kloster verführter

Germane aus? Wie eine Caricatur des Menschen, wie eine Mißgeburt: er war zum „Sünder" geworden, er stak im Käfig."

Herangezogen sei auch eine Bemerkung Jahns 2, 310: „Und Haller, . . so das Volk eine „kollektive Bestie" nennt, möchte gern von oben bis unten überall rückwärtsen, Gottes Licht auslöschen, damit die geweihte Kerze pfäffischer Blendleuchte heller irrwische." Eine Bezeichnung, die selbst wieder auf das politische Geschöpf oder gesellige Tier des Aristoteles zurückweist (Büchmann S. 428).

Bohème benannte Henry Murger 1851 mit glücklichem Ausdruck das bunte und genialisch-liederliche Leben und Treiben in Pariser Studenten-, Literaten- und Künstlerkreisen, das er so lebensvoll und packend unter dem Titel Scènes de la vie de bohème schilderte. Darin definiert er: „La Bohème, c'est le stage de la vie artistique; c'est la préface de l'Académie, de l'Hôtel-Dieu ou de la Morgue. Nous ajouterons que la Bohème n'existe et n'est possible qu'à Paris."

Gleichwohl kam das wirksame Schlagwort bald auch in Deutschland als typische Bezeichnung für diese Welt der werdenden und verbummelten Talente in Aufnahme. Sanders, Fremdw. 1, 159 belegt sowohl Bohème als Bohémien seit den sechziger Jahren mehrfach in dieser Bedeutung z. B. bei Fanny Lewald, Villa Riunione 1, 14 (1864): „Überall bleibe ich . . in der bohème, wie die Franzosen es nennen" usf.

Spätere Zeugnisse bieten neben zahlreichen andern Bleibtreu in der Gesellschaft 1, 330 (1885): „Die sonstige Schillerstiftung ist aber geradezu eine Aufmunterung der literarischen Bohème" und Größenwahn 1, 36 f. (1888).

Böhmische Dörfer. Daß dieser Ausdruck zuerst angewandt wurde, um etwas als ebenso fremdartig wie die slawischen Dorfbezeichnungen und das ganze slawische Idiom überhaupt zu charakterisieren, wird kaum zu bezweifeln sein. In diesem Sinne ist er schon seit dem 16. Jahrhundert nachzuweisen. Interessant sind aber dann die seit Mitte des 18. Jahrhunderts in immer neuerer Abwechslung auftauchenden Parallelbildungen. So werden in einem Briefe des österreichischen Dichters v. Scheyb an

Gottsched vom 6. Juni 1750 bereits arabische Dörfer entsprechend erwähnt.

Goethe modelt darauf in Werthers Leiden (2. Bch. 24. Dez. 1771) die Wendung von spanischen Dörfern. Dazu sucht Wilh. v. Schlegel (1828) in einer Anmerkung zu einem neu abgedruckten Athenäumsaufsatz gewissermaßen die Erklärung zu geben, indem er im Anschluß an eine Strophe aus der Voßischen ‚Schläferin‘:

„Fremd, wie Böhmen und Spanien,
Sah das Mädchen mich an“

des näheren ausführt: „In der ersten Zeile sind zwei sprichwörtliche Redensarten zusammengeknetet; die eine ‚Das sind ihm böhmische Dörfer‘; die andre ‚Dies oder jenes kommt einem spanisch vor‘. Die erste ist wohl daher abzuleiten, daß in den böhmischen Städten beide Sprachen geredet wurden, in den Dörfern aber nur die böhmische, so daß der Deutsche sich da nicht mehr verständigen konnte. Zu der zweiten Redensart mochte die strenge Kriegszucht Anlaß geben, die Herzog Alba auch unter den deutschen Truppen einführen wollte.“

Sogar ägyptische Dörfer gebraucht Goltz, Ein Kleinstädter in Ägypten (1853, 114) im selben Sinne. Dazu vergl. noch die jüdisch-deutsche Parallele polnische Dörfer bei Wander, Deutsches Sprichw.-Lexikon 1, 677.

Alle diese Neubildungen haben jedoch die alte Wendung nicht verdrängen können, die nebenher bei Tentzel, Hancke und Lessing, bei Thümmel, Seume, Langbein, bei Brentano, Tieck u. a. weiter geführt wird. Vergl. nur noch die hübsche humoristische Charakteristik bei Gutzkow 1, 181: „Bei dem Einen sieht ein böhmisches Dorf so aus wie das, wovon gerade die Rede ist, beim Andern wie ein Satz aus der Naturgeschichte, beim Dritten wie der Pythagoräische Lehrsatz, beim Vierten wie die Theorie der Gleichungen vom vierten Grade, beim Fünften, einem Minister, wie sein Portefeuille, beim Sechsten wie etwas, was man schon wieder vergessen hat oder, bei musikalischen Referenten, wie Etwas, wovon man nichts versteht“, usw.

Bonze. Diese Bezeichnung der buddhistischen Priester Japans, Chinas und Hinterindiens wurde etwa seit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts im Munde der religiös Aufgeklärten zum verächtlichen Schlagwort für bigotte und despotische Geistliche. Vergl. Wieland 32, 220 (1775), der in den ‚Unterredungen mit dem Pfarrer von ***' schreibt: „Dieses unscheinbaren Aufzugs ungeachtet, hatte der Mann etwas in seiner Gesichtsbildung und Miene, das mich für ihn einnahm, und überdies schien er zu einem Orden zu gehören, dessen Bestimmung in meinen Augen so ehrwürdig ist, daß ich dem geringsten Mitgliede desselben (insofern er kein Bonze ist) mit ebensoviel Ehrerbietung zu begegnen gewohnt bin, als ob es der Erzbischof zu York oder der Cardinalvicarius wäre." Ähnlich äußert er sich 33, 220 (1782): „Diese Seelsorge macht den großen Unterschied zwischen ächten christlichen Pfarrherrn und den Sacrificulis, Pfaffen, Bonzen, Fakirn, Lamas, Fufus und Kakafus unsrer und aller Religionen der Welt."

Offenbar hat gerade Wieland wesentlich durch seine Schriften zur Einbürgerung dieses Schlagwortes beigetragen. Siehe außerdem z. B. Seume 7, 140 und 144 (1806—7), sowie 208 Bonzentum. Weitere Belege über Bonzerei, Bonzengift usw. bei Kehrein S. 77 und Sanders, Fremdw. 1, 163.

Böse Sieben, eine altbeliebte volkstümliche Schelte, deren Ursprung K. Kant ZfdW. 6, 98f. glücklich aufgehellt hat. Sie führt bis ins 16. Jahrhundert zurück und ist aus einem Kartenbild abgeleitet, das eine zankende Korbmachersfrau darstellte, die von ihrem Manne ein Tracht Prügel erhält. Warum diese gerade dazu kam, zum Typus eines halsstarrigen Weibes, der „bösen Sieben", zu werden, begründet H. Ullrich ebenda S. 379 durch interessante Mitteilungen aus der Schwankliteratur dieser und der folgenden Zeit. Den Inhalt der Geschichte bei Montanus (1565) faßt er wie folgt zusammen: „Ein Korbmacher fordert eines Tages nach der Fertigstellung eines Korbes seine Frau auf, zu sagen: Gott sei gelobt, der Korb ist gemacht; da die Frau sich halsstarrig weigert, erfolgt eine starke Züchtigung derselben. Der gerade vorbeigehende Voigt wird ein Zeuge

des Streites, erfährt den Anlaß und muß, als er den Vorfall seiner Frau erzählt, erleben, daß diese erklärt, sie würde jenes Wort ebensowenig sprechen, selbst wenn sie zerrissen würde. Darauf erhält auch sie eine scharfe körperliche Züchtigung. Ihre Magd hat es mit angesehen und überbringt es brühwarm dem Knecht im Stalle, indem sie halsstarrig die gleiche Weigerung ausspricht und nun die gleiche Züchtigung empfängt: „Also ward des körbelmachers frau, die vögtin und ir magd, alle drei auf ein tag, eins korbs wegen, dapfer geschlagen."

Kant verweist für seine obengenannte Erklärung auf Jodocus Ammans Charta lusoria (Nürnberg 1588) wo auf dem Kartenblatt der ersten Sieben die betreffende Streitszene dargestellt und durch zwei darüberstehende lateinische Distichen nebst der darunter gesetzten freien deutschen Übertragung von dem ‚Kayserlichen Coronirten Poeten Janus Heinricus Schröterus von Güstrow' erläutert wird:

„Nichts ergers kan auff diser Erdn /
Dann ein böß Weib erfunden werdn /
Welch alle gifft / wie herb die sind /
Mit jrer boßheit vberwind.
Laß ab / der du mit Prügeln starck /
Außtreiben wilst all boßheit argk /
Schlegst du gleich einen Teuffel drauß /
Besitzen zehen dasselbe Hauß."

Dadurch fällt zugleich Licht auf den frühesten bekannten Beleg für diesen Ausdruck in dem Titel der von Cyriacus Spangenberg verfaßten Schrift ‚Wider die Böse Siben ins Teuffels Karnöffelspil' (1562), wo unter der Sieben eine Freikarte zu verstehen ist, die alle anderen stach und auch der Teufel genannt wurde.

Von dem Kartenbild der sogenannten ‚bösen Sieben' wurde dann der Ausdruck überhaupt auf zänkische Weiber übertragen und findet sich so bereits bei Joh. Sommer, Ethographia mundi 2, 15 (1609): „Ist denn deine Fraw so eine böse Siebene, vnnd eine solche böse Wettermacherin?" Andere Zeugnisse tauchen bis auf Rachel, dessen erste Satire (1664) betitelt ist ‚Das Poetisch-Frauen-Zimmer Oder Böse Sieben' und sieben ver-

schiedene böse Frauencharaktere schildert, nur sehr sporadisch auf. Erst durch den populären Satiriker scheint dem Ausdruck, nach den sich häufenden Belegen zu urteilen, wirkliche Schlagkraft verliehen worden zu sein, die er bis heute behalten hat. Vergl. vor allem DW., ferner Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon 4, 553, und Büchmann S. 137f.

Böse Schwiegermutter erscheint seit Anfang des 19. Jahrhunderts als feste Schlagwortverbindung, die dann nicht nur in Bühnenstücken, sondern vor allem in Witzblättern, zumal den „Fliegenden", eine geradezu unverwüstliche Lebenskraft beweist. Vergl. nur Langbein 9, 98f. (1808): „Kein Weibergezänk, kein Kindergeschrei, keine böse Schwiegermutter — nichts, in der Welt nichts stört meine häusliche Ruhe. Es lebe der goldne Junggesellenstand!" Ebenso Wilhelm von Schlegel 2, 176:

„Eselsarbeit, Zeisigfutter,
Eine böse Schwiegermutter,
Dann das Schelten, Lärmen, Pochen,
Hat mir längst das Herz gebrochen."

Der Begriff der bösen Schwiegermutter ist natürlich uralt. Wie aber O. Schrader in seiner interessanten Studie: ‚Die Schwiegermutter und der Hagestolz' (Braunschweig 1904) gezeigt hat, hat er im Laufe der Jahrhunderte eine wichtige Wandlung durchgemacht. Während ursprünglich, in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit, immer die Muttter des Mannes den viel geschmähten Charakter abgibt, hat sie dann später, infolge einschneidender kulturgeschichtlicher Veränderungen ihre wenig beneidenswerte Rolle, speziell im römisch-germanischen Westen, mit der Mutter der Frau getauscht. Freilich bei den Römern wird, da der Weibesvater so stark dominiert, dieser Übergang nur angedeutet. Erst die Germanen haben den neuen Typus wirklich entwickelt. Seit dem Ausgang des Mittelalters läßt er sich fortdauernd literarisch verfolgen, bis er in modernster Zeit die mannigfaltigsten Spielarten erkennen läßt. Alle westeuropäischen Nationen haben sich seiner mit Eifer bemächtigt, keine wohl unermüdlicher und begieriger als die amerikanische, da ihre eigenartigen sozialen Verhältnisse besonders reichen Stoff bieten.

Bourgeois und Bourgeoisie, durch St.-Simon und seine Anhänger zu gehässigen Bezeichnungen der dem besitzlosen Volk (peuple) entgegengesetzten kapitalistischen Klasse gestempelt, bürgerten sich seit dem vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bald auch in Deutschland als sozialistische Kraftausdrücke ein. Grün S. 40 (1845) teilt aus den Schriften eines belgischen Sozialistenführers hierüber mit: „Jottrand spricht sich in mehreren Artikeln über den Gegensatz zwischen Volk und Bourgeoisie ganz in dem Sinne aus, den Louis Blanc auch in Deutschland bereits populär gemacht hat und der eigentlich ein Verdienst des St. Simonismus ist. Anstatt der alten Feudalität des Adels, hat sich eine Geldfeudalität gebildet, die dem Volke gerade so feindlich entgegensteht, wie jene dem dritten Stande, welcher die Revoluzion machte."

Meyer, der S. 56 neben der politisch-sozialen Verwendung dieser Schlagworte auch die ästethisch-ironisierende betont, bezeichnet als eigentlichen Klassiker der Bourgeois-Verspottung Henri Monnier mit seinem kleinen Büchlein ‚Physiologie du Bourgeois' (Paris o. J.). Ich nenne von Belegen über diese Ausdrücke noch Heine 6, 225 ff. (1840): „Die Bourgeoisie, nicht das Volk hat die Revolution von 1789 begonnen und 1830 vollendet." Dann berichtet Auerbach 20, 245 (1846) von der grimmigen ‚Aufreizung gegen die Bourgeoisie (wie man das freie Bürgerthum zu nennen beliebt).'

Ein Jahr später schreibt der Russe Bakunin an Herwegh (Briefe von und an Herwegh S. 12 f.): „‚Feuerbach ist ein Bourgeois' und das Wort Bourgeois zu einem bis zum Überdruß wiederholten Stichworte geworden — alle selbst aber von Kopf zu den Füßen durch und durch kleinstädtische Bourgeois." Hier erhält also der Ausdruck zugleich die Nüance des beschränkten und boshaften Spießbürgertums.

Nicht genugtun kann sich Marx an polemischen Ausfällen gegen ‚Bourgeois-Ideologen', ‚Bourgeois-Sozialismus' usw. in seinem Kommunistischen Manifest (1848). Vergl. auch Mollat S. 488, wo als Ausspruch von Friedr. Bassermann (16. Febr. 1849) zu lesen ist: „Es erinnert mich dies an den widerlichen

Gegensatz, welchen die Sozialisten unserer Tage gleicherweise zwischen Volk und Bourgeoisie aufstellen." Dagegen spielt Lassalle das Schlagwort von der Bourgeoisie als einen seiner wirkungsvollsten Trümpfe aus. Siehe 1, 176ff. usw.

Noch heute gehören die Ausdrücke Bourgeois und Bourgeoisie zum festen Bestand der sozialdemokratischen Kraftworte.

Boykott und entsprechend boykottieren, zwei seit dem November 1880 von England ausgehende Bezeichnungen öffentlicher Verrufserklärung, die zunächst gegen den Kapitän Boycott, einen verhaßten irischen Landlord, ausgesprochen wurde, der also zugleich erstes modernes Opfer und Namensvater dieses Kampfmittels wurde.

Murray 1, 1040 belegt bereits von 1881 ab auch die übertragene und bildliche Anwendung. Das Schlagwort ist durch die Zeitungen rasch verbreitet und in die anderen europäischen Sprachen getragen worden. Siehe frz. boycotter (boycottage), holl. boycotten, russ. boĭkottīrovat usw. Sache und Wort gewann dann namentlich in Amerika große Bedeutung, während in Deutschland der Boykott in der großen Hauptsache auf Wirte und Brauereien beschränkt blieb, die den sozialdemokratischen Arbeitern ihre Säle verweigerten. Vergl. Soz. Monatsh. 2, 338ff. (1898) und 3, 527 (1899).

Doch wird der Ausdruck selbst, der wohl Anfang der achtziger Jahre ins Deutsche eindrang, auch ohne politische Färbung im gesellschaftlichen nnd geschäftlichen Leben mannigfach gebraucht.

Breiteste demokratische Grundlagen für eine neue konstitutionelle Verfassung lautete eins der Lieblingsschlagworte des Jahres 1848, das aus verschiedenen Äußerungen des Königs Friedrich Wilhelms IV. geschliffen wurde. Nach Büchmann S. 628f. beschied er am 22. März 1848 eine Breslauer und Liegnitzer Deputation u. a. mit der Versicherung: 'Nachdem ich eine konstitutionelle Verfassung auf den breitesten Grundlagen verheißen habe'. Gombert zeigt freilich ZfdW. 3, 167ff., daß in den Berichten über den Erfolg der Berliner Abordnung, auf welche sich der König hier bezieht, noch am 18. März selbst und weiter immer die freisinnigsten oder

freisinnigen Grundlagen eine Rolle spielen, und meint, daß diese Variante einem Hörfehler der städtischen Deputierten zuzuschreiben sei, da der ältere Sprachgebrauch auch für diese Audienz bereits den obigen Wortlaut wahrscheinlich mache. Diese Annahme ist kaum nötig. Begrifflich decken sich ja beide Erklärungen nahezu.

Diese Versprechungen wurden geschäftig zum bündigen Programmwort umgeprägt. Schon am 1. April d. J. benutzt sie Friedr. v. Tippelskirch in einer Anspielung im Volksbl. 1848, 420 auf ‚den nach der Absicht des Königs und wie wir hören anderer deutscher Stämme und Fürsten auf der breiten Basis des vereinigten Deutschlands zu gründenden konstitutionellen Thron'. Siehe ferner die von Gombert angeführte Stelle aus Mundts Katechismus der Politik (1848) S. 53: „Preußen begann die konstitutionelle Umbildung sogleich mit einem Wahlgesetz auf den freisinnigsten und unbedingtesten Grundlagen, indem es Wahlrecht und Wählbarkeit als ein unbedingtes politisches Ehren- und Mündigkeitsrecht jedes Staatsangehörigen anerkannte und darin die demokratische Basis seiner neuen Verfassung in einem so weiten Umfang nahm, wie es das konstitutionelle Staatsrecht bisher noch nicht gekannt hatte."

Rasch genug rührte sich aber auch die Opposition gegen diese nicht unbedenkliche Parole. Noch am 30. April 1848 erfolgte die von Meyer S. 57 erwähnte böse Parodie Freiligraths. Am 27. Mai wendet sich das Volksbl. S. 628 gegen die sogen. monarchische Partei mit den Worten: „‚Die Monarchie auf den breitesten demokratischen Grundlagen', dieses heutzutage so beliebte Stichwort ist ihr politisches Glaubensbekenntnis. Mit anderen Worten: sie wollen das Königtum ohne die unerläßlichen Bedingungen, an welche dasselbe geknüpft ist. . . Ein König, der nicht die pyramidalische Spitze einer ständisch gegliederten Gesellschaft ist, der ist rein in die Luft gestellt und hat keine feste Grundlage. Wir haben nichts gegen die sogenannte demokratische Grundlage einzuwenden: aber wir glauben nicht, daß die Krone unmittelbar auf ihr ruhen kann, wenn sie überhaupt sichtbar über das

Ganze sich erheben und nicht in Staub und Koth zu liegen kommen soll."

Vergl. ebenda S. 745 ‚Die breiten demokratischen Grundlagen, die jetzt zur Redephrase geworden sind'. S. 746: „Ein breiter demokratischer Fuß, der sich nach obenhin immer mehr aristokratisch zuspitzt und zuletzt in der Krone endigt, das ist eine Form, die sich sowohl ästhetisch als politisch bewährt hat." Ferner S. 819 und 1567 usw.

Brennende Frage erscheint im parlamentarischen Sprachgebrauch seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts als stehende Wendung, die aber bald auch freier gebraucht wird. Laube, Das d. Parlament 3, 134 (1849): „Dies war indessen nur die erste Instanz in dieser brennenden Frage, welche täglich höher aufloderte." Ebenda S. 143: „Am 20. November kam diese lodernde Frage zum letzten Male und zur entscheidenden Verhandlung und Abstimmung."

Die ganze Schale seines Spottes aber gießt Herm. Kurz 11, 56 ff. darüber aus, indem er bald von ‚den modern-romantisch-bengalisch-gegensätzlich-brennenden Arbeits- und Genußlebensfragen der Jetztzeit', bald von den ‚lichterloh brennenden Fragen von Kopfes-, Herzens- und Geldeswert' spricht. Doch schon 1854 erscheint das Stichwort als Überschrift eines allgemeinen Artikels im Stuttg. Morgenblatt S. 89. Vergl. z. B. auch Meyer S. 71 und Nietzsche 9, 81 (1870): „die meisten „brennenden Fragen" der klassischen Philologie sind leidlich unbedeutend gegenüber den zentralen."

Börne führt diese gespreizte Verwendung des Wortes Frage, wie Gombert in der ZfW. 3, 175 f. zeigt, auf eine diplomatische Unart zurück. So rügt er 10, 204 ff. (28. Jan. 1832) an einem Aufsatze Gagerns den Ausdruck griechische Frage mit den Worten: „Warum Herr von Gagern das allgemein bekannte Wort Griechenland ganz ohne Not mit Griechische Frage übersetzt, will ich Ihnen erklären... Sie (die Diplomaten!) stellen sich an, als gäbe es kein Land und kein Volk in der Welt, sie suchen das zu vergessen, und es gelingt ihnen durch Übung. Sie sagen darum nie: Portugal und Portugiesen, Italien

und Italiener, Belgien und Belgier, Polen und polnisches Land; sondern sie sagen: die portugiesische Frage, die italienische Frage, die belgische Frage, die polnische Frage." Entsprechend auch 12, 82.

Buchschmuck, ein von Wustmann S. 357 arg verpöntes modisches Schlagwort, das seit etwa 1896 aufkommt, und zwar zunächst für künstlerische Buchausstattungen des Leipziger Verlegers Diederichs, der damit die Bestrebungen des Engländers William Morris in Deutschland fortsetzte. Umfassender ist die Parole Buchkunst, die parallel geht. Darüber äußert sich Kautzsch, Die neue Buchkunst (1902) S. 101: „'Buchkunst' ist gebildet worden um einen guten alten Ausdruck, der etwas abgebraucht und vielfach mißbraucht worden war, zu ersetzen. Buchkunst bedeutet ja im Grunde nichts anderes als Buchdruckerkunst, will aber auf den Begriff „Kunst" im Buchdruck und in der gesamten Buchausstattung neuen Nachdruck legen... Buchkunst ist in der neuzeitlichen Bewegung im Buchgewerbe das Schlagwort geworden, um den Begriff „künstlerische Buchausstattung" kurz auszudrücken."

Bulletin (aus frz. bulletin) wurde seit Anfang des 19. Jahrhunderts längere Zeit ein beliebtes Schlagwort für einen künstlich aufgebauschten oder verlogenen Heeres- besonders Schlachtbericht. Dazu gaben die Napoleonischen Bulletins die Veranlassung. Vergl. Scherr, Blücher 2, 50f.: „Dieses Kind erhielt den Namen „Bulletin", auf welchen es zu Ivrea, seiner Geburtsstätte, am 9. Prairial oder 29. Mai des Jahres 1800 getauft ward. In der unscheinbaren Gestalt eines simplen Tagsbefehls an die Reserve-Armee zur Welt gekommen, wuchs das Kleine, mit Glorie aufgepäppelt, binnen Kurzem zu einem ungeheuerlichen Ding heran, zu einem Riesenschlauch sozusagen, außen gleißend von den blendendsten Phrasenfarben, aber innen voll Lüge, Hochmut und Falschheit."

Ähnlich äußert sich Jahn 1, 528: „Heerzettel (Bulletin), womit er die Kunst verband, sich und die Seinen zu vergrößern und die Feinde zu verkleinern. Es gab damals ein Sprichwort in Deutschland: „Er lügt und schneidet auf, wie ein französischer

Heerzettel." Die Heerzettel haben uns viel Schaden getan." Siehe auch 2, 749. Darauf spielt ferner Jul. v. Voß satirisch an, Travestien oder Burlesken (1811) S. 152: „Nebenan sitzt der erhabene Bulletinschreiber, der lügt wie ein Buchhändler, der seine Verlagsartikel empfiehlt." Von anderen Belegen sei nur noch erinnert an Görres 1, 340 (1814). Sonst ist zu nennen Sanders, Fremdw. 1, 179, der auch Bulletinismus und verwandte Ableitungen nachweist.

Bummler, ein Schlagwort des Revolutionsjahres 1848 für die umherschlendernden Müßiggänger, zuerst wohl auf brotlose Arbeiter angewandt (Varnh. Tageb. 5, 138). „Die Bummler — auch eine species des neuen politischen Tierreichs" notieren die Grenzb. 1848, 2. Sem. 4, 500. Dazu stimmt Auerbachs Angabe 15, 135: „Die deutsche Sprache hat die festeste Errungenschaft, sie hat das Wort Bummler." Auch der in diesem Jahre gegründete Kladderadatsch hieß ‚Blatt von und für Bummler'.

Im Stuttg. Morgenbl. 1848 wird S. 866 ausgeführt: „Das wahre, echte, unbestreitbare Resultat der Revolution ist das Wachstum des Müssigganges, der „Dämmerlust" des Berliner Volks. . . Das Nichtstun selbst, wofür das neue Wort „Bummelei" erfunden ward, ist aber als ein neues Lebenselement zu trauriger Bedeutsamkeit gelangt."

Besteht allerdings Sanders Angabe 1, 241a zu Recht, so begegnet der Ausdruck schon vorher bei Joh. Scherr (1843). Als Schlagwort jedenfalls gehört er erst dem Jahre 1848 an. Seitdem ist derselbe in die Burschensprache und allgemeine Umgangssprache eingegangen und hat dadurch seinen ursprünglich politischen Beigeschmack zum größten Teile eingebüßt. Besonders zahlreiche scherzhafte Wortbildungen sind im Schwange, wie Naturbummler, Katerbummel, Bummelzug, verbummeltes Genie usw. Vergl. Sanders, Ergb. S. 123.

Byzantinismus, mit diesem Ausdruck geißelt man etwa seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts vorzugsweise den übertriebenen Kultus von Fürstlichkeiten, im weiteren Sinne alle unwürdige Schmeichelei und Unterwürfigkeit gegenüber hochgestellten

Persönlichkeiten. Man bezieht sich mit dem Schlagwort (frz. le byzantinisme) auf die Zustände im byzantinischen Reiche und zumal am damaligen Kaiserhofe. Scheffel schreibt am 6. Dez. 1866 an Ed. Döffekel: „Die schlichte kräftige Ordnung in der Schweiz ist noch nicht so zersetzt von Charakterlosigkeit, byzantinischem Wesen und frivolem Kastengeist, wie die neudeutschen Zustände". Lagarde redet S. 224 (1878) von der ‚Vermittlungstheologie irgend eines hochamtlichen Byzantinismus'. Eingehend charakterisiert Nordau, Die konv. Lügen (1883) S. 108 diese Entartung der Vornehmen und Gebildeten: „Dieser Byzantinismus ist und bleibt bewußte Lüge. Er hat keine Wurzel im Gemüte. Er ist eine Komödie, in der jeder Einzelne für ein Spielhonorar mitwirkt; der eine für Ämter und Würden, der andere für Titel und Ehrenzeichen, der dritte aus einem politischen Grunde, weil ihm das Königtum augenblicklich noch fürs Volkswohl oder für seine eigenen Standesinteressen nötig scheint, alle miteinander aber für einen unmittelbaren oder mittelbaren Vorteil." Die höhnische Bildung ‚liberaler Byzantiner' erscheint z. B. bei Harden, Apost. 1, 30 (1891). Vergl. Sanders, Fremdw. 1, 182.

Cäsarismus ist ein von dem 1855 verstorbenen Franzosen Auguste Romieu geprägtes Schlagwort für die auf demokratischer Grundlage beruhende absolute Monarchie, wie sie ihm in charakteristischer Modernisierung unter Napoleon III. entgegentrat. Sehr anschaulich belehrt darüber Bamberger 3, 333: „Der Begriff des Cäsarismus, wie er heute von Hand zu Hand geht, ist erst mit den Anzeichen des zweiten französischen Kaisertums in die Welt gekommen.

Romieu mit seinem Buch „Die Ära der Cäsaren" gab den ersten Anstoß dazu ... Mit seinem Buch „Das rote Gespenst" (ersch. 1851!) hatte er das Bürgertum in Schrecken gejagt und dann die Ära der Cäsaren draufgesetzt, als Rat und Rettung, wie man sich dem aufgeklärten Despotismus in die Arme werfen müsse. Dem Parlamentarismus entfliehen, weil er den Kommunismus im Gefolge habe, und in die Hände Cäsars abdanken, das war der Grundgedanke." Dann erläutert er S. 334 weiter:

„Gänzlich ausgebaut wurde die Lehre unter ihrem Namen zu guter Letzt, als Napoleon III. den eigentlichen Cäsarenspiegel herausgab, in welchem er sich zugleich als das Werkzeug der Vorsehung und den Nachfolger im Geiste des großen Juliers verkündigt. Der Grundbegriff des Cäsarismus, wie er uns hier aus seinem allmählichen Werden klar wird, ist die Zuspitzung der Volksherrschaft in das persönliche Regiment des Genies, die Erfüllung der Revolution in dem Bund zwischen dem demokratischen Feldherrn und dem hungernden Proletariat, die Beseitigung der Mittelklassen, welche bis dahin die Tradition von Recht, Freiheit und Sitte in ihrem Schooß gehegt hatten. Eine gewisse Frivolität — wie ein gewisser demagogischer Ursprung und sozialistischer Beigeschmack — war vom Urvater her stets dem Begriff des Cäsarismus leise beigemischt.“

Das neue Schlagwort (le césarisme) wird ziemlich gleichzeitig ins Englische (vergl. Murray 2, 17 unter Caesarism) und Deutsche übernommen. Der Kladd. 1857, 5 (am 11. Jan.) schreibt z. B.: „Verzweifeln wir deßhalb noch nicht, wenn wir den natürlichen Sohn des Jahres 18†††, den Cäsarismus überall anklopfen hören und bei allen Thoren Europas seine Visitenkarte abgeben sehen.“

Lauten Widerhall fand dann das Schlagwort besonders im Jahre 1866, als man damit die befürchtete preußische Militärtyrannis bekämpfte. Bamberger nennt dieses Schreckwort das letzte Argument der Kleinstaaterei und wendet sich vor allem gegen den von der süddeutschen Demokratie damit getriebenen Mißbrauch. So bezeugt er 3, 328 (1866): „Ein jeglicher spricht jetzt von Cäsarismus, und Gott weiß, was viele Tausend sich Alles darunter denken mögen.“ Und S. 335 faßt er zusammen: „Wenn wir aber solches Gewicht darauf legen, nachzuweisen, daß es nur auf Leichtsinn oder Kriegslist beruhen kann, die Furcht vor dem Cäsarismus mit der Furcht vor dem Preußentum zu vermengen, so handelt es sich um etwas ganz Anderes, als um einen Wortstreit.“ Denn der Cäsarismus sei eine Rückbildung, der alte, harte und unliebenswürdige Militärstaat Preußens dagegen bedeute einen Weg nach vorwärts und aufwärts. Vergl.

4, 187 (1870) die Verwendung des Ausdrucks im Hinblick auf das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma.

Vom jüdischen Cäsarismus speziell spricht Marr, Der Sieg des Judentums (1879) S. 42 und 44: „Der jüdische Cäsarismus ist nur — eine Zeitfrage." So hat sich der Inhalt des Wortes allmählich erweitert in dem Sinne, den Lagarde S. 111 (1881) angibt: „Nichts bereitet dem höflicher Cäsarismus genannten Despotismus sicherer und bequemer den Weg als das Parteiwesen." Siehe auch Sanders, Fremdw. 1, 184.

Cäsarenwahnsinn, eine von Gust. Freytag in der ‚Verlorenen Handschrift', 4. Buch, 6. u. 7. Kapitel (1864) geschaffene Umprägung eines älteren Schlagwortes für diese eigenartige Krankheitserscheinung gewisser Regenten. Freytag modelte offenbar das von Scherr herrührende Wort Kaiserwahnsinn um, das er überdies im selben Werke 1. Buch, 1. Kap. auch noch verwendet, wo Professor Werner äußert: „In diesem Sinne ist auch die schwermüthige, trauervolle Seele des Tacitus für mich weit mehr als selbst seine Schilderungen des Kaiserwahnsinns."

Scherr überschreibt Blücher 2, 435 (1863) ein besonderes Kapitel mit diesem Schlagwort und zielt damit auf Napoleon I., den er auch 3, 14ff. allerorten als den verblendeten Kaiserwahnsinnigen verhöhnt. Vergl. Büchmann S. 314f., wo zugleich angemerkt wird, daß Champagny bereits 1841 in seinem Werke Les Césars den Ausdruck ‚manie impériale' gebraucht habe.

Noch dankenswerter ist Gomberts Hinweis ZfdW. 7, 148 auf Tacitus, Hist. 3, 72 selbst, wo vom furor principum die Rede ist, von Bahrdt (1781) S. 1288 mit Fürstenraserei übersetzt. Vergl. schließlich noch eine Äußerung Gust. Freytags über seinen Roman in einem Briefe an Treitschke vom 12. Dez. 1864, wo von Cäsarenkrankheit gesprochen wird.

Catilinarische Existenzen, ein von Bismarck am 30. Sept. 1862 geprägtes Scheltwort (Polit. Reden 2, 29): „Im Lande gibt es eine Menge „catilinarischer Existenzen", die ein großes Interesse an Umwälzungen haben." Zur Vorgeschichte vergl. den bei Büchmann S. 646 angeführten Hinweis Gomberts auf V. A. Huber

(1845). Ebenda wird auch der 1865 erschienene Roman Th. Königs ‚Eine catilinarische Existenz‘ verzeichnet.

Andere Beweise für die Nachwirkung des Schlagwortes stehen reichlich zu Gebote. Vergl. Kladd. 1862, 186:

„Die kranken Recken, die vor allen Dingen
Das Junkerthum zu Ehren nur zu bringen
Bestrebt sind, heißen — glaub' ich — Excellenzen.
Allein die Ciceronen dieser Zeiten,
Die Bürger, die für Recht und Freiheit streiten
Nennt man — „catilinarische Existenzen!““

Mit ähnlicher Satire bemerkt der Kladderadatsch 1866, 139 über die Minister der abgesetzten Souveräne: „Läßt man sie brotlos, so schafft man damit Hunderte von catilinarischen Existenzen, welche unaufhörlich an den Säulen des Staates rütteln werden.“

In geistreicher Weise sucht dann Nietzsche 8, 159 (1888) die Wendung umzudeuten, indem er schreibt: „Fast jedes Genie kennt als eine seiner Entwicklungen die „catilinarische Existenz“, ein Haß-, Rache- und Aufstandsgefühl gegen Alles, was schon ist, was nicht mehr wird... Catilina — die Präexistenz-Form jedes Cäsar.“

Charte Waldeck, nach Gombert, Festg. meist im herabsetzenden Sinn gebrauchte Bezeichnung der preußischen Verfassung, hat ihren Namen nach dem Abgeordneten Franz Leo Waldeck erhalten, der im Juni 1848 zum Präsidenten des Verfassungsausschusses gewählt wurde und dabei eine ungemein eifrige Tätigkeit entfaltete. G. Eberty, Waldeck, ein Lebensbild S. 21 berichtet: „Das Werk, welches er mit der Kommission zu Stande brachte, wird von den Gegnern zum Hohn, seinen Freunden zur Genugtuung, von beiden aber mit Recht die Charte Waldeck genannt.“ Gombert belegt das Stichwort noch aus dem Jahre 1850. Jetzt ist es längst verklungen.

Christlich-sozial nahm zuerst die vom Hofprediger Stöcker 1878 zu Berlin begründete ‚Christlich-soziale Arbeiterpartei‘ als neue, zeitgemäße Parole an, zu der später eine sich abzweigende

Gruppe die Parallele national-sozial hinzufügte. Siehe diesen Artikel.

Christlicher Staat, ein Stichwort, das bis ins 18. Jahrhundert zurückführt und seitdem zu wiederholten Malen mit besonderer Schlagkraft erklungen ist. Vergl. Wieland 33, 195 f. (1782): „Ein christlicher Staat hat hierin vor den übrigen nichts Besonderes. Was man in ihm die Kirche nennt, ist kein eigner unabhängiger Staat im Staate."

In eingehender Würdigung charakterisiert dann namentlich Friedrich Schlegel in einem ‚Signatur des Zeitalters' betitelten Aufsatz (Concordia 1823, 355 ff.) die christliche Staatstheorie und führt darin unter anderem aus: „Wenn wir nun den lebendigen Begriff und die wahre Idee des christlichen Staats nach seinen inneren Kennzeichen und charakteristischen Eigenschaften richtig auffassen und nach der welthistorischen Wahrheit darstellen und erklären wollen; so versteht es sich von selbst, daß dabey nicht ausschließend auf den Umstand gesehen und allein darnach geurtheilt werden darf, ob das Christenthum, entweder nach der altkatholischen Kirche, oder nach irgend einer der bekannten und anerkannten neuern Confessionen, in einem Lande und Staate eingeführt, und entweder mit Ausschließung jedes andern Glaubens auf selbigem Gebiete allein gültig sey, oder aber doch als herrschende Staatsreligion vor allen übrigen den Vorzug habe. Es kommt vielmehr nur darauf an, ob die vorwaltenden Maximen, Verfahrungsweisen, Grundsätze und herrschenden Prinzipien des Staats selbst in seiner eigenen Sphäre, ganz unabhängig von der äußern kirchlichen Confession, ihrem innern Geist nach mit dem Christenthum übereinstimmen, und also wesentlich christlich sind, oder nicht."

Neuen Impuls erfuhr der Ausdruck aber vor allem durch die vom preußischen Unterrichtsminister Eichhorn in Übereinstimmung mit König Friedrich Wilhelm IV. seit Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts unternommenen Versuche, die Kirchlichkeit im Staate zu heben, wobei viel böses Blut erregt wurde. Vergl. Grenzb. 1843, 746: „Man hat in Deutschland in letzterer Zeit den Ausdruck der christliche Staat zum

Modewort gemacht." Oder ebenda S. 1057: „Das hebräische Geld ist im „christlichen Staate" von jeher ein guter Leckerbissen gewesen." Im selben Jahre überschreibt auch Hoffmann von Fallersleben 4, 303 ein Gedicht: Der christliche Staat.

Chauvinismus und Chauvinist: ein Schlagwort zur Bezeichnung eines kriegerisch erregten, nach Ruhm und Erfolgen dürstenden Patriotismus, im weiteren Sinne auch für eine blinde, nur von Gefühl und Leidenschaft hervorgerufene Begeisterung für eine Person oder Sache, z. B. Gutzkow, Die neuen Serapionsbrüder 2, 161 (1877): Reichschauvinismus.

Wundt, Völkerpsychologie, 1. Bd. 2. Teil, 2. Aufl. S. 580 führt diesen Ausdruck als Beispiel charakteristischer Namensübertragung an: „Ein anderes Beispiel dieser Art ist das Wort chauvinisme, das einer Lustspielfigur mit Namen Chauvin entstammt, die in einem Stück um das Jahr 1830 als eine Art „miles gloriosus" vorkam. Hier hat sich dann noch ein weiterer, seinem Charakter nach regulärer Bedeutungswandel angeschlossen: aus einem Ausdruck für das Benehmen eines renommistischen Soldaten ist es ein solcher für den übertriebenen nationalen Ehrgeiz überhaupt geworden — eine Veränderung, die sichtlich unter dem Einfluß der neueren national-politischen Bewegungen entstand."

Als das Stück, in dem ein Rekrut mit Namen Chauvin zum erstenmal auftrat, macht Büchmann S. 358 das von den Brüdern Théodore und Hippolyte Cogniard verfaßte Lustspiel ‚La cocarde tricolore' namhaft. Für Belege im Deutschen vergl. Sanders, Fremdw. 1, 202f. Ferner z. B. Du Bois-Reymond 1, 76f. (1870): „Anders die Franzosen. Bei ihnen schreibt sich vom ersten Kaiserreich her eine unglückselige Wandlung ihrer Empfindungsweise gegen andere Völker, besonders gegen uns. Erreicht diese neue Empfindungsweise eine gewisse Höhe, so wird sie Chauvinismus genannt." Siehe auch die Bemerkungen auf S. 312 und 330.

Creme der Gesellschaft, ein aus dem Französischen ins Deutsche übernommenes Stichwort, dessen Vordringen man schrittweise verfolgen kann. Fürst Pückler, Briefe eines

Verſt. 1, 29 (vom 16. Juli 1828), ſchreibt noch ganz zurückhaltend ‚die crême de la bonne société der Hauptſtadt‘. Aber ſeit den vierziger Jahren wird der Ausdruck ſtückweis eingedeutſcht. So äußert ſich z. B. die Grenzb. 1842, 1. Sem. S. 338 über die ‚Crême de la Crême unſerer Ariſtokratie‘ oder A. v. Sternberg, Erinnerungsbl. 5, 105 f. (1859) über ‚die „crême der crême“ der Geſellſchaft‘.

Älter iſt offenbar der Parallelausdruck Elite der Geſellſchaft. Spricht doch ſchon Lavater 5, 165 (1768) von ‚der Elite des ganzen Menſchengeſchlechts‘. Ferner gebraucht z. B. Herwegh, Gedichte und kritiſche Auff. S. 97 (1839) die verwandte Bezeichnung ‚Elite der Intelligenz‘, und in den Grenzboten 1845, 1. Sem. 2, 198 ff. zeigt ſich die Beliebtheit des modiſchen Wortes dann bereits in einer Fülle von Wendungen. Sie berichten, daß jeder beweiſen will, ‚daß er auch zur Elite gehört‘ oder ſprechen von einer ‚Elite von Leſern‘ und S. 408 von einer ‚Elite des Adels‘ uſw.

Heutigestags übertrifft beide Stichworte an Schlagkraft die modernſte Nüancierung des Begriffs, der von Nathaniel Parker Willis in einem Leitartikel der New Yorker Zeitung Evening Mirror am 11. Nov. 1844 gebrauchte Ausdruck ‚the upper ten thousand‘ = die oberen Zehntauſend, worüber Büchmann S. 384 trefflich unterrichtet.

Décadence wurde etwa 1885 in Frankreich zum ſpeziellen Schlagwort ausgeprägt für eine neue Dichterſchule, die durch ihre wunderlichen Produktionen allgemeines Aufſehen erregte. Ende der achtziger Jahre wurde der Ausdruck mit gleicher Rührigkeit auf deutſche Verhältniſſe übertragen und gehörte eine Zeitlang zum beliebten Rüſtzeug literariſcher Kritik. Vergl. Nordau, Entartung 1, 159 (1892), der über jene franzöſiſchen Dichter berichtet: „Sie waren eine kurze Zeit unter der Bezeichnung „décadents“ bekannt. Dieſe war ihnen von einem Kritiker in der Abſicht der Verhöhnung angehängt worden, aber wie die Geuſen der Niederlande den Namen, der ſie beſchimpfen und verſpotten ſollte, ſtolz und trotzig ſich ſelbſt beilegten, ſo ſteckten auch ſie die Beleidigung, die ihnen ins Geſicht geſchleudert worden

war, wie ein Abzeichen der Empörung gegen die Kritik an den Hut." Nachdem das neue Schlagwort der ‚Symbolisten' für sie erfunden worden war, behielt nur eine kleinere Gruppe die Benennung „Décadents" offiziell noch bei, ohne daß damit freilich das Schlagwort auf diese allein beschränkt blieb.

Ins Deutsche hat das französische Schlagwort außer Nietzsche namentlich Herm. Bahr eingeführt, der in seinen ‚Studien zur Kritik der Moderne' (1894) einen eigenen Abschnitt betitelt: Die Décadence, worin er S. 19 ausführt: „Es ist heute viel von der Décadence die Rede. Zuerst war das ein Spott des lästerzüngigen, hämischen Boulevards, bald gaben sich die jungen Träumer selber diesen Namen. Heute heißen die Neuen in Frankreich schon allgemein so, die ganze génération montante, und auch in Deutschland wächst der Brauch dieses Wortes. Zwar denkt selten einer etwas dabei, aber es ist wenigstens wieder ein Rubrik. Was man nicht versteht, was man nicht zu deuten weiß . . alle die Leute von morgen und alle die Werke von morgen werden da hinein getan." Sicherlich hat die Flucht aus einer sterbenden Kultur und das Gefühl des Todes, das den Décadents ebenso eigentümlich ist wie der fiebernde Drang, aus dem rohen und flachen Naturalismus herauszukommen und in einer Romantik der Nerven verfeinerte und künstlich gesteigerte Ideale zu enthüllen, gerade zur Wahl dieses Namens geführt. Sonst sei nur noch notiert Bierbaum, Pankr. Graunzer (1896) S. 181f.: „Die Décadence ist bloß ein literarischer Tric. Übrigens keiner von den amüsanten. Er mußte kommen, nachdem Euch der Naturalismus abgelauft hatte."

Deist und Deismus (aus engl. deist und deism) wird zwar bereits seit dem 16. Jahrhundert als religionsphilosophischer Parteiname bezeugt (siehe Murray 3, 152), und zwar ursprünglich als Gegenstück zu Atheist, bürgert sich aber erst etwa seit den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts im Deutschen ein und gewinnt auch da bald die Bedeutung einer mehr oder minder erbitterten Schelte. Vergl. Lessing 5, 446f. (1754), der in der Anzeige einer aus dem Englischen übersetzten Streitschrift schreibt: „Dieser Zweifler findet am Ende, daß der Deismus eine Larve

sey, unter welcher man bloß die verhaßten Beschuldigungen der Gottesleugnung von sich abzulehnen, oder die christliche Religion desto geschickter zu bestreiten suche. Wem dieses Endurteil zu strenge scheinen sollte, der muß wissen, daß der Verfasser nur die allerhäßlichste Art von Deisten annimmt, diejenigen nehmlich, welche zwar einen Gott, aber keine Verbindlichkeit ihm zu gehorchen, noch ein künftiges Leben zugeben.

So schwerlich ein Herbert diese für wahre Deisten erkennen würde, so gewiß ist es doch, daß sie zu unsern Zeiten unter ihren Namensbrüdern die größte Zahl ausmachen, und auch leider die größten Verführungen anrichten."

Während Lessing hier noch zwischen wahren und falschen Deisten scheidet (vergl. auch 12, 254 ff.), eifert dann Wieland 32, 298 (1788) gegen dem Mißbrauch des Ausdrucks überhaupt mit aller Entschiedenheit: „Es ist etwas den gesunden Menschensinn Empörendes in der noch immer unter den Gelehrten selbst herrschenden Gewohnheit, das Wort Deist oder Theist, welches (so viel ich weiß) einen Menschen bezeichnet, der weder atheistische noch dämonistische Grundsätze hat, so zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf sich sitzen lassen könne, bei sich führe .. Die Einwendung, daß man unter dem Wort Deist, in der gewöhnlichen verhaßten Bedeutung, einen solchen Bekenner der natürlichen Religion verstehe, der nicht an die besondern Dogmen der Christen, so wie sie auf gewissen Concilien und in gewissen Symbolen und Formularen festgesetzt worden, glauben kann — ist ein elender Behelf." Denn jeder Glaubensterrorismus sei verwerflich.

Nicht allzu lange darauf ging das Scheltwort seiner Schlagkraft von selbst verlustig.

Demagogische Umtriebe nannten die Regierungen nach den Karlsbader Beschlüssen vom August 1819 und der Einsetzung einer Zentraluntersuchungskommission zur Aufspürung demagogischer Umtriebe die liberalen Bestrebungen an den Universitäten und in der Presse und verfolgten sie aufs schärfste. Kein Wunder, daß man das neue kriminalistische Kunstwort mit Hohn und Verwünschungen aufnahm. Nach 1832 schilt es

Börne 11, 22 einen Ausdruck der Schindersprache. Über die allgemeine Gärung, die sich damals aller Gemüter Deutschlands bemächtigte, vergl. z. B. Görres 4, 67 (1819): „Was den thätigsten, ränkevollsten und verschmitztesten demagogischen Umtrieben für sich von unten herauf nimmer gelungen wäre, das friedliche, ruheliebende, nüchterne und gemäßigte deutsche Volk in allen seinen Elementen und Tiefen aufzuregen und zu erbittern, das haben die, so von oben die Sache bei dem langen Arme des Hebels angegriffen . . , glücklich zu Stande gebracht."

Vergl. außer Gombert, Festg., der auch die scherzhaft-spöttische Einzahl Umtrieb bei Pückler und humoristische Anspielungen bei Arndt belegt, noch einige Varianten, die aus der Fülle der von Anfang an erscheinenden Nachbildungen ausgewählt sein mögen. Görres 4, 96 (1819) ‚revolutionäre Umtriebe', ebda. S. 160 ‚geheime Umtriebe' (z. B. auch bei Hauff 3, 48f.), S. 162 ‚sträfliche Umtriebe'. Ferner 5, 36 (1822) ‚macchiavellistische Umtriebe', Gaudy 12, 152 ‚satanische Umtriebe', Börne 12, 138 (1833) ‚preußische, das heißt . . original-patent-demagogische Umtriebe' usw. usw. Siehe auch spätere Zusammensetzungen ZfdW. 5, 124. Abgeleitete Substantiva, z. B. Umtrieber, begegnen bei Jahn 2, 799 (1837): „Die Marktschreier des ‚historischen Rechts' sind heutzutage gefährliche Umtrieber;" ähnlich Umtriebler, wie Heine 7, 97 (1840) den geschickten Demagogen Garnier nennt.

E. M. Arndt hat den Groll über diese aufregenden schikanösen Untersuchungen sein Lebtag nicht verwinden können. Das beweist u. a. der herbe Vorwurf 2, 124 (1858): „Über die Geheimnisse solcher wunderlichen Papiere und Briefschaften und über die geheimen politischen Umtriebe, worauf sie prächtig gedeutet werden konnten, hätte ich bei den demagogischen Umtrieben, womit ich viele besten Jahre meines Lebens umgetrieben worden bin, wahrhaftig zu Tod gequält werden können." Und S. 173: „O, was würde Preußen noch erlebt haben bei der Jagd der demagogischen Umtriebe, wenn der König einen Fürsten Wittgenstein und Herrn vom Kamptz und deren böse

Schlange Herrn Tschoppe ... hätte gewähren lassen, wie sie wohl gewollt hätten!"

Demokrat wurde seit 1789 zum Scheltwort für die französischen Republikaner. Siehe den Artikel ‚Aristokrat'. Murray 3, 183 belegt Democrat in diesem Sinne seit 1790 im Englischen. Und Campe, Ergb. S. 253 konstatiert: „In den letztverflossenen Jahren haben die Freunde der Alleinherrschaft und des Adels das Wort Democrat zu einem Schimpfworte gemacht, womit man, wie Voß (im Musenalmanache 1794) sagt, Jeden belegte, „der nicht Alles Hergebrachte für unverbesserlich hielt." Allein dieser unnatürliche Sprachgebrauch wird mit den Umständen, die ihn veranlaßt haben, vorübergehen."

Dennoch ist dem Ausdruck, der namentlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts während der deutschen und amerikanischen Verfassungskämpfe mit besonderer Leidenschaft gebraucht wurde, noch ein gewisser scheltender Klang bis heutigentags geblieben.

Demokrat vom reinsten Wasser ertönt seit dem Revolutionsjahr 1848 in verschiedenen Variationen als Schlagwort. So verwendet z. B. Julian Schmidt den Ausdruck in den Grenzboten dieses Jahres 2. Sem. 4, 442. Noch im gleichen Jahre findet sich daneben die Fortbildung ‚ein Ultra vom reinsten Wasser' ebenda 2. Sem. 3, 517. Die ‚Lebensgeschichte eines „Demokraten vom reinsten Wasser"' erscheint in den Grenzb. 1849, 1. Sem. 1, 107. Auch Wilhelm Jordan, Demiurgos 2, 213 (1854) bedient sich des Stichwortes:

... „ich bin jetzt Demokrat
und einer von dem reinsten Wasser."

Als Schelte ist es noch jetzt üblich, z. B. ‚ein Sozialist vom reinsten Wasser'.

Demokratisches Prinzip, monarchisches, aristokratisches, historisches, christliches Prinzip und verwandte Schlagworte begegnen seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts mit zunehmender Lebhaftigkeit, anscheinend unter dem Einfluß der philosophischen Terminologie Fichtes, Hegels und Schellings. Das bestätigt auch Immermann 10, 227 (1831):

„Die deutschen Sophisten nach Kant's, Fichte's und Schelling's Periode fielen dagegen mehr in die erste Verkehrtheit. Das Nächste, Gewöhnlichste sollte durch den Hebel der höchsten Philosophie in Bewegung gesetzt werden, und das Modewort Princip wurde erfunden. Im Staat, in der Kirche, im Ärztlichen, Commerciellen, ja im Haushalt traten Principe auf, die mit andern dann wieder ebenso leicht die Stelle wechselten."

Das demokratische Prinzip nennt Görres 2, 234 (1814) und 4, 112ff. (1819) usw. usw., ferner Börne 6, 190, der auch das bei Görres 5, 46 (1822) erwähnte aristokratische Prinzip wieder anführt. Auch das historische Prinzip findet sich bei Görres 4, 140 (1819), während ich mir das christliche Prinzip z. B. aus Menzel, Geist der Geschichte (1835) S. 168f. angemerkt habe. Vergl. dazu Brunner, Prinzenschule 2, 161 und 152 (1848).

Die größte Schlagkraft hat aber das noch von Bismarck gelegentlich verwendete Stichwort vom monarchischen Prinzip entfaltet. Görres betont es wiederholt 4, 188ff. (1819), dann verhöhnt es mehrfach Börne 12, 76f., 93 und 184 (1833), und im Revolutionsjahr 1848 wird es geflissentlicher denn je im Munde geführt. Siehe Volksblatt 1848, 816: „Die sogenannten Conservativen, oder Anhänger des „monarchischen Prinzips", rümpften die Nase über das Englische Königtum," ebenso S. 843, 846 usw.

Denkfreiheit gehört mit zu den Hauptforderungen der deutschen Aufklärer, wird also als Schlagwort sicher der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geläufig gewesen sein. Berühmt geworden ist Marquis Posas Forderung in Schillers ‚Don Carlos' (1785), 3. Akt, 10. Auftritt: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" Vergl. auch Wieland 32, 279 (1788): „Wenn es wahr ist, daß dieses achtzehnte Jahrhundert sich einiger beträchtlicher Vorzüge vor allen vorhergehenden rühmen kann, so ist nicht weniger wahr, daß wir sie lediglich der Freiheit des Denkens und der Presse, der dadurch bewirkten Ausbreitung der Wissenschaften und des philosophischen Geistes und der wahren Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürger-

lichen Gesellschaft abhängt, zu danken haben. Immerhin mögen manche Lobredner unserer Zeiten von diesen Vorzügen zu viel Aufhebens machen."

Zur Erläuterung des Begriffes verweise ich auf A. Wilhelm Schlegels lehrreiche Bemerkungen (Deutsche Lit.-Denkm. Nr. 18, 77): „Die Denkfreyheit, die ebenfalls eine Erscheinung unserer Zeiten seyn soll, ist nothwendige Bedingung der Aufklärung, und die Aufklärer wissen sie daher nicht genugsam zu preisen. Nun heißt es zwar nach dem alten Sprichwort: Gedanken sind Zollfrey: man sollte also meynen, Denkfreyheit wäre zu allen Zeiten in der Welt gewesen, wenn man sich nur mit seinen Gedanken fein still gehalten hätte. Sie wollen aber noch die Freyheit dazu haben, ein langes und breites darüber zu schwatzen, und zu schreiben und zu drucken.

Dieß fällt denn mit der sogenannten Publicität zusammen, d. h. der Erlaubniß und Freyheit, die Verhandlungen bey politischen Geschäften durch den Druck öffentlich zu machen; einer viel gepriesenen Erfindung."

Das Wort Denkfreiheit selbst ist erheblich älter und wird von Gombert, Jahresbericht des Königl. Gymn. zu Groß-Strehlitz 1893, 18 bereits aus Liscows Schriften (1739) nachgewiesen und nach der Tendenz der Belegstellen vermutungsweise auf Prof. J. E. Philippi, den von jenem Satiriker so arg durchgehechelten Gegner, zurückgeführt.

Destruktive Tendenzen ein politisches Schlagwort, das 1835 aufkam, um damit die freiheitlich-nationalen Bestrebungen zu diskreditieren, als durch Bundestagbeschluß die Demagogenhetzen begannen. So schreibt Laube am 2. Nov. 1835 an Varnhagen (Houben S. 64) über ‚die auflösenden Tendenzen der jungen Literatur'. Ebenso Immermann 6, 112 (1836): „Obgleich ich . . . die auflösenden Gesinnungen nicht teile, welche diesen Reden zum Grunde liegen, so weiß ich doch die Stimmung sehr wohl zu würdigen, aus welcher sie entstehen mußten." Über die Anwendung dieser und ähnlicher Scheltworte durch den Minister des Innern berichtet Ruge, Briefw. 1, 266 (am 12. März 1842) und gesteht: „Das empörte mich, und ich sagte kurzweg,

die Stichworte der Reaktion bewiesen nichts gegen die Philosophie, und die Geschichte mit den unseligen Redensarten wegzuleugnen, sei eine Calamität. . . Die Wahrheit sei immer Gift und nur destruktiv, und wer nichts zerstöre, könne auch nichts gründen, das bewiese jede Gründung." Detmold, Randzeichnungen (Reclam) bringt in satirischer Absicht wiederholt den Ausdruck aufs Tapet, z. B. S. 38: „Historisches Recht!" Achtung vor dem Bestehenden! destruktive Tendenzen! Ja, das sind die Stichworte der lichtscheuen Partei, die nichts gelernt hat und nichts vergessen, die immer und immer wieder ihr Schlangenhaupt erhebt, so oft auch der Gott der jungen Zeit siegend über ihren Nacken dahingeschritten!" Prutz, kl. Schr. 2, 27 erwähnt eine eigene Partei der „Destruktiven" bei den religiösen Zeitströmungen. Noch am 12. September 1862 charakterisierte der Kriegsminister v. Roon Lassalles Umtriebe in Bezirksversammlungen und in der Presse mit diesem Ausdruck, eine Kritik, die der Agitator deshalb zurückweist, weil genau dieselbe Geschichtsauffassung und genau dieselben Worte, die jener in seinem Munde für konservativ halte, bei ihm destruktiv gefunden würden (Lass. 1, 73).

Gleiche Bedeutung hat die analoge Wendung subversive Tendenzen. Vergl. ebenfalls Detmold, Randz. (1844) S. 40 und 41: „die subversiven, destruktiven Tendenzen eines tollen Radikalismus, der an allem Bestehenden rüttelt." Auch Bismarck gebrauchte dieses Scheltwort demokratischer Bestrebungen, spitzte es aber scharf zu gegen das staatsgefährdende Treiben der Kaplanspresse, indem er am 23. März 1887 (Polit. Reden 12, 352) ausführte: „In dieser Beziehung halte ich die subversiven Tendenzen, das Unterwühlen der Autorität für vollständig gleichbedeutend, mag es von geistlicher oder weltlicher Seite, von Socialdemokraten oder demokratisirenden Geistlichen ausgehen."

Deutsche Gemütlichkeit, die moderne Spielart der geradezu sprichwörtlich gewordenen deutschen Geduld und speziell die jüngste Stufe der alten Wendung vom deutschen Gemüt, welche selbst erst im Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem neuen, jetzt geläufigen Inhalt erfüllt wurde, wird von Görres 2, 265 (1814) als Stichwort zeitgenössischer Deutschtümler eigens

vermerkt und als neu bezeichnet: „Sie werfen ihre Augen herum nach einem solchen Mischkünstler und Giftmischer, der es verstände, den neuen Jargon zu reden von Volkstum und volkstümlich, von Gemütlichkeit und der Herrlichkeit Teutschlands, von den Volksrechten und der Frömmigkeit teutscher Nation, und von den raubgierigen Fremden."

In dieselbe Kerbe schlägt der von Gombert zitierte Saul Ascher, Germanomanie' (1815) S. 26: „So geschah es, daß Deutschland, deutsches Volk, deutsche Sitte und deutsche Gemütlichkeit von ihnen als das Höchste und Würdigste aufgestellt ward." Die selbstgefällige Wendung gab zu zahlreichen ironischen Äußerungen Anlaß, zumal sie nicht selten als ein bloßer Euphemismus für bequeme Spießbürgerlichkeit und Philisterhaftigkeit empfunden wurde. So schreibt Heine 6, 368 (1843) mit beißendem Hohn: „Jenes Haus war eine Oase, eine sehr oasige Oase deutscher Gemütlichkeit in der Sandwüste der französischen Verstandeswelt." Oder ebenda S. 403: „Auch die wohlbekannten Schellenkappen höre ich klingen: deutschen Tiefsinn, deutschen Denkerschmerz, deutsche Gemütlichkeit, deutsche Maikäfer, mitunter sogar ein bischen deutsche Langeweile finde ich in den Schriften unseres Edgar Quinet." Vergl. auch Moritz Hartmanns Reimchronik des Pfaffen Maurizius (1849), wo es in einem Stoßgebet des 5. Kap. heißt:

„Und nimm von uns die Heucheleien,
Die tödtlichen Gemütlichkeiten."

Ferner Büchmann, S. 258 f. und S. 631, wo das von David Hansemann (1847) herrührende geflügelte Wort: „In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf" gebucht wird.

Vornehmlich den Süddeutschen und Östreichern wird die deutsche Gemütlichkeit zugeschrieben. Als das wahre Eldorado aber wird Sachsen gerühmt und bespöttelt. Schon in den Grenzboten 1847, 2. Sem. 3, 564 wird die sächsische Gemütlichkeit ausdrücklich der ätzenden Kritik der Berliner entgegen gesetzt.

Deutschheit, ein durch die Dichtungen Klopstocks und der Göttinger Hainbündler wohl vorbereitetes Schlagwort, das seit

den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts in aller Munde war und besonders durch die deutschen Ritterdramen eine Zeitlang neuen Impuls empfing. Obwohl das Wort seit dem Mittelalter öfter gewagt wurde (vergl. außer DWb. den von Feldmann, ZfdW. 6, 107 aus dem Jahre 1644 angeführten Beleg!), versichert Wieland 34, 318 ausdrücklich: „In meiner Kindheit wurde mir zwar viel von allerlei Pflichten vorgesagt; aber von der Pflicht, ein deutscher Patriot zu sein, war damals so wenig die Rede, daß ich mich nicht entsinnen kann, das Wort Deutsch (Deutschheit war noch ein völlig unbekanntes Wort) jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben.“

Hauptvertreter dieser sogenannten ‚Deutschheit‘ waren Claudius und Bürger, der u. a. im Teutschen Merkur 1776, 4. Bd. S. 63 über seine teutsche Ilias schrieb: „Teutschheit würde sich nicht hereinbringen lassen, und Griechheit, daß ich so sage, noch weniger . . Teutschheit, gedrungene, markige, nervenstraffe Teutschheit find' ich auf dem Wege, den ich wandle, und sonst auf keinem andern.“ Vergl. Feldmann a. a. O. Ein Schlagwort, das so in die Mode kam, forderte von selbst bald zum Spotte heraus. Schon 1776 erschien ein Büchlein unter dem satirischen Titel: ‚Die neue Deutschheit nuniger Zeitverstreichungen. Erstes Pröbchen. Allen Pritschmeistern, After-Morven- Skalden- Barden- minniglichen- und Wonniglichen Possierlichkeits-Machern zugeeignet‘.

Seitdem wird die Opposition immer lebhafter. Wieland höhnt nach Feldmanns Zeugnis, ZfdW. 6, 302 im Jahre 1780: „Sodann und zweytens möchten wohl die noch übrigen 1071, 428 fl. 3 kr. schwerlich, und gemein-ersprieslicher benutzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotierung eines allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals, worinn alle die wackern Leute, die vor übermäßiger Weisheit, Teutschheit, Empfindsamkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe, in Abfall ihres Verstandes gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäß versorgt würden.“

Auch Goethe, der noch 1776 an Bürger geschrieben hatte: „Freu dich der Natur, Homers und deiner Teutschheit!“ liebt

es, von 1780 ab ironisch von ‚Deutschheit‘ zu sprechen. Siehe die im DWb. gegebenen Stellen! Dann tritt gegen Ende des Jahrhunderts der Ausdruck einige Zeit zurück. Im Jahre 1807 entschuldigt F. G. Jacobi geradezu seine Anwendung. Um so lebhafter erwacht er zur Zeit der neuen Freiheitsbestrebungen. Da wird vor allem Jahn der begeisterte Wortführer der Deutschheit in seiner patriotischen Mahnschrift vom ‚Deutschen Volkstum‘. Vergl. 1, 155ff. (1810): „Deutsch heißt volkstümlich. Anders mit uns Neudeutschen. Immer mehr verschwindet durch eigene Sündenschuld unsere Volkstümlichkeit oder die Deutschheit; so müssen wir wenigstens in einer Benennung die Rückerinnerung an das verlorne Ebenbild bewahren.“ Und er rechnet bei seinen Bemühungen auf Leser, „die für die Hochgedanken „Volk, Deutschheit und Vaterland“ noch nicht gänzlich abgestorben sind“ usw. Ebenda S. 371 überschreibt er einen besonderen Abschnitt mit dem neu beflügelten Schlagwort: Deutschheit. Vergl. aber auch hier wieder Zeugnisse des Rückschlages, z. B. Rückert 1, 104 (1814—5) und 1, 236, sowie A. Wilhelm Schlegels späteren Ausfall 2, 193 (1836):

„Zu guten Muß-Almanachen
Muß man haben dreierlei Sachen.
Deutschheit, Romantik und Melancholei
Rühre zu Brei!“

Für die erst dem 19. Jahrhundert angehörigen Spottworte Deutschtümeln, Deutschtümler, Deutschtümelei usw. vergl. DWb. und Sanders 1, 289a und Ergb. S. 144.

Deutschland, Deutschland über alles. Dieser Anfangsvers des von Hoffmann von Fallersleben im Oktober 1841 veröffentlichten ‚Liedes der Deutschen‘ wurde als Fahnenwort ersten Ranges bald in weitesten Kreisen populär. Doch hatte der Ruf schon ein gut Teil Geschichte hinter sich. Arnold lehrt ZfdW. 4, 324f., daß der Diplomat und Cameralist Philipp Wilhelm v. Hornick mit seiner berühmten staatswissenschaftlichen Schrift: Österreich Über alles, wann es nur will usw. usw., die im Jahre 1684 anonym erschien, als der Vater des Schlag-

wortes anzusprechen ist. Denn Hornick beginnt im Caput I S. 1f., das überschrieben ist ‚Absehen des Autoris, und Rechtfertigung des Tituls‘ ausdrücklich: „Ich habe mir vorgenommen, zu erweisen, das Österreich über alles sein könne, wann es nur wolle. Diesen seltzamen Titul achte ich mich befugt, für dieses kleine Werk zu setzen, nach dem recht der Eltern, welchen frey stehet, ihre Kinder zu nennen, wie sie wollen.“

Der Titel des beliebten und vielfach aufgelegten Buches übte fortdauernd seinen Einfluß. So ließ der im Jahre 1800 verstorbene Freiherr Philipp von Gemmingen eine besondere Zeitschrift ‚Teutschland über alles, wenn es nur will‘ erscheinen.

Wichtig aber ist es, daß diese bedingende Lobesformel dann von dem Dichter Heinrich Joseph Collin aufgegriffen und zur Überschrift eines siebenstrophigen Liedes: ‚Österreich über Alles‘ gewählt wurde (Lieder Österreicher Landwehrmänner 1809, 28f.), dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

„Wenn es nur will,
Ist immer Östreich über Alles!
Wehrmänner ruft nun frohen Schalles:
Es will, es will!
Hoch Österreich!“

Diesem Wehrmannsliede Collins scheint der Nationalgesang Hoffmanns unmittelbar verpflichtet. Gleichwohl ist auch in der dazwischenliegenden Zeit die Tradition weiter zu verfolgen. Gombert hat in seiner Festg. an einen im Morgenblatt 1815, 612 abgedruckten Prospekt zu den ‚Freymüthigen Blättern für Deutsche‘ von Friedrich von Cölln erinnert, worin es heißt: „Deutschland über alle, wenn es einig ist und sein will.“ Ein paar Jahre darauf findet sich ein neues Zeugnis in der Schrift ‚Preußen über alles, wenn es will. Von einem Preußen‘, Germanien 1817.

Seit den achtziger Jahren ertönt das Feldgeschrei mit erneutem Eifer. So spricht Scherr, Pork. (1882) S. 98 von dem ‚widerjüdischen „Deutschland über alles“‘, und wenige Jahre später entlädt Nietzsche seinen Unwillen darüber in einer Reihe

von gereizten Ausfällen. Siehe 13, 350 (ca. 1884): „,Deutschland, Deutschland über Alles' — ist vielleicht die blödsinnigste Parole, die je gegeben worden ist. Warum überhaupt Deutschland — frage ich: wenn es nicht Etwas will, vertritt, darstellt, das mehr Werth hat, als irgend eine andere bisherige Macht vertritt!" Ebenda nochmals: „Für das Prinzip ‚Deutschland, Deutschland über Alles' oder für das deutsche Reich uns zu begeistern, sind wir nicht dumm genug." Schließlich noch 13, 351: „Der Nationalitäten-Wahnsinn und die Vaterlands-Tölpelei sind für mich ohne Zauber: ‚Deutschland, Deutschland über Alles' klingt mir schmerzlich in den Ohren."

Dichter und Denker, ein Schlagwort, das Gombert, Festg. bis auf Saul Aschers Germanomanie (1815) S. 18 zurückverfolgt hat, wo ‚die Denker und Dichter, welche Deutschlands Kultur im 18. Jahrhundert auf eine hohe Stufe der Bildung emporgehoben' erwähnt werden. Vergl. aber auch Jahn 1, 265 (1810): „Neuerdings hat sich das Vorurteil ausgebreitet: ‚der Deutsche könne nun kein Künstlervolk mehr, bloß ein Denkervolk annoch sein; das Leben der Dichterwelt blühe am Rhein nur, nicht an der nackten Elbe und kahlen Oder.' Zwei wackere deutsche Männer (Klinger und Arndt!) haben ihm Nahrung gegeben, ich hoffe, nur in Laune und strafendem Unmut."

Die geläufige Übertragung der Wendung auf das deutsche Volk findet sich dann bereits bei Gutzkow, Zur Philos. der Gesch. (1836) S. 117: „Wir Dichter und Denker zittern nicht; wir klagen nur über das Eine, nicht selber wirken zu können und werden unsern Trost finden, sinnend in einem einsamen Stübchen zu sitzen, wo ein grüner Schirm die züngelnde Flamme mildert, und mit gestütztem Haupt auszurechnen, was heute noch genial, morgen schon verbrecherisch, heute ein Zufall, morgen eine Nothwendigkeit ist." Dazu stellt Bulwers Romanwidmung (1837): „to the great German people, a race of thinkers and of critics„ (siehe Büchmann S. 258) nur eine Variante dar.

Dichteritis, dieses volksetymologische Spottwort, das mit Anklang an Diphtheritis das Dichten kleinerer Geister als eine Art Krankheit kennzeichnet, wird von Prof. Mähly in seinem

Nekrolog auf Joh. Scherr (siehe Scherr, Letzte Gänge S. 256) eben auf Scherr zurückgeführt: „Scherr durfte von der „Metternichtigkeit“ des Zeitalters sprechen, durfte den „König Infinitiv“ wagen, durfte klagen über die „Dichteritis“; diese und andere Wagnisse laufen unbeanstandet mit in der großen Zahl der neugeschaffenen Wörter und Wortbildungen ureigensten Gepräges, womit Scherr die deutsche Sprache bereichert hat.“

Andersen notiert S. 152 einen Beleg aus dem Jahre 1878. Vergl. aber auch das junge Seitenstück der Modernitis. Darüber bemerkt Lublinski, Die Bilanz der Moderne (1904) S. 281: „Leopold Weber . . . veröffentlichte in einem anderen Jahre des Heils 1901 im „Kunstwart“ einen Aufsatz über die Modernitis — dieses herabsetzende Schlagwort stammt von Bartels.“

Dilatorisch, ein der Rechtssprache entstammender Terminus für ein verzögerndes, hinhaltendes Verfahren, der durch Bismarcks telegraphische Mitteilung an den Grafen Bernstorff vom 28. Juli 1870 zum schlagenden Wort ausgeprägt wurde. Vergl. Büchmann S. 658. Dazu die ironische Auslassung von Scherr, Haidekraut (1883) S. 260: „Entschuldigen Sie, lieber Freund, wenn ich Sie heute so zu sagen „dilatorisch“ behandle. Dilatorische Be- und Verhandlungen sind ja dermalen zeitgemäß und stilgerecht, wissen Sie? Se. Unsichtbarkeit, sagt man, behandelt Se. Unfehlbarkeit und Se. Unfehlbarkeit, schreibt man, behandelt Se. Unsichtbarkeit dilatorisch. Daraus folgt, daß ein hochwürdiges Centrum . . . ebenfalls dilatorisirt. Das Ende von diesem dilatorischen Be- und Verhandlungsliebe dürfte sein, daß wir dilatorialiter nach Canossa gegangen werden.“

Dividendenschlucker und ähnliche gegen Mißstände des rasch emporschießenden Aktienwesens gerichtete Scheltworte kommen seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zusehends in Aufnahme. Siehe Kladderadatsch 1861, 98.

Ungefähr zehn Jahre später, also in der Gründerzeit, prägte man für das spottschlechte und widerliche Aktienbräu den verächtlichen Kraftausdruck Dividendenjauche. Vergl. Lagarde S. 272 und besonders Glagau, Der Börsen- und Gründungs-

Schwindel (1876) S. 276 f.: „Um die Bier-Actien unterzubringen, warf man hohe Dividenden aus; und um bei der ungeheueren Belastung und der kostspieligen verschwenderischen Wirthschaft überhaupt Dividenden erzielen zu können, producirte man ein Getränk, dem das Volk mit vollem Recht und höchst treffend den Namen „Dividendenjauche“ beilegte.“ Entsprechend nannte man dasselbe Getränk, insofern es durch schlechte Qualität die Malzsteuer einbringen sollte, Steuerjauche. Ebenda S. 293.

Doktrinär, ein in Frankreich während der Restauration etwa 1816 aufgekommenes Schlagwort für die von Royer-Collard geführte Kammerfraktion, um ihre Richtung als Gelehrten- oder Theorienpolitik zu verhöhnen. Nach Littré 1, 1205 und Büchmann S. 576 hängte die in Brüssel erscheinende satirische Zeitung ‚Nain jaune réfugié‘ zuerst diesen Spottnamen dem französischen Parteihaupt an. Der berühmteste und geradezu typische Träger dieser Bezeichnung wurde aber Guizot. Seit dessen erneuter politischer Wirksamkeit, also von 1830 ab, bürgerte sich das Schlagwort zusehends im Deutschen ein und erlangte allgemeine Verbreitung.

Vergl. zunächst Gutzkow 12, 342, der mit Beziehung auf die Zeit der Restauration schreibt: „Von diesem Augenblick an trat Guizot in die politische Laufbahn, gab seine Stelle auf, als die Burbonen ihre Intriguen gegen die Sache des Volkes einleiteten, und erörterte in einer Menge von Flugschriften die Fragen der Zeit, in jenem Sinne, den man damals spottweise den doktrinairen nannte. Daher der Name des Doktrinairs.“ Friedrich Schlegel nennt schon in der Concordia (1823) S. 356 Görres ‚den umfassenden und geistvollsten unter den deutschen Doktrinairs‘.

Heine berichtet 5, 27 (unter dem 28. Dez. 1831): „Guizot, ein fast deutscher Pedant, hat, als er Konrektor von Frankreich war, auf solchen Plakaten auch all sein philosophisch-historisches Wissen auskramen wollen, und man versichert, daß eben weil die Volkshaufen mit dieser Lektüre nicht so leicht fertig werden konnten und sich daher an den Straßenecken um so drängender vermehrten, sei die Emeute so bedenklich geworden, daß der arme

Doktrinär, ein Opfer seiner eigenen Gelehrsamkeit, sein Amt niederlegen mußte." Siehe ferner Börne 11, 62 (am 12. Nov. 1832) ‚Schuldoktrinairs', 72ff. usw.

Ebenso Laube, Das neue Jahrh. 2, 108 (1833), der vom ‚kühlen Herzschlage des Doktrinairs' und 261 vom ‚Doktrinarismus' spricht. Einen besonderen Artikel über das Schlagwort Doktrinarismus bringen die Grenzb. 1891, 2. Viertelj. S. 64ff., worin es u. a. heißt: „Das Wort Doktrinarismus gehört zu denen, die in unsrer Zeit gewöhnlich einen üblen Klang haben, ein Doktrinär heißt etwa so viel wie ein Mann, dem die Urteilsfähigkeit abgeht, der durch langes und einseitiges Studium über den Begriffen die Dinge vergessen hat. — Etymologisch wäre der Doktrinarismus etwa zu erklären als die Neigung zu einer Ein- und Unterordnung des Einzelnen in den Zusammenhang eines allgemeinen Systems, wie sie eben bei der Anordnung eines gegebenen Stoffes zu einem wissenschaftlichen Lehrgebäude (doctrina) stattfindet." Vergl. auch Sanders, Fremdw. 1, 286.

Drohnen ist im übertragenen Sinne seit dem 18. Jahrhundert als Scheltwort gebräuchlich. Wieland bei Böttiger, Lit. Zust. 1, 170 (1795): „Wir Gelehrte sehen uns für viel zu wichtig an. Wir sind Drohnen und Faultiere im Bienenstock." Gombert bringt in der ZfdW. 3, 172 weitere Belege seit dem 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, z. B. Voß, Stolberg ein Unfreier (1820) S. 111ff.: „Dies Erbdronenrecht (erbliche Vorrechte der Ritterschaft!) begeistert sie, wie den Griechen Freiheit und Vaterland; dies fortzuerben auf ihre Drönlinge, reizen sie unter einander das Volk auf den Fürsten, den Fürsten auf das Volk."

Den spezifischen Charakter eines sozialpolitischen Schlagwortes scheint mir aber der Ausdruck erst durch Saint-Simon erhalten zu haben, der in seinem Buche Du système industriel. Deuxième partie (1821) auf den Umschlag der 3. Lieferung das tendenziöse Motto setzte: „Ich schreibe für die Industriellen, gegen die Höflinge und gegen die Adligen, d. h. ich schreibe für die Bienen und gegen die Drohnen." Von da ab wird der Ausdruck mehrere Jahrzehnte vorzugsweise eine demokratische Schelte gegen die kapitalistischen Klassen, bis er allmählich

wieder allgemeiner für träge oder unproduktive Menschen üblich wird.

Vergl. Ludw. Feuerbach, Sämtl. W. 3, 127 (1830): „Mystiker sind die Drohnen des Staats.“ Gutzkow spricht in den Beiträgen zur Gesch. d. neuesten Lit. 2, 351 (1839) über ‚die Steuerirremunität der Rentirer, dieser gesellschaftlichen Drohnen‘. Hoffmann von Fallersleben hat ein besonderes Gedicht verfaßt 4, 224 ff. auf die ‚adelichen Drohnen‘, die nicht werken nnd frohnen wollen, bis sie von den rebellischen Bienen in der großen Drohnenschlacht geschlagen werden (März 1842).

Später hat Bismarck nach Meyer S. 82 das Wort gern gegen die Bureaukraten gewandt oder, wie Gombert hinzufügt, vielleicht gegen alle Beamten, die nichts als Beamten eben sind.

Eine ähnliche Schelte war im 18. Jahrhundert auch der Ausdruck Hummeln. So bemerkt Mendelssohn in den Literaturbriefen 6, 258 (1760): „Man ist es von der Raubbegierde der gelehrten Hummeln schon gewohnt, daß sie sich von fremder Arbeit nähren.“ Andere Zeugnisse bei Gombert in der ZfdW. 7, 4.

Dunkler Erdteil kommt als schlagwortförmige Bezeichnung Afrikas seit dem Erscheinen von Stanleys Reisebericht Through the dark continent (London 1878) in Umlauf, da gleichzeitig auch eine deutsche Übersetzung unter dem Titel ‚Durch den dunklen Weltteil‘ verbreitet wurde. Vergl. Grenzboten 1879, 1. Sem. 2, 324. Ferner die im Jahre 1890 veröffentlichte autorisierte deutsche Ausgabe, welche H. von Wobeser von dem Werke: ‚Henry M. Stanley, Im dunkelsten Afrika‘ besorgte.

Danach z. B. die Wendungen vom „dunkelsten England“ oder vom „dunkelsten London“ in den Sozialistischen Monatsheften 1, 165 und 167 (1897) usw.

Edle Einfalt und stille Größe proklamierte J. J. Winkelmann in seiner Erstlingsschrift: ‚Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst‘ (1755) als das Schönheitsevangelium der griechischen Kunst und regte damit eine lebhafte Diskussion an, wie gleich der Beginn von Lessings Laokoon zeigt. Die dort zitierte berühmte Stelle

lautet im Neudruck des Schriftchens in den Deutschen Lit.-Denkm. Nr. 20, S. 24: „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der Griechischen Meisterstücke ist endlich eine edle Einfalt, und eine stille Grösse, so wohl in der Stellung als im Ausdruck. So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, eben so zeiget der Ausdruck in den Figuren der Griechen bey allen Leidenschaften eine grosse und gesetzte Seele.“ Und als ergänzende Ausführung dazu S. 26f.: „Die edle Einfalt und stille Grösse der Griechischen Statuen ist zugleich das wahre Kennzeichen der Griechischen Schriften aus den besten Zeiten; der Schriften aus Sokrates Schule, und diese Eigenschaften sind es, welche die vorzügliche Grösse eines Raphaels machen, zu welcher er durch die Nachahmung der Alten gelanget ist.“ Vergl. auch Erwin Kirchers Angaben in der ZfdW. 4, 15f.

Edler Rost scheint als wirkungsvolle Metapher zuerst von Wieland 38, 487 (1790) verwendet worden zu sein in der Kritik der ‚Borrussias‘ von Jenisch: „Mich dünkt, wir müssen den Helden einer Epopöe schon so viele Jahrhunderte lang todt und begraben wissen, daß seine Geschichte (zumal wenn sie so viel Unglaubliches hat wie Friedrichs des Großen) wo nicht zu einer Art von romantischem Mythen für uns geworden ist, wenigstens doch aus einer so großen Zeitferne einen gewissen edlen Rost des Alterthums gewonnen . . hat.“ Darauf liebt nach Meyers Nachweis S. 31 Wilh. Schlegel (1798) den Ausdruck in dieser Anwendung, bis er erst am 10. Sept. 1840 (Büchmann S. 627) durch König Friedrich Wilhelms IV. Ausspruch vom verschönenden Rost der Jahrhunderte wirklich zum Schlagwort beflügelt wird. Diese Äußerung über das Land Preußen wird von Karl Georg Neumann, Gedichte (1841) S. 272 sofort in Verse gebracht:

„Eins, und doch mannigfach, dem edlen Erze gleich,
Das Eins nur wird aus mancherlei Metallen.
Vom Rost der Zeiten mag es nicht zerfallen;
Verschönert nur durch ihn bleibt es an Werth sich gleich.“

Vergl. auch Prutz, Die polit. Wochenstube (1843) S. 8f.: „Und was du für „den edlen Rost der Zeiten“ hälst, Das ist,

bei Licht besehen, eitel Pudermehl." Desgl. Gutzkow 12, 460 (1846): „Wie urtheilt wohl Friedrich Wilhelm IV. über seinen Großohm, über Katharina, über Potemkin, Kaunitz? Gewiß diese Erbschaft des achtzehnten Jahrhunderts entbehrt aller Ehrwürdigkeit, an dieser klebt kein „verschönender Rost der Jahrhunderte". Außerdem Sanders, Ergb. S. 428.

Der ‚Rost der Zeit' freilich und ähnliche bildliche Wendungen werden von Sanders 2, 786c bereits vom 17. Jahrhundert ab nachgewiesen. Über die ursprüngliche Bedeutung des edlen Rosts (= aerugo nobilis) siehe noch Goethe (Weim. Ausg.) 48, 154 und Detmold, Randz. (Reclam) S. 37.

Ehernes Lohngesetz, ein von Lassalle seit 1863 leidenschaftlich verkündetes Schlagwort, das auf den englischen Nationalökonomen Ricardo zurückgeht und von Lassalle 2, 35 selbst folgendermaßen formuliert wird: „Das eherne ökonomische Gesetz, welches unter den heutigen Verhältnissen, unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage nach Arbeit, den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigsten Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist."

Ebenda spricht Rodbertus S. 2ff. fast auf jeder Seite von dem sogenannten „natürlichen" Lohngesetz.

Allmählich freilich ist das Schlagwort, nachdem es das Klasseninteresse wirksam mit hatte schüren helfen, ausrangiert worden. Vergl. einen mit diesem Stichwort überschriebenen Aufsatz in der Soz. Monatsheften 2, 206 (1898): „Es ist allbekannt, welche große Rolle das eherne Lohngesetz in der Entwicklung der socialdemokratischen Partei gespielt hat. Lassalle hatte es zur Grundlage seiner Agitation gemacht, aber je länger je mehr ist dieses Schlagwort in den Hintergrund gerückt. In dem Gothaer Programm finden wir es noch vor, im Erfurter jedoch nicht mehr, und bereits auf dem Hallenser Parteitag vom Jahr 1890 war der Standpunkt jener Theorie in Reden aus der Versammlung heraus als überholt bezeichnet worden."

Emanzipation der Frauen, ein Schlagwort, das auf Vater Enfantin zurückgeht, der seit 1831 als eins seiner Hauptziele proklamierte: l'affranchissement de la femme (siehe Œuvres, Paris 1868, Bd. 1, 44 und Bd. 2, 66 usw.) und damit ältere Bestrebungen wirkungsvoll erneuerte. Vergl. Mundt, Gesch. der Gesellschaft S. 241ff.

Noch im Jahre 1831 berichtet Börne 10, 120 aus Paris: „Doch einen andern Grundsatz sprechen die Simonisten deutlich aus: den der Emancipation der Weiber." Keiner hat dann in Deutschland größere Propaganda für diese Idee gemacht als Mundt. Siehe nur seine gewaltiges Aufsehen erregende Schrift ‚Madonna' (1835), z. B. S. 301 und das ausdrückliche Zeugnis von Ernst von der Haide S. 110: „Niemandem steht das hohe Wort für Emancipation der Frauen besser an, als Theodor Mundt."

Der Widerspruch gegen das laut verkündete Schlagwort regt sich bald. Menzel, Deutsche Literatur 4, 265 (1836) wendet ernstlich ein: „Während man versäumt, die Freiheit da zu fördern, wo sie hingehört, sucht man sie dort, wo sie nur eine Karikatur ist. Daher die Emancipation der Kinder und Weiber in unserer Zeit, über der man die der Männer ganz zu vergessen zu wollen scheint."

Aufs lebhafteste verwahrt sich Gutzkow, Zur Philosophie der Geschichte (1836) S. 148f. gegen „jene tolle Emancipationsidee der Frauen, welche in unsern Tagen noch immer in einigen Köpfen spukt, ob sich ihre Erfinder gleich schon lange an den Nil zurückgezogen haben. Wie ich denn in der jüngsten Zeit in Deutschland ein System bekommen habe, ohne zu wissen, wie? soll ich auch das Apostelamt der femme libre übernommen haben. Der Ausdruck: Emancipation der Liebe findet sich meinen Schriften und gern faſſ' ich mit diesen zusammen, was ich in juristischer Beziehung über die Ehe an verschiedenen Orten ausgesprochen habe." Aber: „Die Emancipation der Frauen ist die albernste Idee, welche unser Zeitalter ausgeheckt hat." Seit 1846 ist mir dann das Schlagwort Frauenemancipation als Lustspieltitel begegnet.

Und 1847 konstatieren die Grenzboten, 2. Sem. 3, 189 von den Frauen: „Wie die Sachen stehen, ist die Emancipation derselben ein wahres Schimpfwort geworden. Ein Wesen, das sich die Haare kurz schneidet, das Cigarren raucht, Männerkleider anlegt und sonst nachlässig, geschmacklos und verstört in ihrem Äußeren anzusehen ist — das nennt man eine ‚emancipierte Frau'." Vergl. auch Brunner, Prinzenschule (1848) 2, 6, wo außer ‚Frauenrechte' und ‚Frauenfreiheit' auch ‚Frauenemancipation' angeführt wird, mit dem Bemerken: „Es ist gar zu schmeichelhaft dieß mysteriöse Wort: Frauenemancipation — man sagt so vieles darüber und erweitert die Gränzen dieser Freiheit in jeder neueren socialen Theorie, in der davon geredet wird — und im Communismus wird diese Freiheit natürlich als eine gränzenlose geschildert."

Trotz aller Opposition hat aber die Losung mit den Jahren nur immer größere Bedeutung erlangt und gehört noch heute zu den beliebtesten Tagesstichworten. Von späteren Zeugnissen für und wider sei nur das hübsche Gedicht Heyses, Ges. Werke 1, 82ff. (1865), betitelt: Frauenemancipation, genannt.

Vergl. auch den Artikel ‚Rehabilitation der Materie', ferner ZfdW. 3, 173 und den besonderen Artikel über ‚Judenemancipation'.

Empfindsam, ein Ausdruck, der die Signatur einer ganzen Periode treffend charakterisiert. Obwohl er bereits von Frau Gottsched 1757 verwendet wird und in der Literatur von 1762 ab ebenso wie Empfindsamkeit wiederholt erscheint (vergl. Gomberts Belege im Jahresbericht des Königl. Gymn. zu Groß-Strehlitz 1897, 16ff.), wird er doch erst durch Bodes Sterne-Übersetzung (1768) wirklich zum Schlagwort beflügelt. In der Vorrede dieses viel gelesenen und wiederholt aufgelegten Buches schrieb der Herausgeber, ein Freund, d. i. Lessing, habe ihm geraten: „Es kommt darauf an, Wort durch Wort zu übersetzen, nicht eines durch mehrere zu umschreiben. Bemerken Sie sodann, daß sentimental ein neues Wort ist. War es Sterne erlaubt, sich ein neues Wort zu bilden, so muß es eben darum auch seinem Übersetzer erlaubt sein. Die Engländer hatten gar kein Adjektivum von sentiment, wir haben von Empfindung

mehr als eines, empfindlich, empfindbar, empfindungsreich, aber diese sagen alle etwas anders. Wagen Sie empfindsam! wenn eine mühsame Reise eine Reise heißt, bei der viel Mühe ist, so kann ja auch eine empfindsame Reise eine Reise heißen, bei der viel Empfindung war. Ich will nicht sagen, daß Sie die Analogie ganz auf Ihrer Seite haben dürften, aber was die Leser vors Erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen."

Wie rasch der Ausdruck seitdem als Schlagwort sich einbürgerte, hat Feldmann ZfdW. 6, 307ff. anschaulich dargetan. Kein Wunder, daß die geradezu zu Tode gehetzten Worte empfindsam und Empfindsamkeit, die so recht eine allgemein obwaltende Zeitstimmung wiedergaben, schon in wenigen Jahren ihren guten Klang einbüßten und teils dem Fluch der Lächerlichkeit verfielen, teils zu leeren Modewörtern entwertet wurden.

Dies läßt sich schon seit Anfang der siebziger Jahre beobachten. Vergl. Gerstenbergs spöttische Kritik (Deutsche Lit.-Denkm. Nr. 128, 327ff.) am 2. März 1770, sowie Feldmanns Hinweis auf Voß (1773) und E. Stosch, Kritische Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache (1775) S. 209: „Die Empfindsamkeit, ist also an sich etwas gutes, aber man kann sie auch übertreiben, und darinn zu weit gehen, wenn man nehmlich, durch die geringsten Kleinigkeiten, sich gar zu sehr rühren und in Bewegung setzen läßt, welche solcher Empfindungen nicht werth sind. So sind manche, jetzt gar zu empfindsam geworden. Die Nachahmer des Yorick, treiben es zuweilen so weit, daß ihre Empfindsamkeit lächerlich wird."

Es war ja eben die Periode des Gefühlskultus, des Werther- (1774) und Siegwartfiebers (1775/6). Im folgenden Jahrzehnt werden der Gegner immer mehr und ihre Angriffe immer heftiger. Vergl. den satirischen Moderoman Timmes ‚Der empfindsame Maurus Pankrazius Ziprianus Kurt, auch Selmar genannt' (1781) oder Carl Wezels Roman ‚Wilhelmine Arend, oder die Gefahren der Empfindsamkeit' (1782). Goethe schrieb (1787) einen ironischen ‚Triumph der Empfindsamkeit', und Hermes offenbart seinen ganzen Groll gegen das verhaßte

Schlagwort, Zween Märtyrer 1, 138 (1789) in der Äußerung: „Sie hatte nichts von jener Empfindsamkeit — und möchte doch dies Schandwort, welches unser Zeitalter brantmarkt, vergessen werden, sobald alle diejenigen im Grabe liegen werden, deren Abirrung es heute bezeichnet.“

Wenn aber auch Schubart in seiner Vaterlandschronik (1789) S. 785 solche Abnutzung lebhaft bedauert: „So ist es auch dem herrlichen Worte empfindsam unter uns gegangen. Indem es blödsinnige Skribler jedem greinenden Buben, und jedem Mädchen von viel Herzblut und wenig Hirn beilegten; so wurde es lächerlich“ — der Prozeß war doch nicht aufzuhalten.

Feldmann zeigt mit einer verschwenderischen Fülle von Belegen, wie diese ganze Wortsippe modisch ausgebeutet wird. Daraus seien nur die polemischen Schlagworte: empfindeln, Empfindelei, Empfindler usw., die seit Ende der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts reichlich nachgewiesen werden, noch hervorgehoben. Außerdem möge auf die speziell von Hamann geprägten Ausdrücke empfindselig und Empfindseligkeit (vergl. 4, 65f. und 109ff.) verwiesen sein. Vergl. auch DWb.

So ist ein ursprünglich ziemlich farbloser Ausdruck plötzlich zum Schlagwort gesteigert, aber bereits in kurzer Zeit wieder zum Modewort verflüchtigt worden, das allerdings eine ganze Reihe schlagender Tadelsworte erneut hervorruft.

Emporkömmling scheint eine in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts geprägte Verdeutschung des gleichbedeutenden französischen Schlagwortes parvenu zu sein. Wenigstens zitiert Gombert, Festgabe, ein Zeugnis, worin dieses Neuwort noch beanstandet wird. Ein Kanzleisekretär Brandes nämlich rechtfertigt in der Berliner Monatsschrift 1787, 397 eigens die Anwendung des Fremdworts Parvenu: „Man verzeihe das französische Wort. Emporkömmling für Parvenu klingt zu gezwungen und ist nur von Einem Schriftsteller gebraucht worden.“

Es liegt nahe, dabei an den von Campe mehrfach im Zusammenhang mit diesem Stichwort erwähnten Historiker Posselt oder auch an Wächter zu denken. Die Zurückhaltung, welche man dem Ausdruck gegenüber noch einige Zeit beobachtet, zeigen

Ramler, Beitr. zur deutschen Sprachkunde 2, 81 (1796) und Campe, Wb. 1, 905 (1807) durch Glossierung mit parvenu noch deutlich genug. Auch Arndt überschreibt ‚Geist der Zeit' 1, 386ff. (1806) noch einen Abschnitt über Napoleon, den er bei späterer Wiederholung getrost ‚Der Emporkömmling' betitelt, vorsichtig ‚Der Emporgekommene'.

In den folgenden Jahren häufen sich die Belege mannigfach. Immermann, Börne, Heine, Rückert usw. möchten offenbar den Ausdruck nicht entbehren. Vor allem aber verlieh Napoleon III. dem Worte neue Kraft, indem er sich selbst damit bezeichnete. So erwähnt das Volksbl. vom 15. Nov. 1854 den ‚Wunsch des Emporkömmlings (da er sich selbst so nennt, so würde selbst Herr Polizeipräsident von Hinkeldey keine Verletzung „befreundeter Mächte" darin erblicken, wenn wir ihn so nennen) — der Wunsch des Emporkömmlings, durch irgend eine Verbindung aus der unangenehmen Isoliertheit herauszukommen.'

So fest sich also das Stichwort Emporkömmling einbürgerte, das fremde Vorbild vermochte es doch nicht zu verdrängen, da es dessen besonderen Gefühlswert mit all den Schattierungen von kühl überlegener Ironie bis zum schneidendsten Hohn nicht völlig zu ersetzen vermag. Speziell für Napoleon I. war das heftige Scheltwort vom Korsenparvenu geprägt worden, das seine Schlagkraft bis in unsere Tage bewiesen hat. Vergl. Gaudy 3, 76 ‚dem verruchten Corsen-Parvenu ein Pereat bringen'. Noch in letzter Zeit hat der Ausdruck lebhaft die Öffentlichkeit beschäftigt. Kaiser Wilhelm II. betonte ihn scharf in seinem Erfurter Trinkspruche vom 14. Sept. 1891: „An diesem Orte hat uns der korsische Parvenu aufs tiefste gedemütigt" usw. Vergl. dazu Harden, Apostata 1, 104ff. (1891), der sofort das Stichwort aufgriff und in einem besonderen Artikel: Der korsische Parvenu kritisierte.

Enterbte nannte der Graf Saint-Simon mit charakteristischem Schlagwort die Angehörigen der besitzlosen Klasse. Vergl. Mundt, Gesch. der Gesellsch. (1856) S. 229, welcher über das Begräbnis Saint-Simons schreibt: „Es folgte der

stillen Bahre des Propheten nur ein armer Arbeiter, einer von den „enterbten Söhnen der europäischen Gesellschaft", wie Saint-Simon die Proletarier genannt." Dann wird z. B. in den Grenzb. 1845 1. Sem. 2, 208 dem Dichter Alfred Meißner von Kuranda die ‚Trauer „mit den Enterbten"' nachgerühmt. Andere Belege für das Fortleben dieses Schlagwortes im Deutschen bei Lassalle 1, 187, von dem ‚der vierte Stand der letzte und äußerste, der enterbte Stand der Menschheit' genannt wird. Und im Genter Manifest vom Jahre 1877 heißt es ausdrücklich (Mehring S. 338): „Möge bei jedem Volke die Klasse der Enterbten sich als eine große, von allen Bourgeoisparteien scharf abgegrenzte Partei constituieren."

Entgleisung ist ein dem Eisenbahnbetrieb entnommenes modernes Schlagwort geworden vor allem für unvorhergesehenes rhetorisches oder politisches Mißgeschick. Daneben bezeichnet das Verbum entgleisen insbesondere den Abbruch einer begonnenen Laufbahn. In solchem Sinne redet schon Nietzsche 9, 412 (1872) von ‚entarteten und entgleisten Bildungsmenschen'. Wolzogen betitelt einen 1892 geschriebenen Roman eigens: Die Entgleisten. Darunter versteht er zunächst Offiziere, welche durch irgendwelche Umstände vorzeitig aus ihrer Karriere gedrängt wurden. Im weiteren Sinne aber definiert er S. 70f.: „Ich denke mir darunter überhaupt alle die verfehlten Existenzen, die da immer massenhafter werden, je accurater unser ganzes Staats- und Gesellschaftsleben reglementiert, auf Schema F zugeschnitten wird."

Lebhaft wird der Ausdruck von Wolfg. Heine in den Sozialistischen Monatsheften 3, 483 (1899) bekämpft: „Man hat Bernstein vorgeworfen, er sei „entgleist". Diese neuerdings so beliebt gewordene Phrase ist recht charakteristisch, zwar nicht für Bernstein, aber für die Leute, die sie ihm an den Kopf werfen. Sie scheinen von einem Forscher zu verlangen, daß er, nur willenlosen Maschinen gleich in einen Schienenstrang eingeengt, immer in derselben Richtung fortrenne, ohne auf das, was außerhalb des Gleises liegt, Rücksicht nehmen zu dürfen."

Epigonen wurde durch Immermanns Romantitel ‚Die Epigonen' (1836) zum herben Schlagwort für mangelnde neuschöpferische Fähigkeiten auf den Gebieten der Literatur, Kunst und Politik umgeprägt. Vergl. Meyer S. 47f. Immermann selbst erläutert 5, 123 den Ausdruck: „Wir sind, um in einem Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geistes, welche unsre Väter von ihren Hütten und Hüttchen aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun an allen Markttischen ausliegen."

Allerdings fehlt es auch nicht an Proteststimmen gegen solche niederdrückende Bezeichnung, die auf ganzen Perioden lastete. Vergl. z. B. Scheffel, Trompeter von Säkk. (1854) S. 41:

„Traurig Loos der Epigonen!
Müssen sitzen, müssen schwitzen,
Hin und her die Fäden zerren
Eines wüst verschlung'nen Knäuels,
Gibt's kein Schwert und andre Lösung?" —

Dann besonders Auerbach 19, 201f. (1857): „Das aberwitzigste aller Worte ist das vom Epigonenthum. Alle Menschen sind Epigonen, keine Periode der Geschichte, und sei sie noch so glanzvoll, ist die Erfüllung der höchsten und letzten Kraft." Siehe auch Sanders, Fremdw. 1, 334.

Erbweisheit, ein von Friedrich Wilhelm IV. beflügeltes Stichwort, der in seiner denkwürdigen Thronrede zur Eröffnung des preußischen vereinigten Landtags am 11. April 1847 äußerte: „Möchte doch das Beispiel des Einen glücklichen Landes, dessen Verfassung die Jahrhunderte und eine Erbweisheit ohne Gleichen, aber kein Stück Papier gemacht haben, für uns unverloren sein." Ein Wort, das der Abgeordnete Freih. v. Vincke am 4. Mai 1847 wiederholte, indem er ebenfalls von dem glücklichen Lande sprach, „dessen Verfassung die Jahrhunderte und eine Erbweisheit ohne Gleichen gebildet haben — um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, erkläre ich, daß ich damit nicht Mecklenburg, sondern

England meine.“ Siehe Haym, Reden und Redner (1847) S. 81 und 458, desgl. Büchmann, S. 628.

Von späteren Belegen sei angeführt Scherr, Blücher 3, 288 (1863): „Unter dem überflüssigen Gepäck überlieferter „Erbweisheit“, d. h. Erzdummheit, womit die Menschheit sich schleppt, befindet sich auch ein Bündel nichtsnutziger Sprüchwörter und unter diesen das berühmte von der goldenen Brücke, welche man einem geschlagenen Feinde bauen müsse.“ Vergl. überhaupt Sanders, Ergb. S. 625.

Vorbereitet war übrigens das vielfach ironisierte Schlagwort schon durch eine Stelle bei Heine 5, 12 (1832): „Ich würde lieber bei dem ärmsten Franzosen um eine Kruste Brot betteln, als daß ich Dienste nehmen möchte bei jenen vornehmen Gönnern im deutschen Vaterlande, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten oder gar für präludierenden Übergang zum Servilismus, und die unsere beste Tugend, den Glauben an die ehrliche Gesinnung des Gegners, für plebejische Erbdummheit ansehen.“ Winter S. 60 zitiert von Madame de Sévigné: „C'est une sagesse héréditaire dans votre maison“.

Errungenschaft, dieser Jahrhunderte alte, aber erst neuhochdeutsche Ausdruck der Rechtssprache wird unmittelbar nach der Berliner Revolution 1848 zum weithin flatternden Fahnenwort, um die den Regierungen abgenötigten Zugeständnisse zu kennzeichnen. Gombert zitiert ZfdW. 3, 174 aus einem einer Volksversammlung vom 23. März 1848 vorgelegten Aufrufe: „Das Recht zu politischen Versammlungen . . gehört . . selbstredend zu den Errungenschaften der Revolution.“ Meinhold erwähnt das ‚neue Berliner Wort „Errungenschaft“‘ S. 7, um es S. 42 geradzu als ein recht dummes zu bezeichnen. Hebbel nennt 10, 76 (am 25. April 1848) ‚Constitutionen Errungenschaften, keine Gnadengeschenke‘; das Volksblatt aber höhnt in einem vom 24. Mai datierten Gedichte (1848, 766):

„Das ist der Freiheit gold'ne Zeit,
Erhört sind uns're Bitten:
Errungenschaft so groß und weit
Hat nun ein Volk erstritten.“

Sehr rasch bildete man auch die besondere Schattierung Märzerrungenschaften. Siehe Arnolds Beleg ZfdW. 6, 363. Ferner Laubes stark ironische Zitate über die ‚März-Errungenschaften des deutschen Volkes' (D. deutsche Parl. 2, 112f.), sowie Bismarcks Bemerkungen über die ‚märzerrungenen Stellungen' einzelner Minister, Polit. Reden 1, 85 (am 21. April 1849). Spätere Wortbildungen noch bei Sanders, Ergb. S. 425. Die ironische Kontrastbildung Novembererrungenschaften bringt Gombert aus dem Dez. 1848 bei (nach Wrangels Einzug in Berlin!).

Die Geschichte des Wortes Errungenschaft selbst hat Arnold in lehrreicher Darstellung geschrieben. Er zeigt, wie dieser spezifisch juristische Ausdruck für das von den Eheleuten während der Ehe erworbene Vermögen sich allmählich herausbildet, im Jahre 1582 zum ersten Male nachweisbar ist, und wie dies vermutliche Erzeugnis einer rheinpfälzischen Kanzlei seit dem 17. Jahrhundert in die Wörterbücher aufgenommen und so andauernd weitergeführt wird. Während des ganzen 18. Jahrhunderts wird der Ausdruck noch als Kanzleiwort empfunden trotz gelegentlicher Anwendung sogar in der schönen Literatur (durch Wieland 1763). Auch Heynatz 1, 384 (1796) konstatiert: „Errungenschaft für eigen erworbenes Vermögen, welcher Ausdruck in der rechtsgelehrten Sprache seiner Kürze wegen nicht ganz zu entbehren ist."

Erst im 19. Jahrhundert wird der juristische Nebensinn allmählich abgestreift. Görres 2, 110 (1814) hofft, daß die kommende Zeit ‚kein unverächtliches Erbe aus ihrer Errungenschaft' den folgenden Geschlechtern überliefern werde. Auerbach spricht 20, 119 (1846) von ‚geistigen Errungenschaften', und die Grenzb. 1847, 2. Sem. 3, 291 erwähnen ‚ein ganzes Jahrhundert mit seiner Revolution, seinen halben Errungenschaften und großen Enttäuschungen'.

Die außerordentlich häufige Verwendung in den Revolutionsjahren nutzte die Schlagkraft des Ausdrucks stark ab, so daß jetzt meist nur ein leiser ironischer Ton mit anklingt, am deutlichsten noch in den von Sanders 2, 763b aufgezählten

Variationen Verlorenschaft (Gutzkow) und Versprochenschaft (Scherr).

Erstklassige Menschen, gebrauchte Bankdirektor Koch im Okt. 1903 in Aufsehen erregender Berliner Gerichtsverhandlung. Eine Wendung, die von den Gegnern der „oberen Zehntausend“ sofort zum satirischen Schlagwort gestempelt und vom Freiherrn von Schlicht sogar zu sensationellem Romantitel verwendet wurde. Vergl. Zukunft 45, 102 (1903), wo mit bitterer Ironie über den ‚Papa, der die Söhne aus erster Ehe zu „erstklassigen Menschen“ erzogen hat‘, geschrieben wird.

Eselsbrücke, ursprünglich ein philosophischer Kunstausdruck, der gern auf den französischen Nominalisten Buridan zurückgeführt wird (vergl. aber auch Eucken S. 167), der aber von Gombert ZfdW. 7, 139 bereits seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts mit dem heute geläufigen volkstümlichen Bedeutungsinhalt belegt wird, d. h. als derbes Spottwort für allerlei Hilfsmittel zur Erleichterung oder Ersparung eigener Denkarbeit.

Siehe den Teutschen Merkur vom 4. April 1779, S. 87: „Dem Unwissenden dienen die Orakelsprüche der Kritik zu nichts als einer bequemen Eselsbrücke.“ Während Adelung 1, 1821 über ‚Eselsbrücke‘ nur bemerkt: „In figürlichem Verstande eine Schwierigkeit, welche Unwissende in Verlegenheit setzt; frz. Pont aux ânes. So wird der fünfte Satz im Euclides die Eselsbrücke der Geometrie genannt“ — erläutert Schwan im deutsch-franz. Wb. 1, 513 (1783) schon daneben: „On appelle Eselsbrücke, pont aux ânes, les traductions des phrases et les remarques au bas du texte des auteurs classiques, faites pour en rendre l'expliquation facile aux écoliers“.

Dann bucht Campe 1, 1018 (1807) unter dem Stichwort schlechthin: „Eselsbrücke“ im gemeinen Leben im verächtlichen tadelnden Verstande, ein Hilfsmittel, ein Buch, welches die Bequemlichkeit oder Faulheit begünstigt.“ In ähnlichem Sinne spöttelt Rückert, Ges. Gedichte 6, 15 (1838) über die modernen Konversationslexika:

„Und über alle Wissenslücken
Geht's sicher auf den Eselsbrücken.“

Vergl. überhaupt Sanders 1, 226a und Ergb. S. 111 mit weiteren Stellen.

Eselswiese, ein vielfach beliebtes Stichwort des Volkswitzes, verzeichnet Lindau, Literarische Rücksichtslosigkeiten (3. unveränd. Aufl. Leipzig 1871) S. 14 bereits als gäng und gäben Ausdruck: „Der diesen „Stimmen aus dem Publikum" angewiesene Raum unter den Inseraten führt hierzulande den recht bezeichnenden Namen ‚Eselswiese'".

Europäisches Gleichgewicht spielt schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch im Deutschen eine bedeutsame Rolle als diplomatisches Schlagwort, das freilich früh genug als utopische Forderung belächelt oder verspottet wird. F. C. Moser, Abh. von Ahndung fehlerh. u. unanst. Schreiben (1750) S. 171 erwähnt ‚das damalige Gleichgewicht Europens'. Dann findet sich als Titel: ‚Vorschlag, wie die überwiegende Macht von Frankreich in ein Gleich-Gewicht mit denen andern Europäischen Staaten könnte gebracht werden' in v. Loens Gedanken zur Verb. der Menschl. Gesellschaft (1752) S. 123. Von den zahlreichen späteren Anführungen nenne ich Wieland 32, 171 (1776) ‚die Balance von Europa', ferner aus dem Taschenb. für Freunde des Scherzes (1798) S. 4 die Apostrophe:

„Monarchen, Opfer der Chimäre
Des Europä'schen Gleichgewichts."

Ausführlich bekämpft Jahn 2, 577 (1833) diese Theorie: „Die Herren Gleichgewichts-Aicher führen falsch Maß und Gewicht, wollen eine Machtgleichheit der Staaten ausmitteln, ein ebenso thöricht und wahnschaffen Ding als allgemeine Gleichheit des Vermögens." Aber auch Jean Paul, Seume, Brentano, Börne, Hauff, Immermann usw. verwandten das Schlagwort.

Der Ausdruck ist als solches zuerst im Englischen nachzuweisen, wo Murray 1, 631 Balance of Europe bereits 1677, Balance of power in Europe 1701 belegt. Dazu die ergänzenden Ausführungen Lothar Buchers, Deutsche Revue, 12. Jahrgang, Bd. 3, S. 333ff., welcher betont, daß das deutsche Schlagwort eigentlich nur eine unklare Bezeichnung für die beiden unterschiedlichen Ausdrücke equilibrium und balance of power ist.

S. 336: „Aequilibrium in dem Sinne der oben angeführten Aktenstücke soll verhindern, daß einer stark genug werde, um die Übrigen zu bezwingen; eine Politik der balance of power, mit Erfolg betrieben, würde dahin führen, daß einer, wenn auch nicht der Stärkste, den Willen der Übrigen beherrschte.“

Ähnlich stehts mit den entsprechenden französischen Ausdrücken équilibre (européen) und balance du pouvoir bez. de l'Europe, die ebenfalls seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Rolle spielen, wie aus den Angaben bei Hatzf.-Darmesteter zu entnehmen ist.

Europäisches Konzert, ein verwandtes Schlagwort, das mir im Deutschen zuerst bei Auerbach 18, 288 (1848) begegnet ist, jedoch vom frz. concert européen herrührt. Darunter versteht man die durch den Vertrag von Chaumont (1. März 1814) begründete, später wiederholt erweiterte Vereinigung europäischer Mächte zur friedlichen Beilegung von Streitigkeiten. Vergl. auch das Haager Konzert von 1710 zwischen England und Holland.

Die letzte amtliche Verwendung obigen Schlagworts in Artikel 7 des Pariser Vertrags vom 30. März 1856 gab zu witzigen Verspottungen in Wort und Bild besonders reichen Anlaß. So erklärt im Kladd. 1856, 75 Müller seinem Freunde Schultze die Begriffe ‚Europäisches Konzert‘ und ‚Austausch der Friedens-Instrumente‘ scherzhaft durch einen Hinweis auf die frühere Besetzung des großen Völkerorchesters und fährt fort: „Jetzt tauschen sie die Instrumente: jetzt wird Frankreich die erste Violine spielen, England an die Pauke kommen, Deutschland wird sie was blasen, Rußland pausiren und der Türke flöten jehen.“ Vergl. S. 91 und 92: „Der Türke, der nach dem Friedenstraktat jetzt berechtigt ist, in das Europäische Concert einzutreten, wählt dasjenige Instrument, womit er noch am meisten zu leisten gedenkt.“ Aber auch später noch bleibt das Schlagwort im Schwange. Siehe z. B. Kladd. 1865, 147 usw.

Europamüde nannte sich nach Büchmann S. 293 zuerst Heine 3, 494 (1828), indem er an Bord eines Ostindienfahrers

gesteht: „Des dumpfen abendländischen Wesens so ziemlich überdrüssig, so recht Europa-müde, wie ich mich damals fühlte, war mir dieses Stück Morgenland, das sich jetzt heiter und bunt vor meinen Augen bewegte, eine erquickliche Labung.“ Er schuf damit ein treffendes Schlagwort für die zwiespältige und krankhaft schlaffe Stimmung seiner Zeit, das freilich rasch genug arg verspottet und bekämpft wurde.

1838 betitelt E. Willkomm einen Roman: Die Europamüden. Gaudy 1, 101 apostrophiert die kraftlosen Heinenachahmer voller Hohn:

„Europamüde, höfliche Rebeller,
Ist euch der Arm zum Schmieren nur gewachsen?“

Und Immermann 1, 15f. (1839) parodiert das stark verbrauchte Schlagwort bereits: „Ich war bald afrikamüde, wie ich europamüde gewesen war.“

Über die Nachwirkung vergl. R. Gottschall, Gedichte S. 51 (1842), ferner Goltz, Buch d. Kindh. (1847) S. 193 ‚kein Europa vermüdeter, blasirter Moderner‘ und: Ein Jugendleben 2, 100 (1852) ‚Blasirtheiten und Europamüdigkeiten‘. Dann Kürnbergers Roman: Der Amerikamüde (1855). Bei Joh. Scherr, Michel 1, 118 findet sich ‚amerika-, asien-, afrika- und australienmüde‘ und bei Herm. Kurz 11, 56 (1859) ‚Europa- und Amerikamüdigkeit‘.

Siehe auch Meyer S. 49f. und Gombert in der ZfdW. 3, 174.

(Das) **Ewig-Weibliche**, dies berühmte, vom Chorus mysticus ausgesprochene Schlußwort des Goetheschen Faust (1832), ist zum schlagenden und geflügelten Wort zugleich geworden. Goethe, der an dieser Stelle das in weiblicher Hoheit am reinsten verkörperte Ideal der hinanziehenden Liebe versteht, hatte schon vorher (1805) über Winkelmann mit ähnlicher Prägnanz geschrieben: „Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig.“ Siehe auch die Schlußverse der ‚Pandora‘ (1808).

Vergleiche aber schon Herder 17, 306 (1795), der über das Publikum bemerkt: „Man hat diesem Ewig-Unmündigen Vormünder setzen wollen, die Censoren; aber, wie die Erfahrung gezeigt hat, mit fruchtloser Mühe.“

Für die große Nachwirkung des obigen Goethewortes zeugen viele, namentlich Nietzsche 7, 192 (1886): „Wehe, wenn erst das „Ewig-Langweilige am Weibe“ — es ist reich daran! — sich hervorwagen darf!“ und: „Ich denke doch, das Sich-Putzen gehört zum Ewig-Weiblichen?“ Ebenda S. 194 heißt es: „Das, was Dante und Goethe vom Weibe geglaubt haben — jener, indem er sang “ella guardava suso, ed io in lei“, dieser, indem er es übersetzte „das Ewig-Weibliche“ zieht uns hinan —: ich zweifle nicht, daß jedes edlere Weib sich gegen diesen Glauben wehren wird, denn es glaubt eben das vom Ewig-Männlichen.“ Und S. 431 (1887) ist ihm der Mensch „der immer noch Unbezwungne, der ewig-Zukünftige, der vor seiner eignen drängenden Kraft keine Ruhe mehr findet.“ Vergl. Nietzsche 5, 349:

„Welt-Spiel, das herrische,
Mischt Sein und Schein: —
Das Ewig-Närrische
Mischt uns — hinein!“

So hat das Schlagwort vom Ewig-Weiblichen neuerdings einen ziemlich starken ironischen Beigeschmack.

Familiengemälde als Stichwort für eine bestimmte dramatische Gattung geht auf Lessing zurück, der 9, 273 (14. Juli 1767) urteilte: „Ohnstreitig ist unter allen unsern komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist; jeder Zuschauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus seiner eigenen Verwandtschaft darin zu erkennen.“ Vergl. Meyer S. 31.

Der Ausdruck fand Beifall. So betitelte Großmann ein Schauspiel: ‚Nicht mehr als sechs Schüsseln. Ein Familien-Gemälde in fünf Aufzügen‘ (nach des Verfassers Angabe 1777 verfertigt). Seit den achtziger Jahren hebt dann eine ganze Flut von dramatischen Familiengemälden an. Siehe Gomberts

Belege in der ZfdW. 2, 65 und 3, 145. Dazu z. B. Wilh. Schlegel 10, 199 und 11, 63. Derselbe Schriftsteller äußert sich in s. Vorlesungen über schöne Lit. u. Kunst (Deutsche Lit.-Denkm. Nr. 18) im Jahre 1802 über die Elektra des Euripides S. 371: „Durch seine Intentionen ist es wenigstens keine Tragödie, sondern vielmehr ein Familiengemählde in der modernen Bedeutung des Wortes geworden.“ Diese aber charakterisiert er 6, 425 ff. ausführlich nach ihrem nüchternen und beschränkten Motivkreis, obwohl er konstatieren muß: „Die beliebtesten Gattungen sind außerdem das Familiengemälde und das rührende Drama geworden, zwei Aftergattungen.“

Das DWb. bringt zwei lehrreiche Belege aus Goethe. Und noch Immermann 10, 110 (1831) behauptet: „Das enge weinerliche Familiengemälde ist unsere einzige naturgemäße Art.“

Fanatismus der Ruhe scheint ein vom Landtagsabgeordneten v. Thadden-Trieglaff geprägtes Schlagwort zu sein, der in einer vom 13. April 1848 datierten öffentlichen Erklärung, die am 6. Mai d. J. im Volksbl. S. 537 ff. abgedruckt wurde, versicherte: „Ich bin nicht so von dem Fanatismus der Ruhe und Furcht besessen, daß ich um jeden Preis nur die Ruhe und die Ordnung will.“ Die Redaktion nimmt in den darauffolgenden Anmerkungen sofort den Ausdruck auf und bekennt: „Wir würden es tief beklagen, wenn auch unsere jetzigen Minister von jenem „Fanatismus der Ruhe“ sich hätten anstecken lassen, der jetzt überall, auf Kosten aller moralischen und rechtlichen Grundsätze grassirt.“

Vergl. Gombert, Festg. und ZfdW. 3, 174 f., der nicht nur dartut, daß auch der andere Zusatz alsbald zum analogen Schlagwort von den Fanatikern der Furcht entwickelt wurde, sondern auch daran erinnert, daß verwandte Verbindungen schon geraume Zeit vorher beliebt waren. So bemerkt Jak. Venedey in der Wage 2, 47: „Wir entsinnen uns, daß es nach der Julirevolution in Paris eine Partei gab, die man mit dem Namen bezeichnete: les furieux de la modération.“ Ferner Fanatismus der Überzeugung bei Gutzkow, Goethe

im Wendep. (1836) S. 185 und Fanatismus für Ordnung bei Gutzkow 12, 352 (1842) usw.

Für die Beliebtheit der oben genannten Schlagworte nur einige Zeugnisse. Gutzkow, Deutschland am Vorabend (1848) S. 172: „Die „Fanatiker der Ruhe" waren ärger als die, welche in der Unruhe die natürliche Folge, ja die notwendige Bedingung einer moralischen Revolution sahen." Auch Br. Bauer, Die bürgerl. Rev. in Deutschl. (1849) S. 246 spricht von einem ‚Fanatismus für Stillstand und Ruhe'. Die Grenzboten bringen 1849, 2. Sem. 4, 174 einen eigenen Aufsatz unter der Devise: Fanatiker der Ruhe, worin sie erläutern: „Ein fanatischer Phlegmatiker aber ist gar nicht denkbar. Denn was man in neuester Zeit mehr witzig als ernsthaft „Fanatiker der Ruhe" gescholten hat, sind Leute, denen es an Energie nicht fehlt, deren Gemüthsstimmung aber von einem maßlosen Haß gegen die Unruhe beherrscht wird."

Andererseits berichtet Wolff 2, 464, daß einige Tage nach dem 4. Mai 1848 in den Zeitungen eine Erklärung erschienen sei, mit Beziehung auf das Abreißen von Maueranschlägen: „Das Abreißen der Zettel ist eine Bevormundung des Publikums. Kaum ist der Censor begraben, so treten zahllose Fanatiker der Furcht auf und versehen dem Volke gegenüber sein Amt."

Die Schlagkraft dieser Ausdrücke wirkt noch nach in Wendungen wie ‚Fanatiker des Glücks' im Stuttg. Morgenbl. 1848, 684 oder ‚Freiheits-Ideal des modernen Ordnungsfanatikers' bei Bamberger in den Demokrat. Stud. (1860) S. 195 oder ‚Rückschrittsfanatiker' bei Joh. Scherr, Aus d. Sündfl. 1867, 283. Ferner Fanatiker des Mißtrauens bei Nietzsche 3, 308 und ‚Wahrheitsfanatiker' (Nordau, Ibsen!) bei Bamberger 1, 88 uff.

Zur Geschichte des Schlagworts vergl. aber schon die Äußerung Börnes 11, 201 (vom 30. Dezember 1832) über König Louis Philipp: „Diese Leidenschaft der Ruhe, dieses Ordnungsfieber hatte keiner von ihnen."

Fashionable scheint als schlagende Bezeichnung tonangebenden Modegeckentums seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts

in Deutschland in Aufnahme gekommen zu sein, wurde aber ziemlich rasch zum allgemeinen Modewort in mannigfachster Verwendung. Besonders Pückler liebt den Ausdruck sehr und zeigt zugleich nachdrücklich den englischen Ursprung. Vergl. Briefe eines Verstorbenen 3, 82 f. (am 19. Okt. 1826): „Es ist eine fast allgemeine Schwäche der nicht adeligen Engländer mit vornehmen Bekanntschaften zu prahlen, die Adeligen thun dasselbe mit den Fashionablen oder Exclusiven, eine eigene Kaste, ein Staat im Staate, der in gesellschaftlicher Hinsicht eine noch despotischere Gewalt ausübt, und sich nicht einmal an Rang, noch weniger an Reichthum kehrt.“ Außerdem findet sich dies Stichwort wohl ein dutzendmal allein in diesem Werke, auch die Verneinung ‚unfashionable‘ begegnet 3, 355. Ebenso machen es sich Heine, Gaudy, Gutzkow, Auerbach u. a. gern zu eigen. Siehe auch Zfdösterr. Gymn. 55, 108 und Sanders, Fremdw. 1, 378, der zugleich mit aus Holteis Roman ‚Die Eselsfresser‘ (1860) den Hinweis zitiert 3, 163: ‚Flotte Wiener, die man im Jargon der Kaiserstadt mit „fäsch“ bezeichnet, ein Wort, welches die britische Abstammung schon vergaß und ebenso wienerisch deutsch geworden ist wie „famos, klassisch“.‘

Neben fashionable kultiviert Pückler mit ähnlicher Vorliebe das etwa gleich bedeutende Schlagwort Dandy, das als Bezeichnung eines Londoner Stutzers in den Jahren 1813—19 (Murray 3, 25) in aller Munde war und im folgenden Jahrzehnt auch für deutsche Verhältnisse sich entsprechend einbürgerte. Vergl. Briefe eines Verstorbenen 2, 329 oder 3, 82 und zahlreiche andere Stellen. Ferner Gaudy 12, 39 und Ernst von der Haide (1838) S. 14. ‚Dandysmus‘ hat z. B. Gutzkow 12, 65 (1842).

Federvieh als höhnende Bezeichnung für Schriftsteller weist Gombert ZfdW. 7, 139 aus der Zeitung für die elegante Welt 1803, 553 nach: „Was übrigens die hochtragenden Literaturschädel gegen die Gallsche Schädellehre auch einzuwenden haben, so liegt die Wahrheit seines Systems von jeher in den unwillkürlichen Kopf- und Ohrenreibungen des schreibseligen Feder-

viehs." Von späteren Anführungen sind namentlich zwei hervorzuheben. Schopenhauer verwendet den Ausdruck in einem seiner galligen Ausfälle gegen die Journalisten (Reclam 2919 f. S. 125): „Die deutsche Sprache wird jetzt von dem Federvieh (wie kürzlich ein Litterat seine Kollegen nannte) methodisch zu Grunde gerichtet." Noch bekannter wurde Bismarcks briefliche Äußerung vom 22. August 1860 (Rehry S. 221): „Dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Teil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift." Zu diesem Ausspruch, der viel Staub aufwirbelte, vergl. z. B. Harden, Apostata 1, 24 (1891).

Festnageln ist nach Meyer S. 77 eine von H. v. Kleist-Retzow zum parlamentarischen Schlagwort umgeprägte Wendung: „Der frühere Freund Bismarcks sprach (um 1881!) von irgend welchen Gegnern, die er als gemeinschädlich ansah und rief aus: solche Kerle müsse man auf ihre Lügen festnageln, wie man schädliche Raubvögel an die Scheunenthür nagle." Meyer, der die Umbildung vom sinnlichgreifbaren Symbol zur gesprochenen Metapher und die Spezialisierung auf den parlamentarischen Sprachgebrauch, sowie Vertauschung der Objekte (etwas auf jemanden — jemanden auf etwas festnageln) genauer verfolgt, erinnert zugleich daran, daß schon am 14. Dez. 1854 Hebbel schrieb: „Nageln sie mich nicht an diese meine Worte, ich bin nicht der Mann der Definitionen." Siehe auch Sanders, Ergb. S. 365.

Arnold betont Zfdösterr. Gymn. 52, 980, daß allerdings jetzt das einfache Verbum ‚etwas festnageln', z. B. Äußerungen politischer Gegner usw., bei weitem am häufigsten verwendet werden. Vergl. Grenzboten 1847, Bd. 3, S. 211.

Fin de Siècle. Dieser Titel einer von H. Micard und F. de Jouvenot verfaßten und zuerst im April 1888 in Paris aufgeführten vieraktigen Komödie entwickelte sich zusehends zum zugkräftigen Modeschlagwort, worin die ganze Abgespanntheit und Blasiertheit einer krankhaft-nervösen Generation einen bündigen, bunt schillernden Ausdruck fand. Das Wort fand ungeahnte Verbreitung. In Deutschland führte es Hermann

Bahr ein, der 1890 einen Novellenband unter diesem Titel erscheinen ließ.

Ausdruck und Begriff kritisiert eingehend Max Nordau, Entartung 1, 3ff. (1892), der u. a. bemerkt: „So thöricht das Wort „fin de siècle“ sein mag, die Geistesbeschaffenheit, die es bezeichnen soll, ist in den führenden Gruppen thatsächlich vorhanden. Die vorherrschende Empfindung ist die eines Untergehns, eines Erlöschens. „Fin de siècle“ ist ein Beicht-Bekenntniß und zugleich eine Klage.“ Vergl. Büchmann S. 361.

Ferner Bamberger 1, 395 (1892): „Die Bulgarisation des Genialitätsanspruchs ist eines der amüsantesten Phänomene der Gegenwart. In Frankreich hat man dafür den Namen fin de Siècle erfunden. ‚Wir, die wir mit einem Fuß im zwanzigsten Jahrhundert stehen, sind über alles hinaus.‘“

Von jenen Stimmen des Unwillens über den gedankenlosen Gebrauch der modischen Wendung sei die geharnischte Abfertigung in den Grenzboten 1900, 1. Viertelj. S. 49 herausgegriffen: „Von einem alternden und geistig verarmenden Volke geprägt, dessen hinwelkende Einbildungskraft sich an zierlichen Worten ohne Inhalt zu erregen liebt, ist die alberne Phrase vom fin de siècle auch außerhalb Frankreichs die Losung aller gelangweilten Schwachköpfe geworden, deren Geringschätzung gegenüber allen Tagesneuigkeiten, den Weltereignissen wie den Busennadeln, von keinem deutschen Ausdruck erreicht wird. Fin de siècle — damit ist für sie die Grenzenlosigkeit ihrer Menschenverachtung in drei Worten gekennzeichnet. Das Ende des Jahrhunderts: das haben unsre Väter und Großväter nicht erlebt, das ist wirklich einmal seit Menschengedenken „noch nicht dagewesen“. Neben diesem Erlebnis dürfen alle überlieferten Vorstellungen als überholt und abgethan gelten.“

Findigkeit der Reichspost, eine beliebte Anerkennung der geschickten Bestellung undeutlich adressierter Postsachen, welche in den Zeitungen gern durch neue Beispiele erläutert wird. Ganz eingebürgert erscheint sie schon bei Joh. Scherr, Pork. S. 106 (1882): „Diese dumme Findigkeit der Reichspost!“

6*

Finsterling scheint zunächst als Bezeichnung eines mürrischen, dann besonders eines licht- und aufklärungsfeindlichen Menschen etwa seit den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts von Wieland in die Literatur eingeführt worden zu sein.

So nennt Wieland 32, 416 (1787) die Magnetiseure und Geisterseher ‚Finsterlinge', und 32, 281 (1788) schreibt er ausdrücklich: „Ich sehe seit einiger Zeit nicht nur die Finsterlinge (worunter in der That der Eine oder der Andere dem alten Amadis von Gallien den Namen des schönen Finsterlings streitig machen könnte), sondern sogar Solche, die für sehr erleuchtete Köpfe gehalten sein wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer sich erheben." Vergl. Gombert, ZfdW. 2, 66.

Bald danach wird diese Schelte für Voß eine willkommene Waffe gegen seine und seiner Freunde Verfolger, insonderheit gegen die theologischen Gegner. In einem Gedichte gegen ‚Die Anschwärzer' 5, 267 f. (1796) sucht er ihre Umtriebe als pfäffisches Gebahren damit zu brandmarken:

„Ihr Finsterling', im Herzen
Eiskalt, im Kopfe warm!
Zu dunkeln und zu schwärzen,
Drum macht ihr selber Schwarm!
Bekämpft sei, was ihr trachtet,
Pabstthum und Barbarei!
Kein Volk, wo Dummheit nachtet,
Bleibt Gott und Fürsten treu!"

In demselben Jahre verzeichnet auch Ramler, Beitr. 2, 84 den Ausdruck, und Heynatz 1, 412 notiert darüber: „Finsterling hält Trapp für ein in unsern Zeiten zur Bezeichnung einer gewissen Klasse von Staatsmännern und Gelehrten unentbehrliches Wort."

Von späteren Belegen sei z. B. angeführt Pfeffel 10, 10 und 127 (1806 und 1808), Jahn 2, 218 (1810), Langbein 9, 273 (1816), Meyers Hinweis S. 36 auf Diericke (1817) usw. Siehe auch Sanders 1, 449a.

Flegeljahre, Eine Biographie (1804—05). Dieser Titel eines Jean Paulschen Dichtwerkes wurde zum Schlagwort für das

Übergangsstadium des Knaben zum Jüngling, dann überhaupt für jede Entwicklungskrise bis zur freiesten Übertragung. Das DWb. belegt vorher schon die verwandte Bildung **Flegeltage** aus demselben Dichter, und zwar aus seinem ‚Siebenkäs‘ (1796), 2. Bd. 5. Kap.: „Wenn der Mensch über die Tölpeljahre hinüber ist, so hat er noch jährlich einige Tölpelwochen und Flegeltage zurückzulegen.“ Ferner auch **Flegeljahrzehend**, eine spätere Zusammensetzung.

Mit Behagen griff Theod. **Mundt** den Ausdruck auf in s. Modernen Lebenswirren (1834) S. 31 f., indem er schrieb: „Die liberalen Bestrebungen sind die wahren Flegeljahre der Völker, köstlich, frisch, übermüthig, jugendkeck, hoffnungsreich und in den Himmel hineinwachsend, wie Jean Paulsche, die Sie gewiß mehr als einmal gelesen haben werden. Eine Nation muß auch ihre liberalen Flegeljahre gehabt haben, wie ein großer Mann einmal Universitätsstreiche gemacht und im Karzer gesessen haben muß.“

Ähnlich **Prutz**, kl. Schr. 2, 7 f.: „Dies unbestimmte Sehnen und Drängen, dieses rasche Ergreifen, raschere Fallenlassen, diese Unbeständigkeit, Unsicherheit, Unklarheit, die wir bei heranwachsenden jungen Leuten wahrzunehmen pflegen — sollten die Völker in ihrer historischen Entwicklung nicht vielleicht ähnlichen Krisen unterworfen sein?“ Sanders 1, 832 c. zitiert: ‚Flegeljahre der Schriftstellerei‘ bei **Börne**, ‚Flegeljahre der Volksherrschaft‘ bei Heinr. **König**, ‚Mädchenflegeljahre‘ bei Gottfr. **Keller**. Als Buchtitel erscheint **Flegeljahre der Liebe** (Recl. 3619).

Flirt, ein etwa seit 1890 im Deutschen beliebtes Stichwort für das Courschneiden der feineren Gesellschaft. Clara **Ziegler** betitelte 1894 ein Lustspiel, das dieses Treiben anschaulich schildert: **Flirten** (Recl. 3364). Darin heißt es S. 16: „Das Wort „Flirt“ stammt aus dem Englischen und bedeutet das Minnespiel der jungen Welt. Um dasselbe nach allen Regeln der Kunst betreiben, um dem holden Modegott ungestört huldigen zu können, errichtet man Altäre, bestehend in lauschigen Zelten, Lauben bei einer „Garten party“, bei eleganten Bällen sogenannte

Flirtation-Corners, auf Deutsch Flirt-Ecken, gebildet aus spanischen Wänden. In diese Ecken ziehen sich die selbstverständlich tugendhaft flirtenden Paare nach dem Tanze zurück, und keine wohlerzogene Mutter stört die jungen Leute." Ja, der Flirt wird geradezu als die höchste Potenz des Hofmachens erklärt. S. 17: „Natürlich um tadellos flirten zu können, gehören noch andere Dinge, wie Geist, Geschmack, Erfindungsgabe, Liebenswürdigkeit und selbstverständlich angenehmes Äußere dazu."

Das Wort nebst Ableitungen ist auch ins Französische aufgenommen worden und wird seit den siebziger Jahren belegt. Als Romantitel zitiert schon Pückler 4, 253 (am 23. Nov. 1827) „Flirtation" (Liebelei).

Flüssiges Brot, die scherzhaft zugespitzte, aber gern mit Würde verkündete Bezeichnung des Biers, weist Gombert ZfdW. 7, 136 aus C. J. Weber, Deutschland, 2. Aufl. 1, 113 (1834, vielleicht auch schon in der ersten Ausgabe von 1828?) nach. Vergl. hierzu den bei Büchmann S. 324 angeführten Vers Hogartens:

„Genießt im edlen Gerstensaft
Des Weines Geist, des Brotes Kraft."

Folklore überschrieb der englische Gelehrte William John Thoms einen Artikel, der in der Wochenschrift The Athenaeum am 22. August 1846 erschien, und prägte damit einen neuen Ausdruck für die volkstümliche Überlieferung, der sich in England sofort einbürgerte und nach Begründung der Folk-lore-Society (1877) und deren Publikationen geradezu internationale Geltung erlangte. Auch ins Deutsche wurde das Neuwort Folk-Lore übernommen und drang aus der Fachsprache allmählich auch in weitere Kreise, aber in der eigentümlichen Umprägung, daß es zum Stichwort für die wissenschaftliche Volkskunde selbst wurde.

Erst etwa seit den achtziger Jahren hat man dem fremden Gewächs wieder zugunsten des guten Eigenwortes Volkskunde systematisch den Boden abgegraben, das jetzt zur herrschenden Losung geworden ist. Vergl. außer Murray 4, 390, der auch Folk-Lorist (1876) und andere Ableitungen belegt,

vor allem Kossinnas Ausführungen in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 6, 188 ff. (1896).

Fortschritt, ein Ausdruck, der noch von Adelung (1775) nicht gebucht wird, der aber etwa seit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sich rasch zum schlagenden politischen Programmwort entwickelt. Vergl. Rückert 1, 260, ferner Griesingers Versicherung in seinen Satyrischen Briefen (1840) S. 283: „Wir lesen in neuester Zeit so gar viel von Fortschritten und Emancipationen.“ Seit den vierziger Jahren ist eine beständige Zunahme der Schlagkraft zu beobachten. Bekannt ist Heines schneidender Spott 1, 304 (1842) gegen den „Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen“ (Dingelstedt!), der noch öfters wiederholt wurde. Hoffmann von Fallersleben 5, 98 (1843) verhöhnt die Minister alsdann durch das ironische Selbstbekenntnis:

„Der Fortschritt schadet immer, wer fühlet das nicht?
Unschädlich ihn zu machen ist unsere Pflicht.“

Und Detmold, Randzeichnungen (Reclam) S. 48f. bemerkt 1844 satirisch: „Dergleichen Konzessionen sind eben, was man wohl den „gemäßigten Fortschritt“ nennt.“ Drei Jahre später bringt Hoffmann von Fallersleben 6, 46 einen poetischen Trinkspruch auf: Die Männer des Fortschritts aus. Und im Jahre 1848 zählt Meinhold ausdrücklich den ‚Fortschritt‘ den fünf von ihm herausgehobenen Hauptstichworten der Zeit bei.

Vergl. auch Brunner, Prinzenschule (1848) 2, 104 f.: „An diesen Tagen ereignete sich in der Staats-Druckerei zu Möpselglück ein sonderbarer Fall. Drei Worte, die man in den Journal-Artikeln am öftesten brauchte, ließ der Faktor stereotypieren. Es wurden stereotypiert: Freiheit, Fortschritt und Entwicklung; jedes dreißigtausend Mal.“ Unter der gleichen Spitzmarke ‚Der Fortschritt‘ rechnet auch ein Mitarbeiter des Volksblattes 1848, 1612 ff. mit dem tönenden Schlagwort der modernen Liberalen ab und nennt es nicht nur schlankweg ‚eine hohle Phrase‘, sondern führt unter anderem eindringlich aus: „Ein jeder Gelehrter, Handwerker und Künstler, die Staatskünstler nicht ausgenommen, muß, wenn ihm der philosophische

Dünkel nicht den Verstand vollkommen verdunkelt und das Herz verhärtet hat, einsehen, daß es unseren Vorältern in jeglicher Beziehung mit dem Fortschritt mehr Ernst war, als unseren modernen cosmopolitischen, englisch-deutschen und deutsch-französischen liberalen Fortschrittsschreiern, die jeden Fortschritt nur als solchen anerkennen, wenn er etwas einträgt, nicht aber, wenn er die Menschen besser macht."

Im gleichen Revolutionsjahr spricht nach Meyer S. 63 Vilmar von der Partei des Fortschritts bereits voller Hohn und Gombert, Festgabe, weist ebenfalls den Ausdruck „Fortschrittspartei" als einen 1848 vorhandenen nach. Von den ‚conservativen Progressisten' oder der ‚conservativen Fortschrittspartei' Frankreichs, von wo die deutsche Bezeichnung übernommen wurde, berichten die Grenzboten 1847, 2. Sem. 3, 210ff.

Diesen Ausdruck hat darauf die am 9. Juni 1861 gebildete Partei des preußischen Abgeordnetenhauses, die sich namentlich durch ihre bismarckfeindliche Politik einen Namen machte, von neuem aufs wirksamste beflügelt, bis sie ihn selbst nach ihrer Ummodelung zur ‚Deutschen freisinnigen Partei' (am 5. März 1884) wieder außer Kurs setzte.

Von den vielen Angriffen, die gegen die Fortschrittspartei im Laufe der Jahre gerichtet wurden (siehe schon Kladd. 1861, 138), zeichnen sich die Lassalles durch ihre besondere Heftigkeit aus. Vergl. 2, 53ff. und 2, 187ff. (1863) die giftigen Verhöhnungen der Fortschrittler, sowie 3, 132 (1864) z. B. den Hinweis ‚wie das alte ehrliche Wort „Demokratie" in den schielenden verlogenen Namen der „Fortschrittspartei" verblaßt wurde'. Erinnert sei auch an Büchmann S. 640f.

Fortwursteln, seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein beliebtes Kraftwort, vornehmlich sozialdemokratischer Blätter, zur Verhöhnung ziel- und planloser Politik oder behördlicher Maßnahmen überhaupt. Vergl. Soz. Monatshefte 3, 153 (1899) und 4, 230 (1900) ein ‚elendes Zuendewursteln'. Auch in der Zukunft 30, 454 (1900) wird ‚ein artiges Pröbchen rathloser Wurstelei' verzeichnet. Solche Übertragung des Ausdrucks auf schlechte Arbeit ist schon bei Sanders, Ergb. S. 660 zu verfolgen.

Fraktur schreiben bezeichnet Gombert ZfdW. 7, 139f. als ein in der vollmundigen Sprache unserer Sozialdemokraten beliebtes Drohwort, das für den erstrebten ‚großen Kladderadatsch‘ der jetzigen Gesellschaftsordnung rücksichtslose Gewalttat ankündigt, und führt die Verbreitung dieser Wendung auf den Mainzer Advokaten und Abgeordneten Zitz zurück, der nach zwei in den Grenzboten (vom 24. Sept. 1903 und 14. Juli 1904) gegebenen Zeugnissen jener Versammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt vom 17. Sept. 1848 in fulminanter Rede zugerufen habe: „Man muß Fraktur schreiben, gehört wird man nicht mehr!“

Gombert bemerkt nicht nur, daß der Frankfurter Pöbel bereits am folgenden Tage durch die Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals von Auerswald sein Verständnis für diese Schriftgattung bewiesen habe, sondern zeigt auch an Beispielen aus Jean Paul (1796) und Menzels Literaturblatt zum Morgenblatt 1830, 19, daß die Frakturbuchstaben schon seit geraumer Zeit als wirksame Metapher für Grobes und Gewaltsames dienten, wenn auch natürlich ohne diese bestimmte politische Färbung.

Fraternisieren ist ein neues französisch-demagogisches Kunstwort, welches ich ebensowenig zu verdeutschen vermag, als das durch Klang und Sinn sehr nahe verwandte Laternisieren — so wird im Melchior Striegel (1793) S. 108 der 86. Vers des 3. Gesanges kommentiert: „Der gerührte Roßwärter ergab sich und fraternisirte Mit seinen Gegnern.“

In der Tat ist dieses Schlagwort, das Campe, Ergb. S. 326 mit gutem Grund ein ‚während der französischen Staatsumwälzung so oft gebrauchtes und berühmt gewordenes Wort‘ nennt, unmittelbar nach 1789 auch nach Deutschland gedrungen. Freilich das zugrunde liegende Verb fraterniser ist weit älter und schon seit dem 16. Jahrh. belegt. Man versteht unter fraternisieren das geflissentliche Betätigen gleicher politischer Überzeugungen und brüderlicher Kameradschaftlichkeit.

Von späteren Belegen sei nur auf Joh. Scherr, Das rothe Quartal (Recl. 1551) S. 18f. verwiesen.

Freidenker als Übersetzung des englischen Freethinker seit dem zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ins Deutsche eingedrungen, entwickelt sich in kurzem zur gehässigen Schelte aller kritisch und aufklärerisch gesinnten Geister. Der englische Ausdruck, der schon seit dem 17. Jahrhundert auftauchte, aber erst Anfang des 18. Jahrhunderts zum Modeschlagwort wurde (Murray 4, 528), wurde vor allem durch Collins wirkungsvolle Apologie: A Discourse of freethinking, occasioned by the rise and growth of a sect called Freethinkers (1713) über den Kanal getragen.

Gombert, Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Groß-Strehlitz 1878, 11 belegt den Ausdruck Freidenker bereits 1715. Nicht ganz zwei Jahrzehnte später gibt Philippi in Göttingen eine Wochenschrift unter dem Titel Der Freidenker heraus, wird aber darob noch von Liscow verhöhnt. Weiter bringt Reichel S. 22 ein Zeugnis aus dem Jahre 1748 bei, und in der zweiten Hälfte gehört dann das Scheltwort zum Sprachschatz aller Kirchengläubigen.

Vergl. Lessing 12, 259 (1774): „Von Naturalisten, Deisten, Freydenkern stellt sich der unwissende Haufe im bösen Verstande nichts bessers vor, als daß sie die Natur zu Gott machen, und in ungezügelter Frechheit blos noch ihren Lüsten handeln. Spötter der Religion und Gotteslästerer, nebst anderen solchen theologischen Ausdrücken, geben vollends christgläubigen Seelen, ein Bild von den abscheulichsten Creaturen, die man ausrotten und vertilgen müsse." Von Freydenkerey hatte Lessing schon 5, 447 (1754) gesprochen. Siehe auch das 1759 von Trinius herausgegebene ‚Freydenkerlexikon' und die von Thorschmid zu Halle 1765 ff. veröffentlichte ‚Freydenker-Bibliothek'.

Und Adelung bucht 2, 289 (1775): „Freydenker, der frey, d. i. ohne Vorurtheile denket; ein Name, den sich die Feinde des Christenthums seit Collins Zeiten gegeben haben, ungeachtet ihre gerühmte Freyheit nur zu oft in Zügellosigkeit und Widerstrebung gegen die Gesetze der Vernunft ausartet."

Freies Spiel der Kräfte, ein wirtschaftliches Schlagwort, das Gombert ZfdW. 3, 332 wohl mit Recht auf den großen

Nationalökonomen Adam Smith oder die Physiokraten des 18. Jahrhunderts zurückführt, begegnet schon bei Schelling, Von der Weltseele (2. Auflage 1806 und wahrscheinlich auch in der ersten von 1798) S. 300 in der Übertragung auf philosophisches Gebiet: „Das Wesen des Lebens aber besteht überhaupt nicht in einer Kraft, sondern in einem freyen Spiel von Kräften, das durch irgend einen äußern Einfluß continuirlich unterhalten wird."

Eichendorff verspottet in s. ‚Krieg den Philistern' (1823) 1. Abenth. bereits die Wendung:

„Frei spielen mögen meines Volkes Kräfte,
In Staatswirthschaft, Mechanik, Industrie,
Gewerbe, Kunst und hoher Wissenschaft,
Ein beispielloses Volksthum neu gestaltend."

Das Schlagwort behält im ganzen 19. Jahrhundert seine Lebenskraft. Vergl. nur Kürnberger (1855) S. 27: „Es war ein zwangloses Spiel der Individualitäten, mehr Klub als Schule." Ferner eine ausfällige Bemerkung in den Soz. Monatsheften 1, 662 (1897): „Wie eine bittere Satire auf die orthodoxe Kathederphrase der Soziologen in Amt und Würde „vom freien Spiel der Kräfte" liest sich seine (des Komponisten Karl Gleitz!) Klage."

Freigeist, ein altes Schmähwort der Ketzer und Religionsverächter, das Gombert ZfdW. 7, 140 f. bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgt und schon aus Schottels Hauptsprache (1663) S. 488 anmerkt: „Freigeister est nomen haereticorum nimis sublimia appetentium." Zu Anfang des 18. Jahrhunderts aber tritt der Ausdruck mit erhöhter Schlagkraft auf. Das zeigen schon die von Gombert, Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Groß-Strehlitz 1878, 11 zitierten Büchertitel und namentlich die Stelle aus Thomasius, Gewissensrüge (1703) S. 268 ‚da doch die Orthodoxi mit vollem Halse die Pietisten vor Libertiner, Frey-Geister und Schwärmer schelten'. Mylius wählte dann 1745 für sein in Leipzig herausgegebenes moralisches Wochenblatt absichtlich den aktuellen Titel: Der Freygeist und empfing danach selbst diesen Spitznamen. Recht

lehrreich ist seine Begründung im 41. Blatt (vom 11. Oktober 1745): „Die Freyheit zu denken, oder vielmehr die Gedanken zu offenbaren, hielt ich für das beste Mittel, zur Erreichung meines Endzweckes, und der Name Freygeist schien daher meinen Charakter, als Verfasser dieser Blätter, bequem auszudrücken. Ich glaube, es wird mir frey gestanden haben, einem Worte eine Bedeutung beyzulegen, welches, so häufig es auch von manchem jungen Augustin und Ambrosius unsrer Zeiten herausgedonnert wird, doch zur Zeit noch so vielerley bedeutet, daß man oft nicht weis, ob man nur einen Wolfianer, oder gar den Teufel, darunter verstehen soll?"

Zugleich druckt er ein stark ironisches Lob der Freygeisterey in dieser Nummer ab, worin die gedankenlosen und oberflächlichen Freigeister gründlich durchgehechelt werden.

Weit leidenschaftlicher befehdet sie der Verfasser des Aufsatzes über ‚Freygeister, Naturalisten, Atheisten', der im ‚Wahrsager' am 6. Februar 1749 herauskam und von E. Consentius auf Lessing zurückgeführt wird. Darin heißt es: „Wer aber ohne Überlegung glaubt, was ihm einkömmt, und thut, was ihm beliebt, der gehöret zu der folgenden Art Menschen.

Ich meyne die Freygeister. Wenn man zwischen diesen und den Naturalisten und Atheisten, wie es sich auch gehöret, einen Unterschied machen will, so sind dieses Leute, welche gar nichts glauben, gar nichts behaupten, keiner Sache nachdenken, in den Tag hinein von allen Sachen reden und urtheilen, wie es ihnen einkömmt, und also alles thun, wozu sie ihre Begierden hinreissen" usw.

Diese Gedanken erinnern vielfach an das von Lessing 2, 49 ff. im gleichen Jahre verfaßte Lustspiel: Der Freygeist.

Ähnlich erläutert noch 1775 Adelung den Ausdruck ‚Freigeist' 2, 290 durch den Zusatz: „Am häufigsten, und in verächtlichem Verstande, der sich von den Gesetzen der Vernunft, Religion und Sitten los macht. Ein Freygeist in der Religion, der am häufigsten nur schlechthin ein Freygeist genannt wird."

Von neuem belebt wurde das Schlagwort durch Wiederaufnahme seiner ältesten Form: freie Geister von Nietzsche,

der z. B. dem 1878 veröffentlichten Werke ‚Menschliches, Allzumenschliches‘ den pointierten Untertitel gab: ‚Ein Buch für freie Geister‘.

Freiheit und Gleichheit wurden seit dem 4. Mai 1789, als der damals beliebte Ruf: Vive le tiers-état! von einigen Mitgliedern des dritten Standes durch den Ruf: Liberté, Egalité! erwidert wurde, zu den großen Schlagworten, an denen sich die französischen Republikaner so stürmisch berauschten. Vergl. Buchers Angabe in der Deutschen Revue, 12. Jahrgang, Bd. 2, S. 71. Lavater 2, 341 konstatiert dann: „Freiheit, Gleichheit, Menschenrecht, Menschlichkeit sind die Aushängschilde zu allen Dekreten und Publikationen“.

Kein deutscher Schriftsteller hat sich wohl eingehender mit dieser viel berufenen Parole beschäftigt als gerade Wieland. In zahlreichen Aufsätzen kommt er darauf zu sprechen. Vergl. nur 9, 106: „Was waren denn die mächtigen Zauberwörter: Freiheit und Gleichheit — denen man vorbedächtlich die weiteste und unbestimmteste Bedeutung ließ — was waren sie anders als Losungswörter des Aufruhrs, als bloße Vorspiegelungen, wodurch eine zusammenverschworne Bande ehrgeiziger Egoisten die rohe, leicht zu erhitzende und in der Hitze zu Allem fähige Klasse der Sansculotten . . dahin zu bringen wußte, ihr zur Umkehrung der bisherigen Ordnung der Dinge ihre Arme zu leihen?“

Oder 33, 370 (1798): „Das große Losungswort der Jakobiner, Sanscülotten und Anarchisten, Freiheit und Gleichheit, ist ein ganz unmäßiger oder vielmehr blos zu ihren geheimen Factionsabsichten nöthiger Pleonasmus; denn mit dem Worte Freiheit ist schon Alles gesagt.“

Eine Fülle von Schattierungen hat die Losung Freiheit! erfahren. Alle möglichen Potenzen dieses politischen Überschwangs sind sprachlich fixiert worden. Vergl., abgesehen von Campes Aufzählungen, die von Feldmann, ZfdW. 6, 318 angeführten Zusammensetzungen, wie Freiheitsenthusiasmus, Freiheitstobsucht, Freiheitsschwindel, Freiheitswahn, Freiheitswut, Freiheitsfieber.

Für den zuletzt genannten Ausdruck siehe z. B. noch Wieland 34, 76 (1790), wo er von dem ‚verhaßten und übelberüchtigten Freiheitsfieber‘ spricht, und Melchior Striegel (1795) S. 200.

Während nun die Schlagwortformel Anfang der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts um ein drittes Glied erweitert wurde zu der Fassung Sicherheit, Freiheit, Gleichheit (vergl. Wieland 34, 242), hat sie dann noch weitere Ummodelungen durchgemacht. Die beliebteste wurde lange Zeit: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit (vergl. Mollat S. 471).

Wie schlagkräftig das Wort Freiheit übrigens bereits vor der französischen Revolution gebraucht wurde, und wie besonders die Nachahmer Goethes förmlich Kultus damit trieben, hat Feldmann a. a. O. anschaulich gezeigt.

Freisinn ist zu Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts als spezifisch politische Losung bereits lebhaft im Schwange, geht also sicher noch weiter zurück. Vergl. Hoffmann von Fallersleben 4, 186 (1840):

„Alle Faulheit geht zu Nichte
Und der Freisinn wird gestählt
Auf der Bierbank.“

Wiederholt spielt er noch in den folgenden Jahren auf das verfemte Schlagwort an. Siehe 4, 166 (1841) und 4, 252 (1842). Am bezeichnendsten ist die Polemik 5, 104 (1844):

„Was irgendwie freisinnig ist,
Im lieben Vaterlande,
Das wird auch heute noch wie sonst
Verfolgt als Contrebande.
Man untersucht, man sperret ein,
Bestrafet Schrift und Reden:
Drum ist der Freisinn auch Passion
Noch nicht für einen Jeden.“

Vergl. auch bei Gans, Rückblicke auf Personen und Zustände (1836) S. 327 den Hinweis auf die Partei der ‚sogenannten Freisinnigen und Fortschreitenden‘ im englischen Parlamente.

In Deutschland wurde das Schlagwort erst von der am 5. März 1884 begründeten Deutschen freisinnigen Partei offiziell angenommen und wurde auch nach der im Jahre 1893 erfolgten Spaltung in die Freisinnige Vereinigung und in die Eugen Richtersche Freisinnige Volkspartei nicht fallen gelassen.

Fröhliche Wissenschaft, in dieser im 14. Jahrhundert von Toulouse aus ergangenen Devise der Troubadours fand Nietzsche den willkommenen Ausdruck für das Frohlocken über die wiederkehrende Kraft nach langer Entbehrung und Ohnmacht und adoptierte ihn zu einem seiner Lieblingsschlagworte. Die fröhliche Wissenschaft („la gaya scienza") betitelte er ein 1882 entstandenes Werk, in dessen Vorrede zur 2. Ausgabe von 1886 er erläuternd erklärte: „‚Fröhliche Wissenschaft': das bedeutet die Saturnalien eines Geistes, der einem furchtbaren langen Drucke geduldig widerstanden hat — geduldig, streng, kalt, ohne sich zu unterwerfen, aber ohne Hoffnung — und der jetzt mit einem Male von der Hoffnung angefallen wird, von der Hoffnung auf Gesundheit, von der Trunkenheit der Genesung." Ähnlich 7, 296 (1887): „Die Heiterkeit nämlich, oder um es in meiner Sprache zu sagen, die fröhliche Wissenschaft — ist ein Lohn: ein Lohn für einen langen, tapferen, arbeitsamen und unterirdischen Ernst, der freilich nicht Jedermanns Sache ist." Auch 7, 243 (1886) spricht er von ‚den provençalischen Ritter-Dichtern . ., jenen prachtvollen Menschen des „gai saber", denen Europa so Vieles und beinahe sich selbst verdankt', und 7, 270 wünscht er, daß man gegen den Kultus unmännlichen Mitleids sich das gute Amulet „gai saber" um Herz und Hals lege — „‚fröhliche Wissenschaft', um es den Deutschen zu verdeutlichen."

So hat Nietzsche das alte Motto, das im Gegensatz zur Theologie und Philosophie die provençalische Minnepoesie schlagend bezeichnete, mit neuem Inhalt versehen und frisch beflügelt. Vergl. z. B. Holz, Sozialarist. S. 86: „Ick habe blos mal erst n biskn so in de „Fröhliche Wissenschaft" geschmökert. Der Titl hat mer so jefalln."

Doch hatte schon etwa ein Jahrhundert früher Herder 18, 37 (1796) ausgerufen: „Glück also zum ersten Stral der neueren poetischen Morgenröthe in Europa! Sie hat einen schönen Namen: die fröhliche Wißenschaft (gaya ciencia, gay saber), möchte sie deßen immer werth seyn!“ Und noch wiederholt gedenkt er in den Humanitätsbriefen dieser anmutigen gereimten Hofverskunst, z. B. außer 18, 35 und 66 etwas eingehender eben 18, 37: „Die ursprüngliche fröhliche Wißenschaft (gaya ciencia) ging also von Artigkeiten des Gesprächs, von Fragen und Unterredungen, von einer angenehmen Unterhaltung aus, auch in Sonnetten der Liebe, im Lobe und im Tadel, ja bei jedem Inhalt blieb dieser Charakter den Provenzalen.“ Wenn er aber 18, 120 besonders Wieland einen echten Jünger jener alten gaya ciencia nennt, so stimmt in gewissem Sinne dazu Friedr. Schlegels bedauerndes Urteil 2, 190 (1812) über die Oberondichtung: „Schade nur, daß der Dichter diese Bahn der fröhlichen Wissenschaft der alten Rittersänger, und überhaupt die Poesie so bald verließ.“ Der gleiche Schriftsteller hatte schon 1799 in seiner Lucinde (Reclam) S. 26 geäußert: „‚Sieh, ich lernte von selbst, und ein Gott hat mancherlei Weisen mir in die Seele gepflanzt.‘ So darf ich kühnlich sagen, wenn nicht von der fröhlichen Wissenschaft der Poesie die Rede ist, sondern von der gottähnlichen Kunst der Faulheit.“

Auch Immermann 9, 39 (1822) gesteht: „Meine Bewandertheit in der akademischen gaya sciencia erregte Bewunderung.“ So geht das Stichwort zunächst im Kreise der wissenschaftlich Gebildeten von Hand zu Hand, bis es sich dann später auch das allgemeine Publikum erobert.

Fronde, ursprünglich ein Spottruf (fronde = Straßenschleuder) für die Pariser Oppositionspartei, welche während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. die Politik des Kardinals Mazarin aufs leidenschaftlichste bekämpfte (Nehry S. 230), dann überhaupt eine Bezeichnung der Unzufriedenen und Räsoneure. Vergl. Sanders, Fremdw. 1, 413, und Kehrein S. 199. Von neuem belebt aber wurde der Ausdruck zuletzt während der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts, um damit das Ver-

halten des ersten Reichskanzlers und seiner Freunde abfällig zu kritisieren. Dagegen verwahrt sich jedoch ein geharnischter Artikel der Hamb. Nachrichten vom 1. Juli 1897 (Bismarck-Jahrb. 5, 335 f.): „Ein ähnlicher Mißbrauch wie mit dem Fremdwort „Agrarier“ wird von der reichsfeindlichen Presse mit der Bezeichnung „Bismarckfronde“ getrieben, auch sie dient zur Deckung von Angriffen, denen sonst die Begründung mangeln würde. . . Die Fronde um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, woher ja der Name stammt, bekämpfte ihren König, demselben zum Theil blutsverwandt verpflichtet, mit dem Degen in der Faust und in blutigen Schlachten. Wie kann man so verlogen sein und so stark auf die geschichtliche Unwissenheit der Leser rechnen, daß man es als „Fronde“ bezeichnet, wenn der Fürst Bismarck persönlich, was ja selten der Fall ist, und die Freunde seiner früheren Politik von dem staatsbürgerlichen Rechte der freien Meinungsäußerung dahin Gebrauch machen, mittelst höflicher Druckerschwärze Regierungsmaßregeln zu kritisiren, mit denen sie nicht einverstanden sind und für die doch bei uns nicht der Monarch, sondern die jedesmaligen Minister, einschließlich des Reichskanzlers, allein verantwortlich sind?“

Dennoch wird das modernisierte Schlagwort so leicht nicht fallen gelassen und besonders von den Grenzboten wiederholt zur Charakteristik politischer Opposition verwendet. Vergl. 1900, 3. Viertelj. S. 577: „Was wir bekämpfen, wo wir können, das ist nicht die Kritik an sich, die sachliche, sich in geziemenden Schranken haltende Kritik, sondern die gehässige, feindselige, hämische Kritik der antikaiserlichen Fronde.“ Dazu ebenda, 4. Viertelj. S. 143 usw.

Gardinenpredigt, engl. curtain-lecture (von Murray 2, 1276 seit 1633 belegt), ursprünglich die von der Gattin hinter der Bettgardine hervor gehaltene Scheltrede, dann überhaupt eine Strafpredigt der Eheleute, findet sich seit dem 18. Jahrhundert als beliebtes Scherzwort. Vergl. Lenz (Ausg. von Tieck) 3, 119, der im Jahre 1777 schreibt: „Hier fand sie es für gut, ihm aus dem Stegereif eine kleine Gardinenpredigt über das Rauchen, sobald es Gewohnheit wird, zu halten.“ ‚Gardinen — d. h.

Gartenbreterwand — predigt' verwendet Jean Paul (1796). Siehe DWb. und Sanders, Fremdw. 1, 427. Das Stichwort hat das 19. Jahrhundert siegreich überdauert und erscheint sogar als humoristischer Titel: Frau Kaudels Gardinenpredigten (Recl. 388—9), die Übers. eines engl. Schriftchens von Douglas Jerold.

Gefühlspolitik, nach Gombert ZfdW. 3, 176 ein bereits im Jahre 1814 geläufiges Schlagwort. Er belegt aus einer im Rheinischen Merkur veröffentlichten Mitteilung den Hinweis, ‚daß in diesem Augenblick keine Gefühls-Politik die neu entstehende Ordnung der Staatenverhältnisse gründen dürfe'. P. Pfizer, Vaterland (1845) S. 207 äußert sich über Gefühlspolitiker mit ähnlicher Ablehnung: „Gefühlspolitikern und Dilettanten dünkt nichts einfacher und natürlicher, als daß das zu vier Fünftheilen undeutsche Östreich deutsch und das konstitutionelle Haupt von Deutschland werde." Vergl. auch Bismarck an Leopold v. Gerlach am 2. Mai 1857: „In der Gefühlspolitik ist gar keine Reziprozität, sie ist eine ausschließlich preußische Eigentümlichkeit; jede andre Regierung nimmt lediglich ihre Interessen zum Maßstabe ihrer Handlungen." Zumal die Zuckungen des persönlichen Hasses nennt Lassalle 2, 373 (1859) und 390 die gefährlichste Klippe einer prinzipienlosen ‚Gefühlspolitik'.

Den Gefühlsmenschen belegt Gombert seit 1818 aus Arndts ‚Geist der Zeit' 4, 494: „Daß übrigens bei den Teutschen von jeher über dunkle Mystiker und umnebelte Gefühlsmenschen geklagt worden, mag das Volk sich eher zum Lobe als Tadel rechnen." Dazu z. B. noch Menzel, Deutsche Literatur 3, 203 (1836): „Wir waren immer Gefühlsmenschen." Zu den theologischen Stichworten Gefühlsglaube, Gefühlsreligion, Gefühlstheologe, Gefühlsgläubige — alles Ausdrücke, die für die von Jacob Spener und seiner Schule vertretene Reaktion gegen den Buchstabenglauben oder die Orthodoxie aufkamen und in Geltung blieben — vergl. Gombert, ZfdW. 7, 142, ferner Laube, Das neue Jahrh. 2, 98ff. (1833) und die von Gombert, Festg. aus Menzels deutscher Literatur 1, 187ff. und 210ff. zitierten Belege.

Geistesaristokratie prägte nach Meyer S. 38 zuerst Saul Ascher zum tönenden Schlagwort aus in seiner Flugschrift Über den deutschen Geistesaristokratismus (Berlin 1819). Gegen diese zeitgemäße Parole wendet sich namentlich Börne in lebhafter Polemik. So gilt dieser Abwehr ein besonderer Artikel 5, 226ff., worin es u. a. heißt: „Eine Herrschaft der Geistes-Aristokratie, welcher der Verfasser das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichste von allen.“ Ebenda S. 229 fährt er fort: „Das ist der lächerliche Eigendünkel der Geistes-aristokraten, daß sie glauben, das Volk sey dumm und müsse wie Vieh geleitet werden.“ Auch in den Pariser Schilderungen von 1822—23 findet sich ein Kapitel mit der Überschrift Aristokratismus des Geistes. Vergl. z. B. noch 1, 203ff. (1823): „Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrscht und von ihnen zum ersten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Aristokratie des Geistes herrschte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil sie sich auf Wenige erstreckte.“

Aber schon im Jahre 1800 redet Görres 1, 67ff. von einer ‚Aristokratie der Bildung‘ bez. einem ‚Adel der Bildung‘. Dann 4, 218 (1819) auch von einer ‚Aristokratie des Besitzes und des Talents‘.

Von den bald unabsehbaren Spielarten des Schlagworts seien nur aus Börnes Sprachgebrauch noch Ausdrücke, wie ‚Beamten-Aristokratie‘, ‚Handels-Aristokratie‘, ‚Geburts-Aristokratie‘, ‚Militär-Aristokratie‘ usw. usw. erwähnt. Für die Nachwirkung obigen Stichwortes ist eine ironische Äußerung Bismarcks 1, 88 (1849) über die preußische Verfassung vom 5. Dez. 1848 lehrreich: „Auch sie erkennt das Princip an, daß der Einfluß einer jeden Volksklasse in demselben Maße steigen müsse, in welchem ihre politische Bildung und Urtheilsfähigkeit abnimmt, und gibt damit ein sicheres Bollwerk gegen die Aristokratie der Intelligenz.“

Als Gegenstück prägte Nietzsche 5, 307 (1887) die Schelte vom Plebejismus des Geistes.

Gelbe Presse (engl. Yellow press) nannte nach Büchmann S. 586 der Redakteur Ervin Wardmann im Frühjahr 1896 zwei New Yorker Sensationsblätter, die in eine Zeitungsfehde über die Priorität einer typischen, gelb illustrierten Witzfigur, das sogenannte „Yellow Kid“, geraten waren. Der Ausdruck wurde zum Schlagwort für die Presse des ausgesprochenen Yankeetums, die besonders während des amerikanisch-spanischen Kriegs (1898) chauvinistisch lärmte und namentlich gegen Deutschland hetzte.

Dagegen ist neuerdings das Thema von der den Europäern aus Ostasien drohenden gelben Gefahr aktuell geworden.

Gelehrtenrepublik, ein längst verbreiteter und auch in der Zusammensetzung bereits gebrauchter Ausdruck, der aber doch erst durch Klopstocks 1774 erschienene theoretische Schrift ‚Die deutsche Gelehrtenrepublik‘ eine gewisse Schlagkraft erlangt hat. Denn dies mit allgemeiner Spannung erwartete, dann jedoch mit recht geteilten Empfindungen aufgenommene Werk machte ungewöhnlich viel von sich reden. Enttäuschung und Begeisterung kamen gleich sehr zu Worte.

Der Gelehrtenrepublik setzte Schopenhauer die Genialenrepublik der ältesten griechischen Philosophen gegenüber. Vergl. Nietzsche 10, 13 (1873): „So bilden sie zusammen das, was Schopenhauer im Gegensatz zu der Gelehrten-Republik eine Genialen-Republik genannt hat: ein Riese ruft dem anderen durch die öden Zwischenräume der Zeiten zu.“

Nietzsche selbst bildet ebenda S. 256 als herabsetzendes Seitenstück zu dieser Steigerung: „Es genügte ein ehrliches Wort des edlen Zöllner, um in unserer gelehrten Pöbel-Republik fast einstimmig verfehmt zu werden.“

Genosse wird seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein spezifischer Ausdruck des sozialdemokratischen Gleichheitsgefühls, der freilich von den gegnerischen Parteien mannigfach bespöttelt wurde. So erwähnt Mehring (1879) S. 197 ‚Mittel, durch die im Zukunftsstaat jeder „Genosse“ zur Ordnung gerufen werden soll‘. Die Grenzb. 1891, 1. Viertelj. S. 50 bemerken: „Die Schlagworte, die durch die sozialdemokratischen

Führer von der Tribüne des Reichstages aus den „Genossen" zugerufen wurden, üben die Wirkung eines Sauerteiges aus, der die Massen in Gährung bringt." Seit den neunziger Jahren ist dann das Stichwort ganz gäng und gäbe, und auch die Genossin spielt nun eine Rolle. Vergl. Soz. Monatsh. 3, 376 ff. ‚Genossin Luxemburg' usw.

Geographischer Begriff, eine echt Metternichsche Verhöhnung des nationalen Begriffes ‚Italien', die sich nach Büchmann S. 632 in seinem Memorandum an die Großmächte vom 2. Aug. 1847 findet und in einem Briefe an den Grafen Prokesch vom 19. Nov. 1849 ausdrücklich auch auf Deutschland ausgedehnt wurde.

Bereits bei Gutzkow, Deutschland am Vorabend (1848) S. 62 werden dann Völker erwähnt, ‚die unsere Nationalität bisher nur für einen „geographischen Ausdruck" gehalten haben'. Auf diese politische Maxime spielen auch die Grenzb. 1849, 1. Sem. 1, 449 an: „Will man die grande politique Metternichs fortsetzen, so muß man auch mit seinem Kalbe pflügen ... Damit Östreich kein Steinchen aus seiner bunten Mosaik verliere, mußten alle großen Tempel, die dazu beigesteuert, Ruinen, mußten Deutschland und Italien „geographische Begriffe" bleiben." Selbst Scheffel opponiert im Trompeter v. Säkkingen (1854) S. 71:

„Ja der Rhein — er ist ein schöner
Junger Mann, er ist durchaus kein
Geographischer Begriff nur." —

Namentlich aber findet Scherr, Blücher 1, 26 (1862) herbe Worte, indem er der trübseligen Reichsanarchie gedenkt, welche „die Reichsgewalt auf Null herabdrückte und den deutschen Individualismus mit raffinierter Berechnung zu jenem Partikularismus hinaufhätschelte, welcher dann mählig zu solcher Ungeheuerlichkeit gedieh, daß er von Deutschland zuletzt nur noch als von einem „geographischen Begriffe" wußte." Damit vergl. 3, 24 (1863): „Was Metternich angeht, so war er ein seines Herrn würdiger Diener, d. h. ein so ganz und gar entdeutschter Mensch, daß

ihm bekanntlich Deutschland durchaus Nichts war als „eine geographische Redensart".

Noch 1867 polemesiert Grillparzer 3, 232 in einem Epigramm, überschrieben: Luxemburg-Frage:

„Flickt euer Deutschland nur wieder zusammen,
Was nützt, von denselben Eltern zu stammen?
Seit eure Bundesverfassung entschlief,
Seid ihr nur ein geographischer Begriff."

Die geschichtliche Entwicklung hat dann allerdings ziemlich schnell dem bösen Schlagwort den Nährboden genommen.

Gepanzerte Faust, ein Ausdruck, der zwar bereits 1848 in den Grenzboten als pointierte Wendung begegnet (2. Sem. 4, 256), der aber erst durch die Abschiedsrede Kaiser Wilhelms II. an den Prinzen Heinrich vom 15. Dez. 1897 (Reden 2, 80) zur Schlagwortformel wurde. Der Passus lautete: „Sollte es aber je irgend einer unternehmen, uns an unserem guten Recht zu kränken oder schädigen zu wollen, dann fahre darein mit gepanzerter Faust!"

Solch kräftiges Wort frappierte allgemein. Zahlreiche Preßäußerungen knüpften sich daran, und in kurzem wurde der Ausdruck als fertiges Schlagwort verwandt. Vergl. dazu Zukunft 32, 43 und 55 (1900) und Soz. Monatshefte 4, 250 (1900) ‚Intervention der „gepanzerten Faust" Deutschlands zu gunsten der Transvaalboeren' oder S. 659 die Anspielung auf ‚das Evangelium der gepanzerten Faust, das Wilhelm II. seinen Bruder in China verkünden hieß'.

Geschäftiger Müßiggang, eine schlagende Antithese, die im Deutschen auf Johann Elias Schlegel zurückgeht, der 1743 im 4. Bande von Gottscheds Deutscher Schaubühne ein Lustspiel unter dem von einem Holbergschen Stück direkt entlehnten Titel: Der geschäftige Müßiggänger erscheinen ließ. Namentlich Goethe liebt die Wendung sehr. So läßt er Götz von Berlichingen (4. Akt, 1773) seufzen: „Ach! Schreiben ist geschäftiger Müßiggang, es kommt mir sauer an." Im gleichen Jahre spricht er in den Frankfurter gel. Anzeigen in einer Besprechung (Hempel 29, 79) von ‚geschäftigen Müßiggängern, die

für geschäftige Müßiggänger arbeiten', und in Wilhelm Meisters Lehrjahren, 1. Bch. 15. Kap. (1795) über die Schauspieler: „Geschäftig im Müßiggange, schienen sie an ihren Beruf und Zweck am wenigsten zu denken." Vergl. auch Gottwerth Müller, Siegfried von Lindenberg 2, 417 (Karlsruhe 1791).

Antike Vorbilder weist Büchmann S. 479 reichlich aus Aristophanes, Horaz, Phädrus und Seneca nach.

Geschäftskatholizismus nennt man mit Harden, Apostata 1, 88 (1891) die gewerbsmäßige Ausnutzung des katholischen Bekenntnisses. Wenn an dieser Stelle ‚der Geschäftskatholizismus, der da in Gesuchen um Schankkonzessionen, in Reklamebildern und Meßlustbarkeiten zum Vorschein kommt', erwähnt wird, so zielt der Verf. damit gegen die vom Bischof Korum veranstaltete Trierer Ausstellung des heiligen Rockes Christi. Danach wird auch von ‚Geschäftsmonarchismus der Junker und Großindustriellen, der üppig ins Kraut schießt, „wenn der König unsern Willen thut", und jählings verdorrt, wenn die kaiserliche Politik andere Wege geht', in den Soz. Monatsh. 3, 346 (1899) geredet.

Gesinnungstüchtig, ein seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts lebhaft erschallendes politisches Schlagwort, das anfangs eine loyale Anerkennung bedeutet, bald aber ein ironischer oder polemischer Gemeinplatz wird, bis es sich schließlich bis zum parodischen Scherzwort abschwächt. Gombert belegt es ZfdW. 2, 68 seit 1844 wiederholt im ersteren Sinne. Erinnert sei aber auch an Hoffmann von Fallersleben 5, 38, der in einem vom 20. Sept. 1846 datierten Gedichte einen General seinen Freiwilligen einschärfen läßt:

„Sie sind dann nicht Offiziere allein,
Sie müssen gesinnungstüchtig auch sein .
. . .
Gesinnung muß haben ein Offizier,
Gesinnung, Gesinnung, Gesinnung wie Wir!"

Ausführlich kommen die Grenzb. 1848, 2. Sem. 3, 261 darauf zu sprechen, indem sie zugleich die Vorliebe der radikalen Partei für die polemische Verwendung dieses Schlagworts betonen:

„Die Opposition selbst hatte statt „gesinnungsvoll“ ein anderes Stichwort, das schon durch seine Derbheit den demokratischen (?) Ursprung verriet: „gesinnungstüchtig“. Namentlich Königsberg wurde gern die „gesinnungstüchtige“ Stadt genannt, weil in ihr die Dogmen der Partei am massenhaftesten aufgespeichert waren.“ Ebenda 1. Sem. 2, 451 die höhnische Anspielung ‚gesinnungstüchtige Titelträger und Geldsackträger‘. Dazu die Definition von Jordan, Demiurgos 2, 215 (1854): „Ist der Beweis auch noch so flüchtig, Betone nur das Tagesstichwort richtig, So giltst du für gesinnungstüchtig.“ In den Demokratischen Studien (1860) S. 262 f. gibt es nicht nur ‚gesinnungstüchtige Publicisten‘ und ‚gesinnungstüchtige, stenographische Berichte‘ oder Adressen, sondern auch einen ‚gesinnungstüchtigen Purzelbaum‘.

Eine Parallele bildet dazu das abgeleitete Substantiv Gesinnungstüchtigkeit, das z. B. in den Grenzb. 1845, 1. Sem. 2, 583 noch durchaus ernsthaft gebraucht wird: „Aber auch diese (die Presse!) hat sich mit der Regenerirung des Volksgeistes zu höherer Gesinnnungstüchtigkeit, politischer Einsicht und Consequenz erhoben.“ Daneben kommt aber ziemlich rasch die scheltende Bedeutung des Wortes auf. Arnold bringt ironische Verwendung von konservativer Seite Zfdöster. Gymn. 52, 974 aus einem Pamphlet von Goltz (1847) bei. Im selben Jahre reden die Grenzb. 2. Sem. 4, 439 von ‚aufgeputzter Gesinnungstüchtigkeit‘.

Gesinnungsvoll, das schon bei Gans, Rückbl. (1836) S. 2 steht, wurde erst durch König Friedrich Wilhelms IV. Wort zu dem Dichter Herwegh vom 19. Nov. 1842: „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition“ zum Schlagwort wirklich beflügelt (Büchm. S. 627). Überhaupt ist das Simplex Gesinnung schon seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als Schlagwort im Schwange. Vergl. Heine 7, 333 (1838): „Das Beste in der ganzen Abhandlung (Gustav Pfizers!) ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden.“

Gesinnung und Gesinnungslosigkeit werden in ähnlicher Weise auch in Helds Censuriana (1844) zusammengestellt: „In einer Zeit, wo die Gesinnung als die höchste aller Tugenden geachtet wird, soll man mich lieber einen Mörder als gesinnungslos nennen, und wer mich fälschlich in den Geruch der Gesinnungslosigkeit bringt, ist ein Verleumder.“ Von anderen Nachweisen verdient noch die eigenartige Anwendung der Schlagworte ‚gesinnungslos‘ und ‚Gesinnungslosigkeit‘ angemerkt zu werden, die der radikale Bibelkritiker Bruno Bauer davon machte, der nach der Angabe der Grenzboten 1849, 1. Sem. 2, 324 ihnen den Sinn von unparteiisch oder tendenzlos unterlegte. Daher wird ebenda 1843, 629 der Vorwurf der Gesinnungslosigkeit mit dem Hinweis zurückgewiesen: „Das letzte Stichwort wird am lautesten von denen gebraucht, welche den Mangel an Gesinnung früher Unparteilichkeit und objektive Ruhe zu nennen beliebten.“

Besonders lehrreich aber sind die ausführlichen Angaben Walesrodes in den Demokr. Studien, der mit unzweideutigem Ingrimm gegen diese ganze Schlagwortsippe zu Felde zieht S. 257 ff. (1860): „Unser „ewig Weh und Ach!“ es ist nicht wie das der Weiber aus einem Punkte zu kuriren, aber es ist in ein einziges Wort zusammen zu fassen: „Gesinnung“ heißt es. Wer sollte es diesem tagtäglich in unserem politischen Haushaltungsgespräche vielfach gebrauchten Worte zutrauen, daß es die Marterwerkzeuge unserer politischen Passionsgeschichte in sich schließe?“ Dann wird behauptet, kein Volk von entschiedenem politischen Charakter habe einen entsprechenden Ausdruck für unsere ‚Gesinnung‘, und doch werde damit in Deutschland Staat, Politik und Geschichte gemacht! S. 459: „„Wohlgesinnt“, „gutgesinnt“, „gesinnungstüchtig“ — da habt Ihr den ganzen Complex patriotischer Bürgertugend. Von unten, aus der Maulwurfsperspektive gesehen, macht eine gute Gesinnung dich zum Aristides, von oben aus der Vogelperspektive zum Catilina . . . Prätendiren doch überhaupt unsere Staatsretter nichts anderes als mit allen Mitteln der Macht und der Willkür den gutgesinnten Staat vor dem schlechtgesinnten zu retten, oder — anschau-

licher versinnbildlicht — den ganzen Staat in eine gouvernementale Gesinnungsschablone hineinzuprügeln.“ Vergl. auch S. 468 ‚Gesinnungspfuscher‘, S. 471 ‚Gesinnungs-Lyriker‘ und S. 487 ‚Gesinnungsdusel‘.

Gesundbeten, ein Schlagwort, welches sich seit 1901 von Berlin aus verbreitete und eine metaphysische Heilmethode bezeichnet, die durch Beten die Krankheiten (= Sünde) vertreiben will. Das Verfahren wurde zuerst in Amerika von Frau Mary Eddy unter ungeheuerem Beifall gelehrt. Von dort griff diese psychopathische Epidemie weiter um sich. Vergleiche Zukunft 38, 264 (1902): „Der Humbug wurde, unter der Firma christian science, nach Deutschland importirt und fand Anklang. Nicht auf den Dörfern, nicht beim Pöbel, nein: hier, in Berlin, unter den Gebildeten. Eine alte Jungfer, Ida Schön, richtete einen Kursus für ‚Gesundbeten‘ ein und hatte riesigen Zulauf. Sogar Mitglieder der Hofgesellschaft sollen sich an dem Unfug beteiligt haben.“

Gesunder Volksegoismus war die Parole, welche Wilhelm Jordan in seiner bekannten Rede über die Polenfrage am 24. Juli 1848 (Wigard 2, 1145) ausgab: „Es ist hohe Zeit, uns endlich einmal aus jener träumerischen Selbstvergessenheit, in der wir schwärmten für alle möglichen Nationalitäten, während wir selbst in schmachvoller Unfreiheit darniederlagen und von aller Welt mit Füßen getreten wurden, zu erwachen zu einem gesunden Volksegoismus, um das Wort einmal gerade herauszusagen, welcher die Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes in allen Fragen oben anstellt.“ Gombert, Festg., macht auf den großen Unterschied aufmerksam zwischen der Auffassung des polenkundigen Insterburgers Jordan und der des Rheinländers Jak. Venedey, welcher in seiner Schwärmerei für Völkerbeglückung zornigen Einspruch gegen dies kecke und ungerechte Schlagwort erhob. Sein ganzer Aufsatz in s. Wage 6, 31ff. (1849) ist ein Philippika dagegen.

Und doch betont auch Bismarck, Polit. Reden 1, 264f. (am 3. Dez. 1850): „Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem

kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört." Joh. Scherr, Dämonen (1878) S. 125 spricht dann in ähnlicher Weise von einem „gesunden" Nationalegoismus.

Jordans Schlagwort war natürlich durch ältere Wendungen vorbereitet. Nationalegoismus kennt schon Börne 6, 359 und Grün (1845), der S. 42f. über einen belgischen Sozialisten urteilt: „Der Nazionalegoismus wird bei Jottrand sogar zum sozialen Egoismus überhaupt." Vergl. auch S. 69.

Gewohnheitstier erscheint in den Grenzboten 1847, 2. Sem. 3, 177 als ein gäng und gäbes Witzwort: „Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier." Ähnlich Hartmanns Variante 9, 33: „Der Leser ist ein Gewohnheitsthier."

Gigerl, ein vom mhd. giege, giegel (Narr) abgeleitetes Wiener Dialektwort zur Bezeichnung eines auffallenden Modegecken, nach Dundatscheks Versicherung ZfdU. 7, 692 zuerst vom Zeichner des ‚Figaro' Hans Schließmann aufgenommen und dann von dem Redakteur und Humoristen Ed. Pötzl, sowie von Vincenz Chiavacci in Wiener Schilderungen weiter verbreitet. Pötzl selbst erklärte nach den Mitteilungen in ZfdU. 8, 539f.: „Erst 1885—86, als in Wien plötzlich eine wahre Epidemie von grotesken Modenarrheiten entstand, kam mir der „Gigerl" wieder in den Sinn und ich nahm mir die Freiheit, unter diesem Titel die Herren mit den aufgestülpten Hosen, mit den zu langen Röcken und zu kurzen Überziehern, mit den „gespitzten Böcken" (Schuhen), schreckbar hohen Halskragen und unsäglich gezierten Bewegungen in einer Reihe von Aufsätzen naturgeschichtlich zu beschreiben. Das ist mein ganz bescheidenes Verdienst an der Sache; für die Unsterblichkeit der „Gigerln" hat Hans Schließmann durch seine typischen Zeichnungen weit ausgiebiger gesorgt." Derselbe Schriftsteller spricht z. B. 1889 in den ‚Leuten von Wien' (Recl. 2629 f.) S. 189 von ‚Bezirksgigerln' oder 1892 im ‚Herrn von Nigerl und anderen humoristischen Skizzen' (Recl. 3005 f.) S. 139 vom Prater-Gigerl, S. 140 von ‚Mordsgigerln', S. 143 vom

‚Subalterngigerl‘ und konstatiert S. 146, daß das ca. 1885 von Wien aus in Kurs gesetzte Stichwort in kürzester Zeit allgemein durchgedrungen sei: „Unsere unwiderstehlichen Mitbürger und Freunde, die Gigerln, haben, seitdem es mir vor Jahren vergönnt war, sie meinen verehrten Lesern zum erstenmale vorzustellen, ein ungeahntes Glück gemacht. Weit über die Wiener Linien hinaus ist ihr Ruhm gedrungen. Die kleinste Provinzstadt kennt sie dem Namen nach, und sogar im deutschen Reiche spricht man von den Wiener Gigerln mit demselben Verständnis wie von den Pariser Pschütteux, freilich ohne sie noch nachzuahmen. In Wien wurden sie in Wort und Bild, in Theaterstücken und schließlich gar in Schusterreklamen so lange gefeiert, bis jetzt jedes zweijährige Kind weiß, was und wer ein Gigerl ist.“

Göttliche Grobheit wurde ein von Friedrich Schlegel provoziertes, alsbald gegen die Romantiker selbst ausgespieltes Hohnwort. Schlegel schrieb 1799 in seiner ‚Lucinde‘ (Reclam) S. 11: „Es liege ursprünglich und wesentlich in der Natur des Mannes ein gewisser töpelhafter Enthusiasmus, der gern mit allem Zarten und Heiligen herausplatzt, nicht selten über seinen eigenen treuherzigen Eifer ungeschickter Weise hinstürzt und mit einem Worte leicht bis zur Grobheit göttlich ist.“ Wie sehr diese Stelle einschlug, zeigt gleich die scharfe Auslassung Schillers an Goethe in einem Briefe vom 19. Juli 1799: „Er (Friedr. Schlegel) bildet sich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen, und, nachdem er sich so constituirt hat, erlaubt er sich alles, und die Frechheit erklärt er selbst für seine Göttin.“ Siehe auch Büchmann S. 264f. und Gomberts Belege in der ZfdW. 3, 176f. Dieser erinnert zunächst an die verwandte Wendung Schlegels von der ‚erhabenen Frechheit‘ (1797) und verweist weiter auf die Zeitung f. d. eleg. Welt 1801, 327: „Wenns eine göttliche Grobheit giebt, kanns ja wohl auch eine göttliche Dummheit geben;“ ferner auf Eberhards Anspielung auf die ‚vergötternde Arroganz‘ schwindelnder Jünglinge (1803) und auf Seumes Wendung von ‚der neuen Schule der göttlichen Grobheit‘ (1806).

Ich erinnere noch an Kotzebue 14, 253 (1803), wo der

Graf den Vorwurf der Unverschämtheit mit der souveränen Hindeutung zurückweist: „So nennen gemeine Seelen die göttliche Frechheit.“ Vergl. Baggesen, der im Karfunkel oder Klingklingel-Almanach (1810) auf S. 10 eigens anmerkt: „Unter grob verstehen wir die göttliche Grobheit, nicht jene plumpe, gemeine.“ Desgl. bezeugt K. Rosenkranz 1838 in den Hallischen Jahrbüchern S. 1259 ‚die so berüchtigt gewordene „göttliche Grobheit“ der Schlegel‘. — ‚Von der gottähnlichen Kunst der Faulheit‘ spricht Schlegel in der ‚Lucinde‘ S. 26.

Großer Heide, eine, wie Büchmann S. 622 lehrt, allmählich gemodelte und auf Zacharias Werner zurückgehende schlagende Bezeichnung Goethes, die im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts aufkam und mit besonderer Lebhaftigkeit von Heine aufgenommen wurde. Vergl. Heine 3, 96f. (1826): „Diese Menschen haben einen Tugendpöbel um sich versammelt und predigen ihm das Kreuz gegen den großen Heiden und gegen seine nackten Göttergestalten, die sie gern durch ihre vermummten dummen Teufel ersetzen möchten.“ Entsprechend 5, 254f. (1833): „Die Orthodoxen waren ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutschland nennt, .. sie sahen in ihm den gefährlichsten Feind des Kreuzes.“ Auch 7, 53 (1840) äußerte sich Heine wieder eingehend über diese Schelte: „Der Grieche Goethe und mit ihm die ganze poetische Partei hat in jüngster Zeit seine Antipathie gegen Jerusalem fast leidenschaftlich ausgesprochen. Die Gegenpartei, die keinen großen Namen an ihrer Spitze hat, sondern nur einige Schreihälse, wie z. B. der Jude Pustkuchen, der Jude Wolfgang Menzel, der Jude Hengstenberg, diese erheben ihr pharisäisches Zeter um so krächzender gegen Athen und den großen Heiden.“

Ja, auf Heine selbst wurde das Epitheton angewandt. Das gesteht er 7, 537f. (1849): „Ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe“, wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich weimar'schen Jupiters erteilte.“

Großer Schweiger ist seit der glücklichen Durchführung des preußischen Feldzuges gegen Österreich im Jahre 1866 als eigenartiger Ruhmestitel des ruhig, aber sicher operierenden Strategen Moltke aufgekommen. Schwetschke, Zeitgedichte, singt in der 1867 verfaßten ‚Bismarckias' S. 45:

„Selbst der große Schweiger Moltke
Nannt' uns laut des Glückes Schooßkind."

Ähnlich rühmt z. B. Geibel 4, 253 in einem Trinkspruch vom 26. Okt. 1870:

„Das ist der kühne Schlachtenlenker,
Der Schweiger Moltke, Parchims Sohn."

Großer Unbekannter, nach Büchmann S. 29 der von dem Publizisten James Ballantyne auf den anonymen Verfasser des 1814 erschienenen Waverley gemünzte Name. Dieser Ausdruck (engl. The great Unknown) bürgerte sich als schlagende Bezeichnung für den großen Romandichter Sir Walter Scott in Kürze auch im Deutschen ein und wurde sehr beliebt.

Pückler, Briefe eines Verstorbenen 3, 14 (am 14. Sept. 1826) schreibt: „Im ferneren Verlauf des Gesprächs kamen wir auf Sir Walter Scott. Goethe war aber nicht sehr enthusiastisch für den großen Unbekannten eingenommen." Die Stimmung des Publikums charakterisiert anschaulich Hauff 6, 210 ff., der den dritten Abschnitt seiner Skizzen über ‚Die Bücher und die Lesewelt' überschreibt: Der große Unbekannte. Dagegen benutzt Immermann 14, 207 ff. (1828) dieses literarische Versteckspiel geradezu als Lustspielmotiv: „Von Eduard Sternberg, dem kleinen Unbekannten, wollten Sie nichts wissen; vor Sir Walter, dem großen Unbekannten, sollen Sie schon Respekt haben!"

Bezug nimmt auch Gaudys Novellette ‚Der junge Autor' 12, 161: „Das Beispiel so vieler großer Geister, die auch damit anfingen, unter fremdem Namen ihr Volk zu entzücken, bestärkt ihn in diesem Vorsatze, und er malt sich den Eifer des Publikums, den Schleier zu lüften, die Wetten für und gegen seine Identität, bis daß es dem Autor gefällig sei, als „großer

Bekannter" an das Licht zu treten, mit den blühendsten Farben aus."

Dagegen wird von Görres 5, 298 (1826) der Teufel als der große Unbekannte bezeichnet. Vergl. ferner Lenaus Gedicht ‚Der Hagestolz' (1838) und Heine 2, 433 (1844).

Im Büchmann wird außerdem an den ‚großen Unbekannten' erinnert, den die Angeklagten bei Gerichtsverhandlungen so gern in ihren Ausflüchten in Anspruch nehmen.

Großes Tier weist Meyer S. 3 als ernsthaft gebrauchtes Scheltwort für einen äußerlich vornehmen und protzenhaften, aber innerlich leeren Gesellen bereits in einem um 1516 verfaßten lateinischen Mahngedicht Kaspar Scheits nach. Ob freilich aus dieser schlagwortartig verwandten ‚bestia magna' sich wirklich unser modernes Ironiewort vom ‚großen Tier' für einen pomphaft auftretenden Würdenträger oder sonstigen Wichtigtuer entwickelt hat, ist ihm selbst recht zweifelhaft. Mit Recht hält er es für wahrscheinlicher, „daß die letztere Bezeichnung ganz neu geprägt wurde, um die Wichtigtuerei zu ironisieren, mit der gewisse Beamte sich wie ein Schaustück anstarren lassen, und die Liebedienerei, mit der man sich zu ihrem Anblick drängt wie zu dem eines ausländischen Wundergeschöpfes".

Dem 18. Jahrhundert jedenfalls ist das Schlagwort mit dieser Färbung schon ganz geläufig. Vergl. Philanders von der Linde scherzhaffte Gedichte (1713):

„Denn wer verdorben ist im Himmel und auf Erden,
Daß Gott und Ehrlichkeit kein Theil mehr an ihm hat,
Der wird bey dieser Welt zum großen Thiere werden,
Wenn er nur Geld erdenckt, und schafft zu Gelde Rath."

Auch Pfeffel 4, 186 (1792) spottet:

. . „Der Sykophant
Schritt zum pathetischen Prologe,
Und ward, wie mancher Demagoge,
Der auch ein großes Thier sich wähnt,
Zuerst beklatscht, zuletzt begähnt!"

Vergl. außerdem Sanders 3, 1312a, welcher einen Beleg aus Gutzkow (1852) gibt.

Großmachtskitzel, ein von Hermann Schulze-Delitzsch im Jahre 1863 geprägtes und gegen Preußens geflissentliche Großmachtsansprüche gerichtetes Schlagwort. Siehe Büchmann S. 649 und Gust. Schwetschke, Zeitgedichte (1867) S. 33, wo es von Bismarck heißt:

„Ketzerische Pläne dämmern,
Ketzerische Freundschafts-Bünde
Für die Machtgestaltung Preußens
In dem Haupt des Diplomaten.
Großmachtskitzel heißt nach Schulze-
Delitzsch diese Seelenstimmung."

Vergl. auch Grenzboten 1867, 2. Sem. 1, 237: „Nach allen diesen Erlebnissen sind Sie immer noch nicht von Ihrem preußischen Großmachtsschwindel geheilt." Vom Austreiben des Begeisterungskitzels spricht Scherr, Aus der Sündflutzeit (1867) S. 305.

Der jüngste Schößling dieses Ausdrucks ist der Weltmachtskitzel. Darüber äußern sich die Grenzb. 1900, 3. Viertelj. S. 521: „Aber natürlich: Der „Weltmachtskitzel" muß dem Deutschen Reiche geradeso ausgetrieben werden, wie vor vierzig Jahren die Fortschrittspartei der preußischen Politik Bismarcks den „Großmachtskitzel" auszutreiben gedachte."

Gründer wird seit Anfang der siebziger Jahre zum gehässigen Börsenausdruck gestempelt und rasch allgemein gebräuchlich, als nach glücklicher Beendigung des deutsch-französischen Krieges zahlreiche deutsche Aktiengesellschaften oft in leichtfertigster Weise gegründet wurden, an denen sich das unternehmungslustige, aber nur allzu vertrauensselige Publikum aufs lebhafteste beteiligte, bis ihm durch die großen „Krache" zu spät die Augen geöffnet wurden. So bekam das Wort den schlimmen Nebensinn des Unreellen, Schwindelhaften. Glagau schrieb ein besonderes Buch über den Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin (3. Aufl. 1876). Darin betont er S. 117: „Ebenso gilt heute die Bezeichnung „Gründer"! bereits als eine Beleidigung, welche der Injurienrichter ahndet. Niemand will sich noch Gründer nennen lassen, Niemand Gründer

gewesen sein." Eine ganze Reihe satirischer Gründerlieder dichtete Hoffmann von Fallersleben 5, 197 ff. im Okt. 1872. Vergl. Sanders, Ergb. S. 239, wo noch andere Zusammensetzungen nebst Ableitungen belegt werden. Doch hatte schon Grillparzer 3, 142 im Jahre 1843 im Hinblick auf den Kölner Dombau ‚Ein mittelhochdeutsch Narrenhaus Für Bauverein und Gründer' polemisch empfohlen.

Guerillakrieg (span. guerrilla = Kleinkrieg) dringt spätestens Anfang der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts nach Deutschland und wird sehr bald auch übertragen gebraucht. Börne 1, 257 und 259 (1823) bezeugt dies z. B.: „Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillas-Krieg." Ähnlich 6, 7: „Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg." Vergl. auch Heine 7, 42, sowie Sanders, Fremdw. 1, 464 mit noch anderen Belegen.

Ursprünglich bezeichnet das Stichwort den Kampf der spanischen Freischaren gegen feindliche Heere, dann überhaupt den kleinen (Gebirgs-)Krieg einheimischer Volkshaufen gegen fremde Eindringlinge. Hildebrand, Von d. Sprachunterricht S. 132 f. findet den Ausdruck freilich recht kleinstädtisch spaßhaft und nennt ihn ein romanisch parfümirtes Salonwort, das eigentlich nichts anderes sei als ein Stück ‚reitende Kavallerie' oder eine ‚Salzsaline'.

Hakatisten, nach dem Bismarck-Jahrb. 5, 272 f. ein von polnischen Zentrumsblättern aufgebrachtes Schimpfwort für die Angehörigen des deutschen Ostmarkenvereins, der im Jahre 1894 auf Bismarcks Anregung in Posen gegründet wurde. Nach den drei Begründern ist alsbald der polemische Name gebildet worden. Denn: „Das Wort „Hakatist" rührt aus einer sinnlosen Zusammenfügung der Anfangsbuchstaben Hansemann, Kennemann und Tiedemann her. Durch die darin zum Ausdruck gelangende Fälschung der Situation erreicht man zugleich, daß die gesamten deutschen Bestrebungen im Großherzogtum Posen und in Westpreußen als persönliche Strebereien dieser drei deutschen Besitzer hingestellt und isolirt werden können."

So sei der Ausdruck ein Deckname geworden, unter dem die Polen ihren deutschnationalen Gegnern alles Mögliche aufbürdeten.

Halbwelt, dies seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts rasch eingebürgerte verächtliche Schlagwort ist übernommen aus dem französischen Lustspiel ‚Le Demi-monde‘, welches der jüngere Dumas im Jahre 1855 erscheinen ließ. Allerdings will der Schöpfer dieses Ausdrucks selbst damit eine enger begrenzte Gesellschaftsklasse charakterisieren. Lindau, Lit. Rücksichtslosigkeiten, übersetzt S. 154 aus der Vorrede des Stückes unter anderem die lehrreiche Definition: „Wir werden ein für allemal für die Lexikographen der Zukunft feststellen, daß die Demimonde keineswegs, wie man es glaubt und druckt, den großen Haufen der Courtisanen, sondern nur diejenigen Weiber bezeichnen soll, welche aus der guten Gesellschaft in die schlechte gesunken sind (les déclassées). Nicht jede, die da will, gehört also zur Demi-monde. Diese Gesellschaft besteht in der That ausschließlich aus Frauen aus guter Familie, die als junge Mädchen, als Frauen und Mütter in den besten Kreisen mit völliger Berechtigung verkehren durften und die sich auf und davon gemacht haben.“

Als ihr fester Grundsatz wird betont: „‚Wir geben, aber wir verkaufen nicht‘; und sie verstoßen aus ihrer Mitte die Käuflichen, wie sie aus ihren Kreisen ausgestoßen wurden, weil sie sich verschenkt hatten. Sie gehören dem, der ihnen gefällt, nicht denen, welchen sie gefallen.“ Vergl. Büchmann, S. 360.

Aber weder das deutsche Halbwelt (siehe Sanders 3, 1555b und DWb.), noch das französische demi-monde (vergl. Kladderadatsch 1862, 163 und 1863, 83, sowie Sanders, Fremdw. 1, 247), das daneben gleichfalls mit im Deutschen verwandt wird, ist auf diese besondere Grenzbestimmung beschränkt geblieben. Auch der Ausdruck deklassiert tritt übrigens neuerdings wiederholt schlagwortförmig entgegen. So äußert sich z. B. Harden, Apostata 2, 42 (1891) über ‚alle die Deklassirten, die heißen Liebespenderinnen vom Stamme der Manon Lescaut.‘ Vergl. Soz. Monatshefte 1, 165 und 662.

Hammelsprung, ein parlamentarisches Scherzwort für die Abstimmung durch getrennte Türen hindurch, wobei die Führer der einzelnen Fraktionen mit den Leithammeln verglichen werden,

denen die anderen nachspringen. Sanders bringt den Ausdruck, Ergb. S. 499 und 252, wo auch die Wortbildungen Hammelspringer und Hammelspringen nachgewiesen werden, seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Vergl. z. B. auch Harden, Apostata 2, 123 (1892) und Brennert S. 64.

Hecht im Karpfenteich, diese sicherlich alte Wendung wird von Heinrich Leo mit besonderer Pointierung auf Napoleon III. gemünzt und so zu einem seit 1860 oft verspotteten politischen Stichwort. Nach Gombert, Festg., gebrauchte Leo die Wendung in diesem Sinne wiederholt im Volksblatt f. Stadt u. Land, „wo er Napoleon den Dritten den seiner Meinung nach allzu ruheseligen Regierungen und Völkern Europas gegenüberstellt und ihn gleichsam als einen in den stehenden europäischen Teich von der Vorsehung gesetzten Hecht bezeichnet.“ Scharfen Spott erfährt Leo darob z. B. vom Kladd. 1860, 5:

„Endlich an dem „Karpfenteiche“ dankt er grüßend ab die Knechte,
Bettet sich im Schlamm, zu träumen von dem ‚gottgesandten Hechte‘.“

Ähnlich die Demokr. Studien (1860) S. 473: „Keiner jener Leoschen Hechte, welche die Vorsehung von Zeit zu Zeit in den stagnirenden Karpfenteich der Weltgeschichte setzt.“

Nach Gomberts Vermutung könnte Leo angeregt worden sein durch Görres, Charakt. u. Krit. (1804) S. 52: „In dem seichten Gewässer hockten in aller Behaglichkeit die deutschen Karpfen und saßen fest auf dem Grunde und rührten sich nicht und fraßen Schlamm und wurden fett dabei. Es mußten welche von mehr tätiger, selbständiger Natur, aus dem Hechtgeschlechte aufstehen und unter sie fahren und sie aus dem Moder herauftreiben, wenn sie genießbar werden sollten.“ Vergl. auch Bettina, Dies Buch (1852) S. 382: „Dies Einzige wäre zu versuchen, wenn man ihn bewegen könnte, den großen Karpfenteig der Wissenschaft den Verbrechern zu öffnen“. Aufs wirksamste aber wurde das halb verklungene Stichwort neu belebt, als Bismarck, Polit. Reden 12, 456 (am 6. Febr. 1888) in seiner berühmten Reichstagsrede offenbar an Leos Gedanken wieder an-

knüpfte, indem er die Stellung Deutschlands zwischen den beiden kriegerisch gesinnten Nachbarstaaten Frankreich und Rußland damit charakterisierte: „So bekommen wir gewisser Maßen von beiden Seiten die Sporen und werden zu einer Anstrengung gezwungen, die wir vielleicht sonst nicht machen würden. Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden, indem sie uns ihre Stacheln in unseren beiden Flanken fühlen lassen. . . . . Wir müssen dieser Bestimmung der Vorsehung aber auch entsprechen, indem wir uns so stark machen, daß die Hechte uns nicht mehr thun, als uns ermuntern.“ Siehe auch Gomberts Nachtrag, ZfdW. 7, 146.

Hegemonie Preußens ist ein von P. A. Pfizer 1831 in die politische Diskussion geworfenes Schlagwort, das sofort begierig aufgenommen wurde. Pfizer äußert sich in seinem ‚Briefwechsel zweier Deutschen‘ auf S. 229: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protectorat über Deutschland durch dasselbe Verhängniß angewiesen, das ihm einen Friedrich den Großen gab. . . . . Eben damit erledigt und erklärt sich aber auch die Haupteinwendung, welche gegen Preußens Hegemonie von Seiten des übrigen Deutschlands mit einigem Schein von Grund gemacht wird.“ Vergl. S. 275 und 351, sowie S. 251 und 264, wo abwechselnd auch von einem ‚Supremat Preußens‘ gesprochen wird.

Alsbald nach dem Erscheinen des Buches bemerkt Immermann 10, 98 (1831): „Das eigentlich Merkwürdige sind die Vorschläge der Briefsteller über die Zukunft Deutschlands. Der Eine will die Hegemonie Preußens, der Andere die Österreichs.“ Vergl. auch den höhnischen Protest Heines 5, 15 (1832). Ein aufsehenerregender Artikel in der Augsburger Allgem. Zeitung gab dann im Jahre 1843 von neuem das Signal zu eifriger Debatte über das Schlagwort (Grenzb. 1843, 335). Vor allem aber trug eine Erklärung des Königs Friedrich Wilhelm IV. selbst im März 1848 dazu bei, das vielgenannte Schlagwort mit lebhaftester Parteinahme für und wider zu kommentieren. Die Verhandlungen der Frankfurter Nationalversammlung und die Tagesblätter hallen gleichmäßig davon wieder.

So hat es nach dem Volksblatt von 1848, 564 die Haltung Friedrich Wilhelms III. verschuldet, daß Preußen an seinem wahren Berufe irre geworden sei: „Die sogenannte „Hegemonie Preußens“ würde auf ganz naturwüchsige Weise ohne Kränkung irgend eines Rechtes zum siegreichen Durchbruche gekommen sein.“

Aber auch später verschwindet das Stichwort noch nicht, bis die Streitfrage endgültig mit den Waffen ausgetragen worden ist.

Heidenmäßig viel Geld, ein dem preußischen Militärgouverneur von Schleswig Freih. von Manteuffel zugeschriebener Ausspruch (siehe aber Büchmann S. 651), über den der Kladd. 1865, 199 (vom 29. Okt.) genauer belehrt: „Zu welchen Mitteln doch die Verdächtigungssucht greift! Da bringt zum Beispiel die Schleswig-Holsteinische, unter Österreichischer Oberaufsicht erscheinende Landeszeitung wieder eine Äußerung, die der Preußische Gouverneur, General von Manteuffel gethan haben soll, nämlich: „Wir haben heidenmäßig viel Geld!““ — Eine Fülle von Anspielungen auf diese provozierende Mitteilung zieht sich dann durch den ganzen folgenden Jahrgang. Danach redet Scherr, Pork. (1882) S. 62 auch von ‚judenmäßig viel Geld‘.

Heilige Allianz nannte man den am 26. Sept. 1815 auf Anregung des Zaren Alexander I. zwischen Rußland, Österreich und Preußen abgeschlossenen Monarchenvertrag, der möglichst alle christlichen Souveräne Europas zu einem großen Friedensbund vereinigen sollte, jedoch nicht lange darauf, zumal auf Metternichs Betreiben, eine starke freiheitsfeindliche Unterdrückungspolitik herbeiführte, so daß der Name naturgemäß zu einem viel verhöhnten Stichwort wurde. In ausführlicher Kritik beschäftigt sich damit Görres 5, 1 ff. (1822): ‚Die heilige Allianz und die Völker auf dem Kongreß von Verona‘.

Dagegen bemerkt schon Börne 11, 116 (1832) voller Gehässigkeit über den König Ludwig I. von Bayern: „Um diesen schnöden Tagelohn ist er ein Helfershelfer der heiligen Allianz, ein Knutenmeister Rußlands, ein Polizei-Scherge Österreichs geworden.“ Noch ausfälliger wird Heine 2, 82

in einem Spottgedicht auf den Wiener Komponisten Joseph Dessauer:

„Das Ungeziefer jeden Lands,
Es bildet eine heil'ge Allianz."

Und Arndt 5, 211f. erwidert auf einen poetischen Huldigungsgruß zu seinem 80. Geburtstage (26. Dez. 1849), in dem auf eine etwa drohende ‚unheilige Allianz' der Schurken und Toren hingedeutet wurde, mit einem Gedicht, das er wieder im guten Sinne Unsere heilige Allianz überschreibt, und worin er warmherzig mahnt:

„So wollen wir heute schließen
Auch heilige Allianz,
Zu schirmen und zu wahren,
Wie's der Vertrag bedingt,
Was seit zweitausend Jahren
Deutsch durch Geschichten klingt."

Doch nimmt nach Widmann S. 197f. noch Kaiser Wilhelm I. an dem Ausdruck Anstoß und gestattete nicht, daß das Dreikaiserbündnis vom Jahre 1884 als ‚heilige', sondern nur als ‚alte' Allianz bezeichnet wurde. Zum Beweis wird eine Äußerung des Geh. Hofrats Bork an Oskar Meding herangezogen: „Ist früherhin das Dreikaiserbündnis als heilige Alliance bezeichnet worden, so glaubt der Kaiser, da das Wort heilig damals vielfach und mit Recht angegriffen worden war, dasselbe auf das neue Bündnis nicht übertragen zu sollen." Auch Bismarck, Polit. Reden 12, 179, führt ‚die übel berufene heilige Allianz' an.

Heilsarmee, aus engl. Salvation Army, dieser Name einer militärisch organisierten englischen Sekte, die sich neben religiöser Betätigung vorzugsweise sozialen Aufgaben widmet, beginnt seit etwa 1886 in Deutschland, zumal in Berlin, eine gewisse Rolle zu spielen. Als geschworener Gegner dieser Bewegung tritt u. a. Nietzsche an verschiedenen Stellen seiner Schriften von vornherein auf. So sieht er 7, 73 (1886) in der ‚Heilsarmee' nur den letzten epidemischen Ausdruck und Aufzug religiöser Neurose,

oder er eifert heftig gegen das englische Volk 7, 222, ‚welches ehemals unter der Gewalt des Methodismus und neuerdings wieder als „Heilsarmee“ moralisch grunzen lernt‘.

Vergl. z. B. auch Nietzsche 7, 461 (1887) und Soz. Monatshefte 1, 165 ff.

Heimatkunst ertönte seit etwa 1896 als lebhafter Protestruf gegen die Auswüchse einseitiger, dominierender Großstadtliteratur, wie sie die von Berlin betriebene Zentralisation mit sich brachte. Statt dessen wurden Gebilde gefordert, die aus dem Heimatsboden der Schriftsteller und Künstler erwachsen seien. Einer der Führer dieser ästhetischen Reaktion, der Elsässer Fritz Lienhard, erläutert das Ziel dieser Bewegung mit folgenden Worten (Heimat 1, 182): „Die Heimatkunst bedeutet nur mittelbar eine Selbstbesinnung auf heimatliche Stoffe; in erster Linie aber ist sie Wesens-Erneuerung, ist sie eine Auffrischung durch Landluft, welches auch unsere Stoffe seien, und gleichviel, ob Freudenspiel oder Geschichte oder Trauerspiel. Mit dieser Geistes-Auffrischung wird freilich auch eine andere Stoffwahl, eine andere Sprache und Technik Hand in Hand gehen. Und insofern läuft Stoffwahl und „poetisches Prinzip“ ineinander.“

Dementsprechend formuliert er das Programm zu den ‚Heimat‘ betitelten Blättern für Literatur und Volkstum (1900): „Wir betonen, daß wir diese Heimatskunst nur als gesunde Grundlage einer sonnigen und stolzen Höhenkunst gegenüber dem engen und dumpfen Stubenproblem einer allzusehr klügelnden und mißmutigen Kunst des „fin de siècle“ auffassen.“ So löst schon nach wenigen Jahren ein neues Schlagwort das kaum durchgedrungene ab, und überhaupt schwirrt seit den neunziger Jahren ein ganzer Schwarm von Kunstschlagworten auf. Vergl. z. B. Alois Riegl, Volkskunst (1894), Bruno Wille, Einsiedelkunst (1897), ferner Plakatkunst, Hofkunst (siehe Kunstwart 15, 85 ff. und 401) usw.

Heldenkönig, ein beliebtes, aber auch scharf angefochtenes Beiwort für König Friedrich Wilhelm III., ist von seinem Sohne Friedrich Wilhelm IV. geprägt worden. Gombert

ZfdW. 7, 146 weist es nach aus einem königlichen Schreiben an das Staatsministerium vom 12. Juni 1840: „Der Heldenkönig aus unserer Zeit ist geschieden und zu seiner Ruhe . . eingegangen.“ Im gleichen Jahre redet auch eine Breslauer Flugschrift ‚Antwort eines Christen‘ S. 5 vom ‚Tod unseres Heldenkönigs, wie ihn so schön und treffend der erhabene Sohn und Nachfolger nennt‘. Andere Zeugnisse aus den folgenden Jahrzehnten bei Gombert, Festgabe.

Dagegen kann sich namentlich Scherr, Blücher 3, 29 ff. (1863) nicht genugtun an satirischen Ausfällen gegen dieses Epitheton: „Es wurde, wie Jedermann wissen könnte, in der hofhistoriographischen Falzmünzstätte eine Friedrich-Wilhelms-Legende geprägt, welche von dem „Heldenkönig“, von „Der König rief und Alle, Alle kamen“ — und von dergleichen schönen Dingen mehr unterthanentrommelfellrührend und herzbeweglich zu singen und zu sagen weiß“ usw.

Später wurde das rühmende Beiwort mit größerem Rechte auf König Wilhelm I. übertragen, bis ihm dann seit 1871 die parallele Bildung Heldenkaiser den Platz streitig zu machen begann.

Hep, Hep! Ursprünglich ein namentlich in Mitteldeutschland heimischer Lockruf für Ziegen, der seit 1819 zum leidenschaftlichen Hohn- und Hetzruf gegen die Juden wurde, denen ja ein Ziegenbart oft nachgesagt wird. Vergl. unter anderem das DWb., wo auch das Subst. ‚Hep hep‘ für Jude aus Hauffs Mem. d. Sat. nachgewiesen ist, und Andresen S. 19 f. Über die Bewegung selbst ist ein Grenzbotenurteil aus dem Jahre 1843, 1471 recht bezeichnend: „Ein feiger Pöbel, wenn er einmal emeutirt, fängt damit an, daß er am Judenquartier sein Müthchen kühlt und seinen kleinen Muth übt; der große furor teutonicus von 1819 hat auch seine Marseillaise hinterlassen, das berühmte „Hepp, Hepp!“ welches damals durch ganz Deutschland scholl.“ In Broschürentiteln begegnet das Spottwort bei Julius von Voß: ‚Die Hep-Heps in Franken und anderen Orten‘ (1819) und in der Gegenschrift des jüdischen Arztes Joseph Wolff: ‚Wider die Juden. Sendschreiben an

Julius von Voß, veranlaßt durch die Schrift: Die Hep-Heps', Berlin 1819. Die Ableitung von Hebräer dagegen vertritt erneut die Zeitung f. d. eleg. Welt (1819) S. 2046.

Herdentier. Mit diesem Schlagwort protestiert Nietzsche, nachdem er schon seit Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine Fülle ähnlicher verächtlicher Wortbildungen ausgeprägt hatte, scharf gegen die herrschende christliche Moralauffassung. Bereits 1879 betitelt er 3, 130 einen Aphorismus: Für die Verächter der „Heerden-Menschheit" und 1882 erläutert er 5, 156 entsprechend den Heerden-Instinct und Heerden-Gewissensbiß.

Mit besonderem Nachdruck aber verwendet er diese Schlagworte seit seinem Buche ‚Jenseits von Gut und Böse' (1886). Siehe 7, 130: „Auf der anderen Seite giebt sich heute der Heerden-Mensch in Europa das Ansehn, als sei er die einzig erlaubte Art Mensch, und verherrlicht seine Eigenschaften, vermöge deren er zahm, verträglich und der Heerde nützlich ist, als die eigentlich menschlichen Tugenden... Für die Fälle aber, wo man der Führer und Leithammel nicht entrathen zu können glaubt, macht man heute Versuche über Versuche, durch Zusammen-Addiren kluger Heerdenmenschen die Befehlshaber zu ersetzen. . .

Welche Wohlthat, welche Erlösung von einem unerträglich werdenden Drucke trotz alledem das Erscheinen eines unbedingt Befehlenden für diese Heerdenthier-Europäer ist, dafür gab die Wirkung, welche das Erscheinen Napoleon's machte, das letzte große Zeugniß."

Dazu das bezeichnende Bekenntnis 7, 135: „Wir wissen es schon genug, wie beleidigend es klingt, wenn Einer überhaupt den Menschen ungeschminkt und ohne Gleichniß zu den Thieren rechnet; aber es wird beinahe als Schuld uns angerechnet werden, daß wir gerade in Bezug auf die Menschen der „modernen Ideen" beständig die Ausdrücke „Heerde", „Heerden-Instinkte" und dergleichen gebrauchen. Was hilft es! Wir können nicht anders: denn gerade hier liegt unsre neue Einsicht."

Somit pointiert er schlagend: „Moral ist heute in Europa Heerdenthier-Moral: — also nur, wie wir die Dinge verstehn, Eine Art von menschlicher Moral, neben der, vor der, nach der viele andere, vor Allem höhere Moralen möglich sind oder sein sollten.“

Aus den zahlreichen Spielarten greife ich beispielshalber noch heraus 5, 293 ‚Heerden-Natur‘ und ‚Heerden-Nützlichkeit‘, ferner 7, 130 ‚Heerden-Denkweise‘ und ‚Heerden-Maximen‘, sowie 14, 68 ‚Heerdenthier-Religion‘ und 89 Heerdenthier-Züchtung und ‚Heerdenthier-Tugenden‘.

Hereinragen der Geisterwelt und ähnliche Wendungen, die seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts längere Zeit als spöttische Schlagworte bei den verschiedensten Schriftstellern entgegentreten, richten sich vornehmlich gegen Justinus Kerner, der 1829 das aufsehenerregende Buch von der ‚Seherin von Prevorst‘ herausgegeben und dadurch einem modernen Geisterglauben so geheimnisvoll das Wort geredet hatte. Gombert, ZfdW. 3, 177f. bringt aus Gutzkow und Immermann eine ganze Reihe charakteristischer Anspielungen bei.

Noch 1860 spricht Herm. Kurz 11, 90 von ‚geistischem Hinaus- und Hereinragen‘ und ironisiert S. 98: „Es gäbe eine Klasse von hilfreich gesinnten, für sich selbst jedoch hilflosen Geistern, die gerne Untaten und Unfälle von den Menschen abwenden möchten, zu diesem Behufe aber, da sie nur halb in die Wirklichkeit hereinragen, also weder Hände noch Füße haben, nur einem in der Nähe befindlichen, der Körperwelt angehörigen Geschöpfe einen Wink geben können, damit es, falls es Merks genug hätte, zum Werkzeuge der Rettung würde.“

Herrenmensch wurde durch Nietzsches ‚Zarathustra‘ (1883) vor allem, worin dieser leidenschaftliche Verkünder einer neuen aristokratischen Herrenmoral den höheren Typus Mensch als den organisierenden und eigentlich schöpferischen so wirkungsvoll verteidigt hatte, ein Modeschlagwort großer Bildungskreise.

Vergl. auch 7, 239 (1886), wo er die beiden Grundtypen scharf einander gegenüberstellt: „Es giebt Herren-Moral und Sklaven-Moral.“ Mit gleicher Schlagkraft spricht er 7, 353

von einem: Herren-Rechte und 309 von der ‚Eroberer- und Herren-Rasse‘ der Arier oder ausführlicher noch 382 (1887): „Ich gebrauchte das Wort „Staat“: es versteht sich von selbst, wer damit gemeint ist — irgend ein Rudel blonder Raubthiere, eine Eroberer- und Herren-Rasse, welche, kriegerisch organisirt und mit der Kraft, zu organisiren, unbedenklich ihre furchtbaren Tatzen auf eine der Zahl nach vielleicht ungeheuer überlegene, aber noch gestaltlose, noch schweifende Bevölkerung legt.“

Das Schlagwort vom Herrenmenschen oder auch vom Edelmenschen ist aber entschieden das beliebteste geblieben und selbst als Romantitel benutzt worden.

Hetzkapläne nannte Bismarck schlagend am 18. März 1875 (Polit. Reden 6, 255) diejenigen unter den katholischen Geistlichen, welche mit allen Mitteln klerikaler Agitation die Massen gegen die preußische Regierung aufreizten und deren Autorität untergruben: „Alle die jungen ehrgeizigen Streber, die bei dem jetzigen Verfahren ihre vorgesetzten Bischöfe einschüchtern, fühlen sich dadurch größer, als sie sind, sie wollen mit der Zeit befriedigt sein, wollen nicht immer Hetzkapläne bleiben und Zeitungen schreiben — sie wollen Bischof werden.“ Auch Grenzb. 1875, 1. Sem. 2, 279 z. B. tauchen die römischen „Hetzkapläne“ auf.

Heuler oder Heulmeier wurde im Jahre 1848 zum charakteristischen Schimpfnamen für die Reaktionäre, wie diese ihrerseits ihre demokratischen Gegner ‚Wühler‘ und ‚Wühlhuber‘ titulierten. Sanders 1, 757b verweist auf Scherr, Graziella 2, 133 (1852): „Die Bezeichnung Heuler wurde erst einige Monate später (nach März 1848!) gäng und gebe.“ Vergl. auch Sanders 2, 272c. Im DWb. wird erinnert an ‚Leipziger Zopf und Schwert‘ vom 11. Juli 1848 ‚Das Häuflein der Constitutionellen und Heuler im republikanischen Altenburg‘.

Hinterwäldler kommt seit dem vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts lebhaft in Aufnahme und zwar nicht nur als entsprechende Verdeutschung des engl.-amerikanischen backwoodsman, sondern auch in freierer Anwendung zur Bezeichnung eines durch urwüchsige Derbheit oder primitive Lebensführung

auffallenden Menschen. Vergl. Sanders 3, 1464c, der den Ausdruck zuerst bei Sealsfield (1833), darauf auch bei Gerstäcker, bei Scherr usw. belegt, sowie DWb. Auch Goltz, Typen der Gesellschaft 1, 14 (1860) spöttelt über ‚die transatlantischen Lederstrümpfe, die Hinterwäldler, die Pioniere des nordamerikanischen Westens und ihre Naturphilosophie'.

Wie Gombert ZfdW. 7, 146 zeigt, war das Wort im Jahre 1819 offenbar noch unbekannt. Wenigstens wird die Erwähnung eines amerikanischen backwood-man im Stuttgarter Morgenblatt eigens durch die Fußnote glossiert: „Backwood (Hinterwald) ist der übliche Ausdruck für die neuen Ansiedlungen jenseits der Alleghanygebirge." Vergl. auch den daran anklingenden, aber ganz anders zu deutenden Ausdruck Nietzsches 6, 41 ff. ‚Von den Hinterweltlern'.

Hofdemagoge belegt Büchmann S. 271 zuerst aus einem Gedicht Ludwig Roberts (1824):

„Hof=Demagogen sind Männchen,
Die allem Volke den Hof machen,
Und bey jeder Gelegenheit,
Für mäßigen Preis,
Was preußisch ist, preisen."

Damit wird scharf der echte, für seine Vaterstadt ehrlich begeisterte Berliner kontrastiert. Vergl. aber zur Herkunft des Ausdrucks auch Varnhagen, Denkw. 5, 327: „Wenn, wie behauptet wird, das große, treffende und zu verdienter Celebrität gekommene Witzwort vom Hofdemagogen ursprünglich Heine'n angehört, so dürfte die Spitze dieses eindringlichen Wortes rückwärts gebogen nun fast ihn selbst verwunden, indem man ihn, seiner Art und seiner Wirkung nach, allenfalls einen Salonrevolutionair nennen könnte." Beachtlich ist die Anspielung bei Gaudy 21, 27 (1836): „Schon begann ich der Vermuthung Raum zu geben, daß Pasquino den Mantel nach dem Winde hängend, jetzt als privilegirter Hof=Demagog temporisire". Siehe ferner Prutz, Politische Wochenstube (1843) S. 31.

In die zweifelhafte Ehre dieses Spitznamens teilen sich Heinrich Luden, über den nach Gomberts Angabe ZfdW. 3,

179 Schütz, Rasierspiegel für die deutschen Univ. (1830) S. 199 bemerkt: „Luden hat fortwährend eine so entschiedene Veränderung seiner politischen Gesinnungen gezeigt, daß man ihm allgemein den Namen des Weimarischen Hofdemagogen gegeben hat“, weiter der Dichter und preußische Hofrat Friedrich Förster, gegen den eine boshafte Stelle in Gruppes satirischem Zauberspiel ‚Die Winde‘ usw. (1832) S. 105 stichelt, wo der Förster mit kritischer Miene sein Weidmesser wetzt, den Shakespeare aus der Tasche nimmt und in Gedanken für sich spricht:

„Den Cäsar — ei wie wär's, wenn ich
Ihn welthistorisch gleich castrirte
Nach unsres Meisters Rath — und mich
Anbei hofdemagogisirte?

Auch Dingelstedt wurde als Hofdemagoge verhöhnt. Siehe Hallische Jahrbücher 1838, 210. Von Alex. v. Humboldt wird dasselbe behauptet. Heine selbst wurde 1831 Salondemagoge genannt (Büchmann a. a. O.), und von Hegel erwähnt Lagarde S. 421 ‚den ihm verliehenen Kosenamen Staatsdemagoge‘, der sich mit dem von Börne 11, 14 ironisch ausgedeuteten ‚Königl. Preußischen Hofphilosophen‘ berührt.

Eine weitere Parallele führt Bismarck, Polit. Reden 1, 135 (1849) an: „Mir liegt ein Grund der Zögerung der Gesetzgebung viel näher — es ist das, was man den Geheimrathsliberalismus nennt, der manchem hohen Staatsbeamten früherer Zeit den Namen eines Königlich Preußischen Hofjacobiners zugezogen hat.“

Höflichkeit des Herzens hebt Goethe in den Wahlverwandtschaften (1809) 2. Teil, 5. Kap. aus Ottiliens Tagebuch hervor: „Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußeren Betragens.“ Dementsprechend verurteilt Pückler, Briefe eines Verst. 3, 190 (vom 16. Dez. 1826) den steifen Kasten- und Modengeist der englischen Gesellschaft mit dem Hinweis: „Wahre Herzenshöflichkeit und heitere Bonhomie vermißt man ganz.“ Später liebt Nietzsche die Wendung, z. B. 7, 102: „Sich über ein Lob freuen, ist bei Manchem nur eine Höflichkeit des Herzens —

und gerade das Gegenstück einer Eitelkeit des Geistes." Ebenda S. 212 rühmt er diese Höflichkeit des Herzens besonders Mozart nach, die er 3, 147 auch ‚Anmuth und Grazie des Herzens' nennt.

Vergl. Bierbaum, Pankr. (1896) S. 252: „Sie aber hat die große Gabe des verstehenden Instinktes, ja sie hat selbst das, was ich das Genie des Herzens nennen möchte, diese wunderbare Fähigkeit, mit dem Gefühle aller Wahrheit nahe zu kommen."

Höherer Blödsinn scheint etwa um 1850 aufgekommen zu sein zur Verhöhnung übertriebener und selbstgefälliger Anpreisungen. Als solches Scheltwort erscheint der Ausdruck in einem geharnischten Artikel der Jahrbücher f. Wiss. u. Kunst 1, 238 (1854): „Wir meinen die Gesellschafts-Schwindel im lieben deutschen Vaterland: temporäre Gefühlsausschwitzungen en gros; Geblütsaufwallungen, die bis zu gelinder Raserei gehen, wenigstens auf dem Niveau des höheren Blödsinns stehen." Der wohl vom Herausgeber Otto Wigand selbst verfaßte Artikel zielt gegen den überschwenglichen Reklamerummel, der bald mit einer berühmten Sängerin oder Tänzerin, bald mit einem modischen Literaturwerk usw., nicht zum wenigsten von exaltierten Kritikern getrieben wurde. Danach die Angaben bei Büchmann S. 287f. Vergl. auch Meyer S. 69f. und Gombert in der ZfdW. 2, 62, der mit Recht für diese Anwendung auf die Parallele vom ‚höheren Schwindel' verweist.

Dagegen biegt der Kladderadatsch sehr bald den Sinn des Ausdrucks in der Weise um, daß er darunter den zum Ulk gesteigerten Humor versteht, den er als sein ureigenstes Feld in Anspruch nimmt. So spricht er 1856, 119 vom ‚Styl des höheren Blödsinns' und nennt einen rührenden Nachruf S. 191 ‚nicht mehr „höheren", sondern schon „höchsten Blödsinn"'. Wiederholt wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß ‚das Gebiet des höheren Blödsinns' seine ausschließliche Domäne sei z. B. 1860, 173. Sogar Eine Ballade im höheren-Blödsinns-Style erscheint 1861, 62. Heutzutage überwiegt entschieden der scherzhafte Bedeutungsinhalt vor dem abschätzigen.

Humanität, ein wichtiges kulturgeschichtliches Schlagwort, das seit seiner Ausprägung bei den Römern eine denkwürdige Geschichte hinter sich hatte, als es Herder wohl zuerst in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' (1784) so nachdrücklich aufnahm und als bedeutsames Programmwort seinen Zeitgenossen verkündigte. Vergl. 13, 154, wo er im VI. Kapitel des vierten Buches, das überschrieben ist: Zur Humanität und Religion ist der Mensch gebildet, des näheren ausführt: „Ich wünsche, daß ich in das Wort Humanität alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feineren Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe: denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung als Er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unserer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedruckt lebet."

Noch nach Jahren kommt er darauf zurück 17, 407 (1795): „Ohne ein Newton zu seyn, wußte ich den Charakter unseres Geschlechts, seine Anlagen und Kräfte, seine offenbare Tendenz, mithin auch den Zweck, wozu es hienieden bestimmt ist, in kein simpleres Wort zu faßen, als Humanität, Menschheit. Andre vortreffliche Denker sind mir seitdem hierinn gefolget; unter denen ich nur Eine neuere Gedankenreiche Schrift anführe: Über Humanität, Leipzig 1793."

Namentlich Herders 1793ff. zu Riga veröffentlichte Schrift ‚Briefe zu Beförderung der Humanität' trug dieses Schlagwort in weiteste Kreise. Daraus sei nur eine Stelle 17, 137f. angeführt: „Sie fürchten, daß man dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde; könnten wir nicht das Wort ändern? Menschheit, Menschlichkeit, Menschenrechte, Menschenpflichten, Menschenwürde, Menschenliebe?" Gleichwohl hat er gegen alle diese Ersatzworte Bedenken und summiert: „Alle diese Worte enthalten Theilbegriffe unseres Zwecks, den wir gern mit Einem Ausdruck bezeichnen möchten.

Also wollen wir bei dem Wort Humanität bleiben, an welches unter Alten und Neuern die besten Schriftsteller so

würdige Begriffe geknüpft haben. Humanität ist der Charakter unsres Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angebohren, und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er das Ziel unsres Bestrebens, die Summe unsrer Übungen, unser Werth seyn." [1])

Wie rasch der Ausdruck zugleich Modewort wurde, zeigt Feldmann ZfdW. 6, 108 an Wieland, der entgegen seinen sonstigen puristischen Neigungen in späterer Zeit für das ursprünglich gebrauchte Wort ‚Menschlichkeit' in der Gesamtausgabe seiner Werke (1794ff.) umgekehrt einmal das Fremdwort ‚Humanität' einsetzt. Vergl. auch in Tiecks Stück ‚Prinz Zerbino' (1799) eine Stelle des 6. Aktes: „Philosophen für die Welt, Aufklärung, Gesangbücher, Predigten, Romane, alles, alles athmet den schönen Sinn der Humanität und Toleranz." Derselbe Dichter läßt in seinem im Jahre 1800 verfaßten Fastnachtsschwank ‚Der Autor' den Weltmann die Belehrung erteilen:

„Nur hübsch der Vielseitigkeit sich beflissen,
Müssen scheinen, so ziemlich alles zu wissen,
Dazu die liebe Humanität,
Die jetzt in allen Kalendern steht,
So kann es Ihnen bei meiner Seelen
In unserer Welt gar niemals fehlen."

Kotzebue 10, 174 (1800) bemerkt: „Die Wissenschaften veredeln den Menschen, machen ihn — wie nennen sie es doch gleich? — human. Das ist ein neues Modewort."

---

[1]) Vergl. die gute Zusammenfassung bei Menzel, Deutsche Literatur 3, 315: „Was Herder mit dem Ausdruck Humanität, als das Ziel seines ganzen Strebens sich bezeichnet, war die Blüthenkrone alles Menschlichen, das Ideale, Reine, Edle, Schöne, zu dem alle Zeiten und Völker, alle Institute führen sollen .. Er sah in der Welt ein organisches Ganze, eine Pflanze, die in ihrer fortschreitenden Entwicklung jene Blüthe des Edlen und Schönen tragen soll. Entwicklung, Evolution war ihm das Wesen der Welt, kein Stillstand, kein Zwiespalt ohne höhere Bindung."

Unter den Gegnern des modischen Schlagwortes verdient Campe, Ergb. S. 356f. Erwähnung, welcher eigens konstatiert: „Humanitaet: Dieses fremde Wort ist seit einigen Jahren, besonders durch Herder, der es zum Titel eines seiner Werke machte, in lebhaften Umlauf gekommen; und es gibt jetzt Schriftsteller, die kaum ein Seite schreiben können, auf der dis undeutsche Lieblingswort nicht wenigstens Einmahl angebracht wäre.“ Durch eine ausführliche Auslassung seines Freundes Stuve, der den Ausdruck wegen seiner Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit ebenfalls rundweg ablehnt, begründet Campe seinen Verdeutschungsvorschlag Menschentümlichkeit. Das ursprünglich gebilligte Wort Menschentum, welches Eschenburg als eine Logausche Prägung dafür empfohlen hatte, scheint ihm doch den Begriff nicht ganz zu decken.

Der allzu übertriebene Humanitätskultus hat manches herbe Tadelswort hervorgerufen. Fichte 7, 321 (1808) erwähnt die ‚drei berüchtigten Worte Humanität, Popularität, Liberalität‘. Vergl. auch Immermann 11, 308f. (1830) der in einem stark ironischen Gedicht: ‚Humanität des Jahrhunderts‘ betitelt, übertriebene Menschenbeglücker persifliert, oder Börne 6, 214 (1835), der gegen Goethe polemisiert, weil dieser die „Humanitätssalbader“ verspottet habe, welche für die Forderungen der Frankfurter Juden eingetreten seien.

Modernen Ursprungs ist erst das mitleidige Hohnwort vom Humanitätsdusel.

Humbug, ein seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts von Nordamerika aus nach Deutschland verbreiteter Ausdruck, der dem englischen Slang entstammt und seit dem 18. Jahrhundert belegt ist. So binden die Blätter f. lit. Unterh. 1847, 1335 ihren Lesern eine wunderbare Anekdote auf von einem spleenhaften Amerikaner unter der Rubrik ‚Amerikanischer Humbug‘. Ebenda 1849, 1064 wird das Wort charakterisiert: „Ein Spaß, eine Fopperei. Die sogenannte fashionable Gesellschaft bedient sich mit besonderer Vorliebe dieses Wortes bei jeder Gelegenheit, und öfters scheint es nicht den geringsten Sinn zu enthalten.“ Sehr bald diente es zur Bezeichnung von schwindelhafter Reklame und

raffinierter Übertölpelung des vertrauensseligen Publikums, worin der Spekulant und Impresario Barnum, der sogenannte king of humbug, vor allem als Meister galt. Eine gute Schilderung dieses Treibens gibt E. M. Vacano, Humbug (Reclam 2321).

Hunnenbriefe, ein von der sozialdemokratischen Presse im Herbst 1900 geprägtes und rasch verbreitetes Schlagwort zur Bezeichnung von (tendenziösen!) Soldatenbriefen aus China, die von schlimmen Ausschreitungen und Barbareien zu erzählen wußten. Der gehässige Ausdruck hatte eine bestimmte Spitze gegen eine Aufsehen erregende Ermahnung in der Ansprache, womit Kaiser Wilhelm II. am 27. Juli 1900 in Bremerhaven die nach Ostasien abgehenden Truppen verabschiedete. Der Wortlaut der impulsiven Stelle soll der folgende gewesen sein: „Wer Euch in die Hände fällt, sei Euch verfallen! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China durch Euch auf tausend Jahre in einer Weise bethätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen."

Vergl. dazu auch die Versicherung des Kriegsministers von Goßler im deutschen Reichstag vom 19. Nov. 1900: „Folgen, wie sie Herr Bebel hier zur Sprache gebracht hat, sind also, selbst wenn die Rede Seiner Majestät zu einem Mißverständnis hätte führen können, völlig ausgeschlossen. Im ‚Vorwärts' spielen die ‚Hunnenbriefe' jetzt fast täglich eine große Rolle; und der Ausdruck ‚Hunnen' ist auf eine Rede Seiner Majestät in Bremerhaven zurückgeführt worden."

Die Lebensdauer dieser Verhöhnung ist aber, wie das bei solchen aktuellen Stichworten zu gehen pflegt, im ganzen auf die Zeit des Chinafeldzuges beschränkt geblieben.

Hurrapatriotismus, seit Ende des 19. Jahrhunderts ein beliebtes Schlagwort, über welches sich Freiin von Bülow in der Zukunft 30, 570 (am 31. März 1900) folgendermaßen ausläßt: ‚Eine Erscheinung unseres sogenannten deutschnationalen Lebens, die mir immer recht undeutsch erschienen ist: ich meine

die Züchtung eines künstlichen Patriotismus, des Bierreden- und Hurrah-Patriotismus, der gedankenlos nachgeplapperten tönenden Phrase.'

Auch Zukunft 31, 374 wird von Bekundung des Hurrapatriotismus abfällig geredet. Fritz Lienhard überschreibt im gleichen Jahre Heimat 1, 252 ff. einen Aufsatz: Zwischen Demokratie und Hurrapatriotismus.

Vergl. Harden, Apostata 1, 102 (1891), der bereits ‚renommistisches Hurrahpathos' erwähnt.

Hygiene, ein Ausdruck, über dessen schlagwortförmiges Auftreten Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf in s. Griechischen Lesebuch (1902) S. 277 zutreffend bemerkt: „Etwa seit 1880 ist ein häßliches Wort aufgekommen, Hygiene, mit dem man den Teil der Medizin bezeichnet, der der Krankheit vorbeugen und die Gesundheit erhalten lehrt. Der Name Hygiene aber ist entstellt aus dem Titel τὰ ὑγιεινά, den ein sechsbändiges Werk des Galenos von Pergamon führt." Zugleich zeigt er, daß auch Galen noch nicht als Erfinder zu gelten habe, sondern Diokles von Karystos, ein Zeitgenosse Platos.

Der Ausdruck selbst ist auch im Deutschen älter. Vergl. z. B. Grenzb. 1845, 1. Sem. 1, 430 ‚Ur-Hygienie'. Ferner Sanders, Fremdw. 1, 508. Von Mitte der sechziger Jahre, als in Bayern die ersten hygienischen Lehrstühle errichtet wurden, wird er häufiger, aber erst seit der Eröffnung des ersten hygienischen Instituts in München (1879) wendet sich allgemein das öffentliche Interesse Wort und Sache intensiv zu. Eine Fülle von Wortbildungen bezeugt es, wie ‚Schulhygiene', ‚Fabrikhygiene', ‚Wohnungshygiene', ‚Rassenhygiene' usw. Siehe Scherr, Haidekraut S. 219 (1881): „Nehmen Sie z. B. die dermalen von allen Dächern gepredigte „Hygiene". Was und wie wird damit humbugsirt!" Desgl. Scherr, Pork. (1882) S. 118: „Das Feld der Naturwissenschaften, insbesondere das Gebiet der jetzt so ungeheuer wichtig gewordenen Hygiene, beackerte der berühmte Doktor Schwarbelius Magenlob."

Ideolog und Ideologie, ursprünglich philosophische Kunstausdrücke, die der Graf Testut de Tracy Ende des 18. Jahr-

hunderts prägte für die von ihm und seinen Freunden vertretene materialistische Richtung. Da die Ideologen aber Napoleons politische Gegner waren, verhöhnte er mit diesem Wort zunächst diese patriotische Philosophengruppe als unpraktische Träumer und Schwärmer, dann überhaupt alles freiheitliche und ideale Streben. Aus dem Französischen (idéologue oder idéologiste und idéologie) wurden diese Spottworte in gleicher abschätziger Bedeutung, die freilich vielfach gemildert wurde, auch ins Deutsche übernommen und bürgerten sich seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dauernd ein.

Goethe (Hempel) 19, 120 äußert sich: „Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung, und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden. — Dies ist es, was man Ideologie im guten und bösen Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktischen Tagesmenschen so sehr zuwider war.“ Als scherzhafte Hyperbel legt Gaudy 3, 70 den Ausdruck einer Haushälterin in den Mund: „Und das Essen soll ich bringen? Heute, wo sie ausgebeten sind und sich bis Johanni satt essen können? Herr Du meine Güte, was das wieder für Ideologen sind!“

Ausführlich spielt Immermann 18, 211 (1840) auf Napoleons Haß an: „Dagegen ist alles Tiefste, Wahrste wie zugedeckt vor seinem adlerscharfen Auge. Was über die Einsicht in das Schlechte oder über einen glänzenden Irrthum in den öffentlichen Verhältnissen hinausliegt, verhöhnt er mit dem selbst geschaffenen Worte: Ideologie. Den Stoff zu diesem persiflirenden Unnamen haben ihm ohne Zweifel die hohlen Declamationen der Metaphysiker der Revolution geliefert. Nachher verwechselt er mit diesem Schaum jeden echten, übersinnlichen Gedanken, zugleich groß in dem Ursprung seiner Verachtung und klein in ihrer späteren Anwendung.“

Auf einen ähnlichen Ton stimmt Heine 6, 312 (1842) seine Auslassung: „Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß Napoleon gegen die philosophische Koterie, wozu Tracy, Cabanis und Konsorten gehörten, eine so besorgliche Abneigung hegte und

sie mitunter sehr streng behandelte. Er nannte sie Ideologen, und er empfand eine vage, schier abergläubische Furcht vor jener Ideologie, die doch nichts anderes war als der schäumende Aufguß der materialistischen Philosophie." Vergl. auch Scherr, Blücher 2, 5 (1863): „Gegenüber den „Ideologen", wie er bekanntlich die Bekenner des Göttlichen in der Menschheit sammt und sonders nannte, mit wildem Haß instinktmäßig Alles verfolgend, was wahrhaft edel und groß, weil alles wahrhaft Edle und Große der quetschenden Wucht seiner nivellirenden Tyrannei sich widersetzte — ja, gegenüber den Ideologen allein hätte es fürwahr mit dauernder Behauptung seiner Macht keine Noth gehabt."

Dagegen Lassalle 2, 139 (1863): „Unter Ideologen verstehe ich in diesem Augenblicke alle Solche, die ihr Lebtage in Büchern gelebt haben und gewohnt sind, in Ideen und Gedanken zu existiren und Alles für sie aufzuopfern."

Von Revolutions-Ideologen spricht mehrfach Nietzsche z. B. 7, 136 und 8, 14.

Imperialismus wurde als Schlagwort zunächst für die Regierungsform Napoleons I., darauf ebenso für die autokratische Militärmonarchie Napoleons III. gebraucht. So schreibt Heine 5, 195 (1832): „Wenn es leicht war, aus den ungekämmtesten Sansculotten die brillantesten Imperialisten zu machen, so mag es jetzt schwer sein, die entgegen gesetzte Umwandlung zu bewerkstelligen".

Alsdann äußert sich H. B. Oppenheim in den Demokratischen Studien (1860) S. 54: „Der Imperialismus hat mit aller Energie und den äußerlichen Mitteln Nichts schaffen, Nichts fixiren können; die kaiserliche Regierung ist dazu verurtheilt, jeden Augenblick Frankreich neu zu erobern."

Dem Worte, das hier dazu dient, die willkürliche und unzuverlässige Politik des französischen Kaisertums zu charakterisieren, wird dann seit etwa 1898 zuerst in England und bald entsprechend auch für amerikanische Verhältnisse insofern ein neuer Inhalt geschöpft, als man unter dem Ausdruck diejenigen Bestrebungen zusammenfaßt, welche auf Ausdehnung und engere

Verknüpfung des Mutterlandes mit dem Kolonialbesitz hinzielen. In England wurde die imperialistische Idee besonders durch den südafrikanischen Krieg (1899—1900) genährt und betätigt. Vergl. die verschiedenen Belege bei Murray 5, 85 f. über imperialism und imperialist.

Imponderabilien weist Büchmann S. 653 als ein von Bismarck beflügeltes Schlagwort vom 1. Febr. 1868 bis zum 27. März 1879 nach. Aber auch in seiner berühmten Rede vom 6. Febr. 1888 (Polit. Reden 12, 471) fehlt es nicht: „Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben."

Der Ausdruck selbst, der dem physikalischen Gebiet entstammt und mit einer angedeuteten Litotes gewisse Strömungen und Stimmungen als unwägbar, aber doch eben sehr gewichtig bezeichnet, ist nach Arnolds Untersuchung in der ZfdW. 3, 347 ff. weit älteren Ursprungs. Seiner Vermutung nach entstand er im Gelehrtenlatein des 18. Jahrhunderts, wurde Ende dieses Zeitraums ins Englische und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auch ins Französische übernommen, wo er 1835 offiziell gebucht wird, und taucht vorläufig zuerst bei Jean Paul im Deutschen auf. Die Stelle findet sich im zweiten Bändchen seines ‚Kometen' (1821) und zwar sogleich in übertragenem Sinn: „Ihr Staats- und Geschäftsmänner, sehet doch die Philosophie und Poesie, welche kein kameralistisches Gewicht aufzeigen, darum nicht für unwichtig, sondern gerade für die geistigen Imponderabilien an, welche den körperlichen gleichen."

Dann verleiht aber besonders Görres 6, 172 f. (1840) dem Ausdruck erst wirkliche Schlagkraft, indem er ihn in einer politischen Erörterung wiederholt mit Nachdruck gebraucht: „Darum gefällt mir Wolfgang Menzels Gedanken mit den Imponderabilien viel besser als das schwerfällige System des Pentarchen. Die dynastischen Interessen, die sich bei diesem so breit machen, werden dort zusammengeschlagen, und bilden nur eine

der Federleichtigkeiten; ihnen zur Seite aber treten als ebenbürtig die Macht der Nationalitäten, die Macht des Glaubens und der Kirchen, die Macht politischer Principe und die Macht der materiellen Interessen." Dazu die kritisch-polemischen Glossen S. 173, worin u. a. darauf hingewiesen wird, daß freilich die materiellen Interessen sonst immer zu den Ponderabilien gerechnet worden seien, und zwar von der recht schweren, niederziehenden Art.

Menzels Schrift, auf welche hier Görres anspielt, führt den Titel: ‚Europa im Jahre 1840' (Stuttgart 1839). Darin wird aber der Ausdruck Imponderabilien selbst nirgends verwendet. Im ästhetischen Sinne wird er von Auerbach 20, 27 (1846) gebraucht.

Dagegen erscheint er bei Brunner, Prinzensch. 1, 127 (1848) wieder im alten naturgeschichtlichen Zusammenhang, wenn auch stark ironisiert: „Sie haben doch schon von den unwägbaren Stoffen, von den Imponderabilien gehört?" Von neuem aber im Sinne von Görres erscheinen die Imponderabilien als bewegende Kräfte des deutschen Staatslebens in Wigands Jahrb. für Wiss. u. Kunst 1, 155 (1854), wo ausführlich erörtert wird: „Diese politischen Imponderabilien sind sehr zahlreich und sehr mannigfaltig. Es gehören dahin alle die tausenderlei Neigungen, Leidenschaften, Gewohnheiten, Stimmungen, Ideen, Interessen, welche in den einzelnen Menschen durch angeborene Anlage, körperliche und geistige Entwicklung, gesellschaftliche Stellung, Berufsthätigkeit, Lebensschicksale usw. erregt, ausgebildet, befestigt, untereinander verschmolzen oder auch Eins durch das Andere geschwächt, modifizirt, zurückgedrängt werden."

Bismarck gab somit nur einem gebräuchlichen politischen Schlagwort durch seine Autorität neue Flügel, so daß es nunmehr auch in die Schichten des allgemeinen Publikums getragen wurde.

Daß aber auch nach Bismarcks Rücktritt der Ausdruck noch keineswegs ausrangiert worden ist, beweist z. B. ein lehrreicher Artikel im Naumann-Buch S. 169 ff. (1901), der speziell über Die Imponderabilien in der Politik handelt. Daraus

sei nur der eine Satz herausgehoben: „Aus der Erkenntnis von der möglichen Bedeutung unpolitischer Gesinnungsmotive auf die Politik stammt die oft gehörte Warnung, die Imponderabilien nicht zu unterschätzen.“

Impressionist und Impressionismus, Schlagworte für die um die Mitte der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Frankreich aufgekommene Maltechnik, die im bewußten Gegensatz zum sogenannten Stilisieren und zum künstlerischen Idealismus überhaupt ganz unbefangen den farbigen Gesamteindruck der Natur mit all den Veränderungen wiedergeben will, welche die Farben und Umrißlinien durch das frei herabfallende und von allen Seiten die Gegenstände umflutende Sonnenlicht erfahren. Dabei bevorzugte man unwillkürlich die ungewohntesten Beleuchtungen und grellsten Lichteffekte, das sogenannte plein air. Siehe Deutsche Revue 13. Jahrg. Bd. 2, S. 397ff.

Etwa nach einem Jahrzehnt, als sich die neue Schule durchgesetzt hatte, drang Name und Sache von Paris auch nach Deutschland und fand rasch Anhänger, aber auch scharfe Gegner, bis der Überschwang auf das gehörige Maß zurückgeführt wurde. Vergl. dazu Grenzb. 1895, 1. Viertelj. S. 121: „Reine Natureindrücke! Das ist ja die Weisheit, die schon Ende der siebziger Jahre in Frankreich von den Malern, die sich impressionistes nannten, verkündet wurde, und die sich schnell verbreitete. Ihre Tochter war die sogenannte Freilichtmalerei, das plein air, d. h. die naturwidrige Licht-in-Lichtmalerei ohne Schatten. Verschiedene deutsche Maler machten das flugs nach und erhoben samt ihren Lobrednern helle Jubelrufe über die neue Offenbarung.“

Ein Zeugnis erbitterter Ablehnung bei Schmidt-Cabanis, Auf der Bacillen-Schau, der sich in einem Gedicht (vom Oktober 1883) S. 123 bis zu dem höhnischen Diktum versteigt:

„Je unergründlicher der Mist,
Je größer der ‚Impressionist‘!“

Über ‚Impressionismus‘ spricht auch Bahr, Zur Kritik der Moderne (1890) S. 227f., und in seiner Schrift: ‚Der Antisemitismus‘ (1894) verwendet die Schlagworte bereits in freier

Übertragung. So nennt er S. 65 Häckel einen ‚Plein-air-Menschen‘ und bemerkt S. 71 über Adolf Wagner: „Er ist ein moralischer Impressionist, der jedem momentanen Drange gehorcht.“

Littré, Suppl. S. 196, belegt impressionisme und impressioniste seit dem Jahre 1876 mit verschiedenen Stellen.

Indemnität, ein anfangs viel verspottetes Schlagwort, welches Bismarck im Jahre 1866 im Deutschen beflügelte, indem in der Thronrede vom 5. August dieses Jahres für die in der Konfliktszeit ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung nachträglich um Indemnität (d. h. Erklärung der Straflosigkeit) nachgesucht wurde. Siehe Bismarck, Polit. Reden 3, 50 und 65. Für die am 3. Sept. mit großer Mehrheit erteilte Indemnität wurde dann auch der königliche Dank ausgesprochen. (Ebda. S. 146.)

Der fremdländische Ausdruck erregte erhebliches Befremden. Das lehren besonders gut die polemischen Ergüsse im Kladd. dieses Jahres, z. B. S. 142: „Über den Sinn des Wortes „Indemnität“ ist in letzter Zeit vielfach gestritten worden. Endlich aber haben die konservativen Blätter etwas Licht über diesen schwierigen Gegenstand verbreitet. Der Kreuzzeitung zufolge stammt das Wort aus dem Lateinischen und bedeutet so viel wie „demütige Anerkennung von Wohlthaten“. Das Nachsuchen von Indemnität aber sei eine im Grunde überflüssige Courtoisie der Regierung gegen den Landtag.“

Dazu S. 151 eine ergänzende satirische Auslassung unter der Spitzmarke: Noch einmal Indemnität!, worin von neuem gegen das ‚ganz fürchterliche Wort‘, das der Zehnte kaum aussprechen könne, gestichelt wird. Vergl. S. 144 u. 162. Seit 1866 ist das Schlagwort in unserem parlamentarischen Sprachgebrauch fest eingebürgert (siehe z. B. auch Bismarck 4, 35 f. und 289).

Übernommen wurde Sache und Wort unmittelbar aus dem englischen konstitutionellen Staatsleben. Murray 5, 196 belegt Act (or Bill) of Indemnity (abgeleitet von dem frz. indemnité, das wiederum aus dem lat. indemnitas gebildet ist) seit dem 17. Jahrhundert.

Industriell und Ableitungen, wie die Industriellen und der Industrialismus usf., sind Schlagworte, die der Graf Saint-Simon aufbrachte, welcher der Hoffnung lebte (Mundt, Gesch. d. Lit. der Gegenw. 1842, 268): „Die Industrialisirung der Welt sollte ein neues Rechtsverhältnis zwischen Arbeit, Fähigkeit und Lohn hervorbringen.“ Die Verwirklichung dieses neuen Arbeitsstaates suchte er seit 1817 unter diesen Stichworten vorzubereiten. In diesem Jahre erschien das Werk: L'industrie ou discussions politiques, morales et philosophiques usw. mit dem Motto: „Tout par l'industrie, tout pour elle.“

Es folgten Du système industriel (1821f.) und Catéchisme des industriels (1823), worin nicht nur S. 2ff. wiederholt ‚La classe industrielle‘ genannt wird, sondern auch S. 163ff. an die Industriellen (industrialistes) nachdrücklich appelliert wird: „Nous les invitons d'arborer un nouveau drapeau et d'inscrire sur leurs banières la devise: industrialisme.“

Im Deutschen erscheinen die Ausdrücke seit der Julirevolution zumal. Siehe Gomberts Ausführungen in der ZfdW. 3, 180. Börne 8, 93 erwähnt am 9. Nov. 1830 im 13. Brief aus Paris noch erläuternd: „Die Industriellen, das heißt auf Deutsch: die miserablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld.“ Ähnlich 8, 102 (am 17. Nov.): „Das sind die Gutsbesitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die sich mit einem vornehmen Worte die Industriellen nennen. Diese Menschen, die fünfzehn Jahre lang gegen alle Aristokratie gekämpft — kaum haben sie gesiegt, .. und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden: eine Geld-Aristokratie, einen Glücks-Ritterstand.“ Industrialismus belegt Gombert im eigentlichen wie übertragenen Sinne in den dreißiger Jahren des öfteren, bei V. A. Huber (1834) und Gutzkow (1839). Vergl. auch Grenzb. 1842, 2. Sem. S. 313, wo im Hinblick auf das Treiben gewisser Charlatane, die keine gelernten Handwerker seien, geklagt wird: „Der Name eines „Industriellen“ ist leider durch diesen Unfug schon gar sehr in der allgemeinen Achtung gesunken, weil er freilich nur allzuoft gleichbedeutend ist mit dem eines

„Industrie-Ritters", eines Gauners und Spitzbuben." Ferner Heine 6, 181 (1840) und 392 (1843), wo ‚der Geist der Bourgeoisie, der Industrialismus, der jetzt das ganze soziale Leben Frankreichs durchdringt', erwähnt wird.

Der mächtige Aufschwung der Industrie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat dann naturgemäß noch die moderne Bezeichnung des Großindustriellen beschert.

Initiative begegnet als staatsrechtliches Stichwort im Sinne von Vorschlagsrecht seit den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts im Deutschen. Vergl. Wieland 33, 454 (1799), der über die Fürstenkammer im Gegensatz zur Kammer der Gemeinen bemerkt: „Jene hat überhaupt (jedoch nicht ausschließlich) die sogenannte Initiative zu allgemeinen Reichsgesetzen." Campe, Ergb. (1813) S. 376, verzeichnet Initiative und Iniative und versichert, daß ihm das Wort in dieser doppelten Form besonders in Staatsschriften abwechselnd vorgekommen sei, ohne daß er zu entscheiden vermöge, welche Form die echte und ursprüngliche sei, da er es in keinem der nachgeschlagenen Wörterbücher gefunden habe. Er erläutert: „Es bedeutet den Anfang zu einer Berathung über irgend einen Gegenstand, die Eröffnung derselben." Vergl. Gomberts Ausführungen in der ZfdW. 3, 181 f., der die verschiedenen Begriffsschattierungen des Ausdrucks an Belegen aufzeigt und besonders die später so beliebte, aus dem Französischen einfach übersetzte Modewendung ‚die Initiative ergreifen' anmerkt. Sie ist übrigens schon Goethe im 10. Kap. des 1. Buchs von Wilhelm Meisters Wanderjahren (1821) geläufig: „In solchen Fällen, wo man irgend eine Mißbilligung, einen Tadel, auch nur ein Bedenken aussprechen soll, nehme ich nicht gern die Initiative; ich suche mir eine Autorität, bei welcher ich mich beruhigen kann." Diese Phrase, die zumal von Gutzkow und Gaudy und den Rednern des Revolutionsjahres 1848 bis zum Überdruß kultiviert wurde, verpönt noch Nietzsche 9, 333 (1872) ausdrücklich als eine arge Geschmacklosigkeit.

Vergl. auch Hildebrand, Vom d. Sprachunterr., der S. 167 (1879) die andere modische Formel: aus eigenster

Initiative beanstandet, welche sich z. B. bei Mehring S. 92 findet.

Speziell die ‚parlamentarische Initiative' erwähnt Heine 6, 314 (am 20. Juni 1842).

Innere Form, ein den modernen Ästhetikern und Poetikern schlechthin unentbehrlich gewordener Kunstausdruck, der seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in mannigfacher Aus- und Umprägung als Schlagwort begegnet. Vergl. vor allem Minors Darstellung im Euphorion 4, 205 ff., welcher seine Ansicht über den ebenso wichtigen als vieldeutigen Terminus dahin summiert: „Alles, was zwischen dem rohen Stoff und der äußern Formgebung in der Mitte liegt, wird mit dem Gesamtnamen der ‚innern Form' bezeichnet: also die Auffassung des Stoffs (das Thema), die Motivierung, die Einkleidung in die Gattungen, die Komposition usw.". Vergl. ebenda S. 445 ff. und Meyer S. 26.

Innere Mission, ein von dem Göttinger Theologen Friedrich Lücke 1842 geschöpftes Programmwort, welcher in diesem Jahre einen Vortrag über ‚Die zwiefache, innere und äußere, Mission der evangelischen Kirche' hielt, der 1843 auch zu Hamburg im Druck erschien. Seit dem Juni 1843 blüht dann die ‚innere Mission', dank der lebhaften Propaganda in Wort und Schrift, welche Wichern für diese Tendenzen betrieb, mächtig empor. Das lehrt anschaulich sein Briefwechsel und die Sammlung seiner Flugschriften und Berichte (Siehe Ges. Schriften, Hamburg 1901 f.).

Über die Sache selbst äußert er sich u. a. 3, 53: „Wir verstehen unter der Inneren Mission eine geordnete Arbeit der gläubigen Gemeinde in freien Vereinen, und zwar diejenige Arbeit, mit welcher der Wiederaufbau des Reiches Gottes an den von den Ämtern des christlichen Staates und der christlichen Kirche unerreichbaren inneren und äußeren Lebensgebieten innerhalb der Christenheit diesseits und jenseits der Meere bezweckt wird. Die innere Mission schließt ebenso wesentlich in sich das Bekenntnis des Glaubens durch die That der rettenden Liebe, als sie den allgemeinen priesterlichen Charakter der in ihr

durch keine politischen Grenzen des Kirchspiels und des Landes geschiedenen und zu scheidenden Gemeinde in eigentümlicher Weise beurkundet." Sie strebt also das Antichristentum mitten im Bereich des christlichen Volks durch aufopfernde Liebestätigkeit zu bekämpfen.

Für das Schlagwort: Innere Kolonisation verweist Gombert, Festg. auf V. A. Huber, der dafür seit den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts lebhaft Propaganda machte. Geradezu als sein altes Lieblingsziel proklamiert er sie in der Hengstenbergischen Evangelischen Kirchenzeitung 1845, 944: „Es sei uns gestattet, auch hier unser ceterum ceterumque censeo vernehmen zu lassen: ‚Wirtschafts-Assoziation und innere Kolonisation'."

Inneres Düppel findet sich nach Büchmann S. 650f. zuerst im Politischen Tagesbericht der Nordd. Allgem. Zeitung vom 30. Sept. 1864 in der Form „Düppel im Innern" und ist anscheinend nach dem Muster von ‚Innere Mission' und verwandten Ausdrücken gebildet. Gombert vermutet, Festg., daß Lassalle 2, 332 (Rede vom 22. Mai 1864) vorgearbeitet habe durch die Wendung, „daß ich nur der erste, nicht aber der einzige gewesen bin, der die Fahne voran getragen hat gegen die Düppeler Schanzen der preußischen Fortschrittspartei". Auch der Kladd. bemächtigt sich sofort des Ausdrucks. So heißt es 1864, 191 (am 16. Okt.) im Gegensatz zum ‚auswendigen Düppel': „Also nu soll es jejen den „inwendigen Düppel" losjehen?" Im Jahrgang 1865 wird das Schlagwort mindestens ein halbdutzendmal vorgeführt. Vergl. S. 2: Innere-Düppel-Höhen und besonders S. 13:

„Der Grabow läutete die Sturmesglocken;
Das thät' zum Streit den Eulenburger locken,
So daß, eh' ausgestreckt des Friedens Hand war,
Der Kampf ums „innre Düppel" schon entbrannt war."

Selbst solche parodistische Wortbildungen wie die vom „inneren Trichinen-Düppel" (Kladd. 1866, 56) tauchen auf. Ähnlich Dühring S. 158 (1881): „Die Juden sind . . . ein inneres Carthago, dessen Macht die modernen Völker brechen

müssen, um nicht selbst von ihm eine Zerstörung ihrer sittlichen und materiellen Grundlagen zu erleiden."

Internationale, die Abkürzung für den am 28. Sept. 1864 in St. Martins Hall zu London gegründeten internationalen Arbeiterbund (The working mens international association) wurde anscheinend noch in den sechziger Jahren zum Schlagwort von der roten Internationale spezialisiert, das in den staatserhaltenden Parteien längere Zeit die Vorstellung von einer gefährlichen Weltverschwörung wachrief und jedenfalls mit dem Makel der Vaterlandslosigkeit behaftet war. Nach diesem Muster wurde im Jahre 1873 für die entsprechenden jesuitischen Bestrebungen das parallele Schlagwort von der schwarzen Internationale gebildet. Vergl. Grenzboten 1873, 2. Sem. 2, 119: „Wenn du ferner den preußischen Militarismus als Schreckbild anführst, so gestehe ich dir, daß ich ihn selbst dafür halte, wenn auch nicht den armen bethörten und verblendeten Völkern, so doch der rothen wie der schwarzen Internationale gegenüber. Und, Gott lob! daß ers ist." Ebenda wird S. 159 gegen die Kreuzzeitung gezielt, ‚die bekanntlich das reizende Bündniß der „Quitzows" mit der rothen und schwarzen Internationale repräsentirt'.

Die goldene Internationale ist nach Büchmann S. 662 der Titel einer 1876 veröffentlichten Broschüre Karl Wilmanns und bezeichnet speziell die jüdische Hochfinanz. Diese Neubilduug verspottet Gutzkow, Die neuen Serapionsbrüder 3, 251 (1877). Siehe auch den Ausfall bei W. Marr, Der Sieg des Judentums (1879) S. 44f.: „Die goldene Internationale kennt eben so wenig ein Vaterland, wie die schwarze und rothe."

Damit ist das Farbenspiel noch nicht zu Ende. Als nächste Variante habe ich aus Lagarde S. 399 (1881): Die graue Internationale nachgewiesen. Er versteht darunter den Liberalismus und bemerkt darüber: „Von der schwarzen, der rothen, der goldenen Internationale redet alle Welt: die graue Internationale läuft noch immer unter dem Namen Liberalismus um. Mir scheint es an der Zeit, sie in ihre Rechte einzusetzen."

Die jüngste Variante stellt die grüne Internationale dar, ein Schlagwort, das der Führer der deutschen Agrarier, Herr v. Plötz, auf dem internationalen landwirtschaftlichen Kongreß zu Budapest im Sept. 1896 prägte für den großen Interessenverband zur Hebung der Landwirtschaft. Doch ist es beachtenswert, daß der Schöpfer dieses Schlagwortes ausdrücklich den nationalen Charakter dieser grünen Internationale betonte. Darüber belehrt ein eingehender Artikel unter diesem Stichwort in Der Zeit 10, 19ff. (1897). Vergl. außerdem Büchmann S. 663 und Gombert, ZfdW. 7, 60 und 145. Geringere Resonanz haben die sonst noch auftauchenden Spielarten bez. Parallelen: ‚Jüdische Internationale' (alliance Israélite) bei Lagarde S. 329 (1881) oder ‚agrarische Internationale' bei H. v. Gerlach in der Nation 22, 468 (1905) usw.

Interessenpolitik kennt Gutzkow, Zur Philos. der Geschichte (1836) S. 236 bereits als fertiges Schlagwort. Der Ausdruck ist also bestimmt älter und nach Gomberts Vermutung vielleicht nach einem entsprechenden französischen gebildet. Das Gegenstück dazu ist das Stichwort von der ‚Gefühlspolitik'. Doch kann auch die Interessenpolitik in unvorsichtiger und unzulässiger Weise gesteigert werden, wenn eine Großmacht noch außerhalb ihrer Interessensphäre auf die Politik anderer Länder zu drücken und einzuwirken sucht. Ein solches Verfahren nennt Bismarck, Polit. Reden 12, 447 (1888) ‚Machtpolitik und nicht Interessenpolitik' mehr und lehnt es unzweideutig ab.

Interview, ein von amerikanischen Journalisten verbreitetes, von Murray 5, 425 seit 1869 belegtes Schlagwort, das Anfang der siebziger Jahre auch nach Deutschland dringt und in kurzem überhaupt fast internationale Geltung erlangt. Zugrunde liegt engl. interview = Zusammenkunft, Unterredung, ein Wort, das dann speziell diejenigen Besuche bezeichnet, welche Zeitungsreporter angesehenen Persönlichkeiten abstatten, um sie zum Zweck öffentlicher Berichterstattung über bestimmte Gegenstände und Absichten zu befragen. Das gilt namentlich von Politikern und Gelehrten.

Entsprechende Bedeutung haben auch die Ableitungen Interviewer (engl. interviewer) und interviewen.

So verwahrt sich Gutzkow, Rückbl. (1875) S. 266: „Aber nicht als „Interviewer“ bin ich gereist, wie man neuerdings darstellte, nicht wie ein zudringlicher Correspondent des New York Herald.“ Ferner heißt es in der Deutschen Revue, 13. Jahrg. Bd. 4, S. 337 (1888): „Bänke sind zur „Interview“ aufgestellt worden.“ Oder die Grenzboten 1891, 1. Sem. 1, 47 halten dem Verfasser einer Studie über den Oberammergauer Christusdarsteller entgegen: „Ist es ihm nicht eingefallen, daß unter anderem auch das „Interviewen“ und die Besprechung der dörflichen Darsteller als gefeierter Bühnenhelden Unheil anrichten kann?“

Als Titelunterschrift verwendet das Schlagwort z. B. Herm. Bahr, Der Antisemitismus. Ein internationales Interview (Berlin 1894). Vergl. auch Holz, Sozialarist. S. 63 f.

Invalid der Arbeit erwähnt Gombert, ZfdW. 3, 309 als ein Schlagwort aus dem Jahre 1848 und nimmt französischen Ursprung an. Nach der Angabe der Grenzboten 1848, 1. Sem. 2, 35 ist darunter ein der Armenunterstützung Teilhaftiger zu verstehen, der bei den Wahlen in Preußen ebensowenig ausgeschlossen werden dürfe als der Staatspensionär. Derartige Verbindungen sind schon längst zu belegen. Liscow schreibt S. 831 (1739): „Eine gute Satyre ist das kräftigste Heylungs-Mittel der Invaliden des Parnasses.“ Heine 6, 349 nennt die älteren Pianisten arme, abgelebte ‚Invaliden des Ruhmes‘.

Jakobiner, jene berüchtigte Bezeichnung der terroristischen französischen Revolutionspartei, wurde noch während der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts zum allgemeinen Schlagwort für alle möglichen radikalen Eiferer. Schon 1794 werden im Neuen Teutschen Merkur (Sept.) S. 48 ‚französische und deutsche Jacobiner, sogenannte und wirkliche enragés, in Prosa und in Versen‘ erwähnt und Wieland bezeichnet 33, 408 (1798) die Dominikaner geradezu als ‚die religiösen Jacobiner‘, während er in einem Briefe an Campe vom 26. Januar 1801 bedauert, daß dieser seinen Eifer für Sprachreinigung ‚bis zu einer Art von Sprach-Jakobinismus‘ treibe.

Im gleichen Jahre gab Hans von Held seinem sogenannten schwarzen Buch den bezeichnenden Titel: ‚Die wahren Jacobiner im Preußischen Staate oder actenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweyer preußischer Staatsminister.‘ Ganz unzweideutig tadelt aber Klinger im 755. Aphorismus seiner ‚Betrachtungen und Gedanken‘ (1802—3) den Mißbrauch dieses verhaßten Scheltwortes: „Der rechtschaffenste Mann, eifrig, stark und, wenn es Noth thut, auch kühn in Dienst und Pflicht . . kann in einem solchen Lande von Leuten, die ich nicht zu nennen brauche, da sie sich durch ihr lautes Geschrei selbst ankündigen, als schlechter Bürger heut zu Tage gar durch das Parade- und Schreckenswort Jakobiner verleumdet werden.“

Mit ähnlicher Entrüstung lehnt noch 1813 nach Gomberts Zitat in der ZfdW. 3, 310 E. M. Arndt, Über Volkshaß S. 81 das Schmähwort ab: „Es werden kommen, die da schreien: ‚Barbarei, Kannibalismus, Jakobinismus!‘ wie es denn im teutschen Vaterlande immer noch zu viele versteckte und offenbare Franzosenfreunde giebt, welche diejenigen für Ruhestörer und Jakobiner erklären, die vor dem fremden Verderben warnen. So nennt auch Napoleon alles, was vor seinen Künsten und Hinterlisten warnt, Aufrührer, Straßenräuber, Brandstifter, Demokraten, Jakobiner. Dahin ist es gekommen, daß in Teutschland diejenigen Jakobiner genannt werden, welche die Umkehrung, Unterjochung und Schändung des geliebten Vaterlandes abwenden mögten.“

Eine besondere Spezies bilden schließlich die weißen Jakobiner, wie man nach Gomberts Angabe, ZfdW. 7, 4 f. im Jahre 1815 in Frankreich die dem Ministerium gegenüberstehende Partei des Grafen von Artois, des späteren Königs Karl X., nannte. Vergl. Allgem. Zeitung vom 12. Okt. 1815, S. 1145: „Diese Partei will die unumschränkte Monarchie; ihr Vereinigungszeichen ist die weiß- und grüne Kokarde, und man nennt sie spottweise die weißen Jakobiner.“

Selten nur begegnet das Schlagwort Jakobiner im lobenden Sinne. Gombert weist es so bei Georg Forster (1792) nach,

der den Apostel Paulus als den ‚echten und wahrhaften Jakobiner des Christentums‘ bezeichnet.

Jesuitenriecherei. Nach Gomberts Nachweis in der ZfdW. 7, 5 ff. ein von Zimmermann 1788 geprägtes Schlagwort, das die Sucht, überall Umtriebe der Jesuiten zu wittern, brandmarken soll und wohl, wie vermutet wird, an das Scheltwort Kaffeeriecher oder auch Kaffeeschnüffler angelehnt ist. So nannte man während der letzten Jahrzehnte der Regierung Friedrichs des Großen die verhaßten Spürbeamten, welche besonders in Berlin zu kontrollieren hatten, daß die Bürger ohne den staatlich verlangten Brennschein keinen Kaffee brannten. Zimmermann setzte den Ausdruck in seinen ‚Unterredungen mit Friedrich dem Großen‘ (1788) S. 87 f. sofort mit größtem Nachdruck in Kurs: „Jesuitenriecherey oder Argwohn einer unter der Herrschaft und Leitung unbekannter Obern allenthalben, unsichtbar wie die Pest, im Finstern schleichenden Allmacht; der Argwohn eines izt mehr als jemals großen Kitzels zur Verbreitung des Catholicismus; der Argwohn einer, vorzüglich izt, unwiderstehlichen Begierde zum Anlocken protestantischer Fürsten unter die reizende Schürze der Römischen Kirche — dieß alles ist die Erfindung eines Herrn Leuchsenring.“ Ferner S. 88: „Durch diese von scharfen und modischen Nasen nun allgemein geübte Jesuitenriecherey entstand die vermessene und schändliche Lüge, der Prinz Friedrich Ludwig Carl von Preußen, zweiter Sohn des Königs, sey bey der Coadjutorwahl in Mainz in Vorschlag gebracht! Aus dieser Jesuitenriecherey entstand die Mähre, der König in Schweden sey catholisch! Aus dieser Jesuitenriecherey entstand die schändliche Lüge, man wolle den Erbprinzen von Weimar in der catholischen Religion erziehen! Aus dieser Jesuitenriecherey entstand der stockdumme ... Schnickschnack, die Fürstinn von Dessau ... habe in Zürich unter Lavaters Leitung die catholische Religion angenommen.“

Das Schlagwort fand eine ungewöhnlich große Resonanz. Besonders berüchtigt war Berlin als Sitz dieses Treibens, wo Nicolai im Verein mit den Herausgebern der Berliner Monatsschrift Gedike und Biester sich als Jesuitenriecher bekannt

machte. Darauf zielt u. a. Kotzebues Pamphlet ‚Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn‘ (1790) S. 88:

„Eure grossen Untersuchungen,
eure gewaltigen Aufklärungen,
die ihr ausposaunt mit mächtigen Lungen,
eure Jesuiten-Riecherey,
das ist das große Windey,
worauf ihr euch viel zu gute thut.“

Eine Flut von Nachahmungen zeigt die nachhaltige Wirkung des Ausdrucks. Schon in der Julinummer 1788 bemerkt die Berliner Monatsschrift S. 34: „Ich fürchte aber, Herr von Zimmermann sieht den Deismus, auch wo er nicht ist, welches man mit einem ihm abgeborgten Ausdrucke Deistenriecherey nennen könnte.“ Dann schreibt Kästner (Ges. poet. und pros. Werke, Berlin 1841) 3, 177 im Jahre 1793: ‚Thätigkeit, wenn ich ein Wort nach eines berühmten Gelehrten Jesuitenriecherey bilden darf, durch Aufruhrriecherey zu zeigen.‘ Gombert belegt ferner „Jakobinerriecherei‘ aus dem Teutschen Merkur (1799) 2, 168.

Andererseits berichtet Lavater 2, 167 (1793) über die mannigfaltigen Angriffe, denen der duldsame katholische Theologe Jos. Mich. Sailer ausgesetzt war: „Das Absurdeste ist, daß sich die Jesuitenriecher mit diesen schändlichen Geistern verbinden, ihn, den kindlichsten aller Menschen, dem Jesuitismus und Antijesuitismus verdächtig zu machen .... O Erbärmlichkeit eines Zeitalters, wo jesuitische und jesuitenriechsame Geister zu einem so lieblosen, so schändlichen Zwecke sich vereinigen!“ ‚Demagogen-Riecher‘ erwähnt Freih. v. Auffenberg 20, 66 (1813). Vergl. auch ZfdW. 5, 114 und Sanders 2, 753c, sowie Ergb. S. 423.

Eine besondere Reihe Varianten regt Voß an, indem er die Berliner Konsistorialräte Hermes und Hilmers, welche zur Prüfung der Rechtgläubigkeit der Pastoren wie der hallischen Professoren gesandt wurden, als Glaubensschnüffler bezeichnete. So schrieb er am 10. Juni 1794 an seine Ernestine mit Genugtuung: „Die Studenten in Halle haben es gar treff-

lich gemacht. Den ersten Abend haben sie die Glaubensschniffler mit einem einfachen Pereat begrüßt.“ Gombert erinnert weiter an Jahns Vorbericht zu seiner Turnkunst, wo es heißt: „Arge Wortschnüffler und Schleichwarenriecher witterten hier gleich verbotenen Schmuggel und verdammten das echtdeutsche und turnierfähige Turnen geradezu als französisches Erzeugnis, ohne sich an seinen Sprachstempel und Urschein zu kehren.“ Weiter bemerkt Jahn 2, 811 (1837) gegen Leo: ‚Dergleichen Dünkriche, Gesichtleser, Seelenschnüffler und Gemütsriecher.‘

Aus allen diesen Ausdrücken klingt deutlich der Unwille über mehr oder minder verwerfliches Spionier- und Denunziantenwesen heraus.

Jingo, ein seit dem Jahr 1878 verbreiteter Spitzname, den die Grenzb. 1901, 3. Viertelj. S. 527 f. auf ein während des englisch-russischen Konflikts außerordentlich populäres Lied des Musikhallensängers MacDermott zurückführen und erläutern: „Ein Jingo ist ein Anhänger der konservativen oder Torypartei in England, der eine energische auswärtige Politik anstrebt. Das Aggressive hat der ursprünglichen Bedeutung des Wortes gefehlt, doch jetzt ist der Jingo auch aggressiver Hurrapatriot.“

Der Ausdruck Jingoism soll zuerst in einer Ansprache von Sir George Otto Trevelyan an seine schottischen Wähler (am Weihnachtstage 1877) öffentlich gebraucht worden sein, die dann am 11. Januar 1878 in der Times wiedergegeben ist.

Das Schlagwort Jingo ist als Bezeichnung eines kriegslustigen Chauvinisten nicht nur seit 1898 auf Nordamerika angewandt worden, sondern auch bald auf deutsche Verhältnisse übertragen worden. Es spielte z. B. bei der Flottenagitation und zumal bei der Chinaexpedition eine gewisse Rolle. Über die Herkunft dieses Vulgärausdrucks belehrt vortrefflich Murray 5, 584 f. Vergl. auch Büchmann S. 592.

Johannistrieb, diese botanische Bezeichnung erneuter Vegetationstätigkeit im Sommer wurde wohl durch Paul Lindaus vieraktiges Schauspiel Johannistrieb weiteren Kreisen geläufig und entwickelte sich rasch zum ironisch-scherzhaften Stich-

wort für späte Liebesregungen. In dem 1878 erschienenen Stück selbst wird das Wort ohne jede spöttische Schattierung angewendet. Der Johannistrieb der Liebe wird dem jungen Märztrieb als etwas ungemein Poetisches und Trostreiches gegenübergestellt. S. 99 wird die Übertragung mit den Worten begründet: „Johannistrieb nennt man den zweiten Austrieb der Bäume und Pflanzen, der oft um die Zeit des Johannistags auftritt, besonders wenn die Bäume im Frühjahre durch Frost oder andere feindliche Einwirkungen ihren ersten Blätterschmuck eingebüßt haben, und sich dann nach warmer Witterung wieder Regen einstellt . . . . Dann erwacht der Baum, dessen Leben erloschen schien, gleichsam zu einem zweiten Frühling, schmückt sich mit einer neuen Laubkrone, und die treibende Gewalt, die dieses etwas späte, aber darum nicht minder heitere und schöne Wiedergrünen verursacht, nennt man den Johannistrieb.“

Natürlich ist das Wort, aber auch die bildliche Verwendung schon älter, wie Sanders, Ergb. S. 577 lehrt. Vergl. u. a. bei Rückert, Ges. Ged. 6, 302 (1838) ein Mailied, welches betitelt ist ‚Die Johannistriebe‘. Davon lautet die erste Strophe:

„Ihr späten Triebe, die ihr jetzt
Die frühverdorbnen schön ersetzt,
Euch, ihr Johannistriebe,
Vergleich ich meine Liebe.“

Doch scheint eben erst Lindau dem Ausdruck seine Schlagkraft verschafft zu haben. Bierbaum, Pankr. (1896) S. 243 und 245 wettert: „Da ist dieses verfluchte Wort: Johannistrieb.“

Judenemanzipation, eine politische Losung, die sich in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts vorbereitet und seit Anfang der dreißiger Jahre immer vernehmlicher erklingt. Den Anstoß gaben die Verhandlungen im englischen Parlament. Vergl. Heine 3, 275 (1829): „Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit? Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängel-

bande der Bevorrechteten, der Aristokratie.“ Dazu bemerkt er ebenda S. 485 (1831) aber einschränkend: „Der Frankfurter Spießbürger ärgert sich über Vorrechte des Adels, aber er ärgert sich noch mehr, wenn man ihm zumuthet, seine Juden zu emanzipieren.“

Ebenso gedenkt Börne 10, 42 in den ‚Briefen aus Paris‘ am 4. Dez. 1831 der ‚Emancipation der Juden‘. Seitdem ist das Schlagwort andauernd zu belegen. Siehe Judenemancipation im Stuttg. Morgenbl. 1834, Lit.-Bl. S. 97 und die von Gombert ZfdW. 3, 310 f. angeführten Zeugnisse. Ausdrücklich versichert auch Mundt, Moderne Lebenswirren (1834) S. 36: „Es trägt sich unsere Zeit mit einem seltsamen Phantom, das sie die Aufhebung der Staatsreligionen nennt und mit einer ordentlichen Hochherzigkeit auf den Bannern des Liberalismus obenauf flattern läßt. Dies ist die vielbewegte Frage über die Emancipation der Juden.“

Der Rückschlag blieb nicht aus. Ich nenne nur die bezeichnende Äußerung Hebbels, Tageb. (Ausg. Werners) 2, 250 aus dem Jahre 1843: „Die Emancipation der Juden unter den Bedingungen, welche die Juden vorschreiben, würde im weitern geschichtlichen Verlauf zu einer Krisis führen, welche — die Emancipation der Christen nothwendig machte.“ In der Tat vertritt dann Richard Wagner bereits wieder die Emanzipierung von den Juden.

Der Emanzipationsruf ist vielfach variiert und auch verspottet worden. Von solchen Parallelen sei z. B. notiert bei Heine 3, 420 (1831) die ‚Emanzipation der Könige‘ von den Adligen oder bei Brunner, Prinzenschule (1848) 1, 105 ‚Emanzipation der Hunde‘ und 2, 143 Emanzipation der Schule von der Kirche usw.

Judenstaat ist nach Meyer S. 26 ein wohl auf den Göttinger Orientalisten Michaelis zurückzuführendes Schlagwort, der im Jahre 1783 in seiner Beurteilung von Chr. W. Dohms Vorschlägen ‚Über die bürgerliche Verbesserung der Juden‘ schrieb: „Stände gar den Juden frei, Äcker oder adelige Güter an sich zu kaufen, und reiche Juden, die in anderen Ländern nicht ver-

gleichen Rechte hätten, wünschten ihr Geld anzulegen, so würden sie unsere Deutschen auskaufen, und dann hätten wir den wehrlosesten und verächtlichsten Judenstaat."

Meyer erinnert ferner unter Hinweis auf Treitschke daran, daß später der kurmärkische Adel, voran der tapfere Marwitz, dieses Schlagwort speziell gegen den großen Neuordner Preußens, den Minister vom Stein, gekehrt haben, der als ‚dreister Ausländer' den Fridericianischen Staat ‚in einen modernen Judenstaat' verwandeln wolle.

Jugendstil, ein seit der Leipziger Kunstgewerbeausstellung von 1897 verbreitetes, von der Münchener illustrierten Wochenschrift „Jugend' abgeleitetes Schlagwort für die dem modernen Zeitgeist huldigende Stilrichtung. Für die weitere Verwendung ist lehrreich eine Stelle in Hardens Zukunft 38, 517 (1902), wo mit Beziehung auf das Hamburger Bismarckdenkmal bemerkt wird: „Diese stilistisch-symbolische Richtung der Skulptur mußte eines Tages kommen. Malerei, Kunstgewerbe und Architektur bewegen sich längst im „Jugendstil"; nun schwenkt die dekorative Plastik auch ein." Andererseits eifert Wustmann S. 351 (1903) lebhaft gegen die modernen Wörterfabrikanten: „Eine Art von „Jugendstil" möchten sie auch in die Sprache einführen."

Junges Deutschland, ein Schlagwort, das speziell im literarischen Sinne nach Houben S. 37 von Heinrich Laube ausgeprägt wurde. Von ihm lernte es dann Gutzkow, der es zuerst in einem Briefe an Cotta vom 2. Nov. 1833 und bald nochmals in einem anderen an Menzel vom 21. März 1834, hier überdies mit deutlicher Anspielung auf die politische Giovine Italia, gebrauchte.

Aber erst Wienbarg gab dem bereits umlaufenden Schlagwort wirkliche Flügel durch seine Schrift: ‚Ästhetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet' (1834), worin er mit enthusiastischem Refrain der aufstrebenden Dichtergeneration zuruft: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden!" Eine Zueignung, die nach Büchmanns Angabe S. 298 auf seinen Verleger Campe zurückging.

Das Schlagwort lag überdies zu Anfang der dreißiger Jahre seit Mazzinis Geheimbund vom Jungen Italien und den dadurch hervorgerufenen politischen Zweigvereinen vom Jungen Polen und Jungen Deutschland nahe genug.

Vergl. Laubes Novelle: Das junge Europa (1833). Ferner vor allem den durch Menzels heftige Ausfälle herbeigeführten offiziellen Bundestagsbeschluß vom 10. Dez. 1835, daß „sich in Deutschland in neuerer Zeit und zuletzt unter der Benennung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Literatur“ eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverholen dahin gehen, in belletristischen für alle Classen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören.“

Seit dieser berüchtigten Verordnung steht das literarische Schlagwort längere Zeit im Mittelpunkt einer erregten Debatte. Ich nenne als Belege nur Heine 7, 531 (am 28. Jan. 1836) ‚eine neue literarische Schule, benamset das junge Deutschland‘. Grillparzer widmet ihm 3, 82 und 110 (1836) mehrere spitzige Epigramme, während Jahn 2, 813 (1837) in gereiztem Grimm gegen ‚die Verbuhltheit unter der von Wienbarg aus welschen Beiseiteflecken gestichelten Fahne: „Junges Deutschland“‘ lospoltert.

Von späteren Nachbildungen sei erwähnt: Jung Israel bei Alex. Graf v. Württemberg S. 276 (1843):

„Jung Israel hat Recht zu triumphiren:
Sein Wahlspruch ist Gewinn, nur nichts verlieren,
Und seine Kunst, geschickt zu kokettiren
Mit falschem Schmuck sogar im Bücherschmieren.“

Siehe auch politische Parteinamen, wie ‚Jung-England‘, ‚Jungtürken‘, ‚Jungtschechen‘ usw., sowie den wissenschaftlichen Spitznamen Junggrammatiker für die methodischen Neuerer auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachforschung, der im Juni 1878 aufkam (Meyer S. 1).

Jungfernrede (aus engl. maiden-speech) begegnet in studentischer Ausdrucksweise schon 1836 als geläufige Bezeichnung.

Kurz 12, 22 schreibt: „Ich glaube beinahe, Cäruleus, du fürchtest dich vor deiner Jungfernrede.“ Seit den vierziger Jahren erscheint der Ausdruck als stehende Wendung für die erste Rede eines Parlamentsmitglieds. Vergl. außer Sanders 2, 684c besonders Gombert ZfdW. 7, 147. Das DWb. bringt Jungfernredner mit einem Beleg aus dem Jahre 1875. Im weiteren Sinne spricht man von Jungfernrede besonders bei jedem ersten rednerischen Auftreten in öffentlicher Versammlung, bei Wahlen, Stadtverordnetensitzungen usw. Siehe die Humoreske von Schmidt-Cabanis, Die Jungfernrede, eine tragische Reichstagswahlgeschichte (1883).

Junkertum, mindestens seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts als scheltendes Schlagwort gebräuchlich, das aber nicht wie früher öfters das einfache Wort Junker gegen das vornehme Genußleben, sondern vielmehr gegen das arrogante und herausfordernde Auftreten gewisser Adeligen zielt. Seit den vierziger Jahren etwa wird der Ausdruck ein Schelt- und Kampfeswort von spezifisch politischer Färbung, um damit vornehmlich preußische adelige Gutsherren östlich der Elbe zu treffen.

Vergl. Gombert ZfdW. 7, 7f., der schon 1819 im Intelligenzblatt zum Stuttg. Morgenblatt S. 123 einen Aufsatz mit der Überschrift: Junkertum nachweist. Im gleichen Jahre schreibt Görres 4, 240 die kräftigen Worte über den Adel: „Die Thorheit des leeren Hochmuths auf bloß conventionelle Vorzüge, die Aufgeblasenheit hohler Eitelkeit, das ganze, dünkelhafte, anmaßliche Junkerthum ist die Fabel und der Spott der Zeit geworden.“

Menzel, Deutsche Literatur 4, 86 (1836) bemerkt über Julius v. Voß, daß er die preußischen Zustände vor und unmittelbar nach der Schlacht von Jena besser aufgefaßt habe als irgend ein anderer, und fährt darauf fort: „Mehrere seiner Romane schildern das Junkerthum, die Liederlichkeit &c. im damaligen preußischen Heere.“

Die in den Revolutionsjahren dann sehr beliebte Zusammenfassung von Junkern und Pfaffen findet sich schon bei Jahn 2, 970 (1840), der an einen Freund in Lyon schreibt: „Eure

jüngste Staatsveränderung hat einen Geldadel gestiftet, das schauderhafteste Junkertum von allen denkbaren, und ein Pfaffentum der Presse des Tages." Beachtlich ist ferner die Notiz von Varnhagen, Tageb. 4, 82 (1847): „Die Verhandlung über die Bescholtenheit zeigt klar, wie sehr das Junkerthum vorherrscht." Während so das Fehdewort seit Mitte der vierziger Jahre (vergl. z. B. auch Grenzb. 1845, 2. Sem. 4, 47 f.) mit wachsender Heftigkeit im politischen Leben ertönte, war Bismarck Manns genug, am 8. April 1851 in der zweiten Kammer des preußischen Landtags tapfer ein Paroli zu bieten (Polit. Reden 1, 405): „Wenn von Seiten der Herren Abgeordneten für Aachen, für Hagen oder des Herrn Peter Minus die Rede vom Junkerthum ist, so glaube ich, dasselbe Recht zu haben, diesen Ausdruck auf mich und meine politischen Freunde zu beziehen, welches beispielsweise ein pflichtgetreuer Officier hat, sich gemeint und geehrt zu finden, wenn Demokraten von Söldlingen u. dgl. reden. Die Whigs und die Tories waren auch Ausdrücke, die ursprünglich etwas Geringschätziges bezeichneten, und seien Sie versichert, wir werden unsererseits den Namen des Junkerthums auch noch zu Ehren und Ansehen bringen".

Schon 1849 hatte er übrigens die Phrase vom Junkerparlament (Polit. Reden 1, 70) überlegen zurückgewiesen. Den abschätzigen Beigeschmack hat aber auch Bismarck dem Worte Junker und entsprechenden Zusammensetzungen nicht zu nehmen vermocht. Vielmehr galt er selbst noch geraume Zeit geradezu als Prototyp dieses viel bekämpften Standes. Interessant ist dafür die bezeichnende Charakteristik, die Bamberger 3, 350 im ‚Monsieur de Bismarck' (1867) entwirft: „Le véritable junker est avant tout le rejeton d'une famille militaire, mélange de cavalier à la Stuart, de souslieutenant prussien, de baron féodal germanique et de Don Quichotte espagnol."

Seit den siebziger Jahren hat die sozialdemokratische Presse als neue Spielart das gehässige Stichwort vom Schlotjunker geprägt. Vergl. Sanders, Ergb. S. 290, Mehring (1879) S. 178 und Soz. Monatshefte 2, 1 (1898), wo ‚Spiritusbarone und Schlotjunker' zusammengestellt werden.

Justemilieu oder das Prinzip der richtigen Mitte, nach Büchmann S. 339 seit dem 17. Jahrhundert und zwar zuerst bei Pascal nachweisbar, wurde im Jahre 1831 vom König Ludwig Philipp als politische Maxime ausgegeben und von seinem Minister Casimir Périer dem danach benannten neuen Regierungssystem zugrunde gelegt. Dann lieben vor allem die Schriftsteller des Jungen Deutschlands das viel verspottete Schlagwort. Ich nenne Börne und besonders Heine, der 5, 44 ff. alle möglichen Zusammensetzungen damit bildet.

Diesen Belegen aus dem Jahre 1832 reiht sich eine ziemliche Anzahl weiterer an in Mundts Lebenswirren (1834), der auch wiederholt darauf anspielt, z. B. S. 189 f.: „Es scheint mir merkwürdig zu sein, daß der große Stifter des Juste-Milieu-Systems, Casimir Périer, ein Kaufmann, ein Banquier gewesen. Denn in gewisser Hinsicht ist es allerdings ein Kaufmannsprinzip, es hat etwas Kaufmännisches, immer sorgsam links und rechts zu blicken, damit nicht etwa aus einer zu dreisten Bewegung ein Banquerott entstehe.“

Justizmord prägte Ludw. von Schlözer 1782 zum Schlagwort für die an einem Schuldlosen vollzogene Hinrichtung, sei sie nun aus Justizirrtum oder auch vorsätzlich geschehen. Bald wird es für alle von unschuldig Verurteilten erlittenen schwereren Strafen gebraucht. So heißt es z. B. in Lucians Neuesten Reisen (1791) S. 313: „Sie sehen, daß ich die Laternenbekehrungen, die Greuelmorde eines Foulons und anderer, den Justizmord eines Favras, die Befreiung eines Vatermörders in Versailles und andere dergleichen Zügellosigkeiten eines galanten und höflichen Volks nicht einmal in Rechnung brachte, wiewohl sie Kannibalen Ehre machten.“ Der Ausdruck hatte sich also rasch eingebürgert. Vergl. von späteren Zeugnissen nur Arndt 2, 17 (1821): „In Deutschland vollends . . . war von jeher alles verabscheut, was wie die in den weiten Grenzen jenes Reichs verbotene Kabinettsjustiz aussah, wie schon der Ausdruck Justizmord beweist.“

Danach Justizmörder. Siehe Volksbl. 1848, 348: „Geschworne . . können, von augenblicklichen Erregungen hin-

gerissen, ohne es zu wissen und zu wollen, Justizmörder werden."

Kadavergehorsam, von Sanders, Ergb. S. 278 seit Ausgang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts belegt. Der Ausdruck beruht nach Büchmann S. 516 auf einer Stelle der Constitutiones Societatis Jesu, worin Ignaz von Loyola den jesuitischen Ordensbrüdern vorschreibt, sich von den Oberen leiten zu lassen, als ob sie ein Leichnam wären, der sich überallhin tragen und auf jede beliebige Weise behandeln läßt (perinde ac si cadaver essent, quod quoquo versus ferri et quacumque ratione tractari se sinit).

Das verächtliche Kraftwort gehört zu den Trümpfen der Sozialdemokraten und wird mit Vorliebe gegen die militärische Subordination gewandt. Vergl. auch Harden, Apostata 1, 181 (1891): „Ohne eine erkleckliche Dosis Kadavergehorsam und bestgemeinten Jesuitismus pflegt es auch heute noch, in modernen politischen Parteien, nicht abzugehen."

Kalauer nennt man seit den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts gern einen schlechten, billigen Witz. Der Ausdruck ist wohl abzuleiten vom preußischen Städtchen Calau, von wo aus der frühere Redakteur des Kladderadatsch Ernst Dohm, wenn er bei seinem Freund Mayer Ball zu Besuch weilte, öfters seine Witze an sein Blatt abgesandt haben soll, so daß dafür die Ortsangabe als knappe Bezeichnung aufkam. Gombert, Festg. belegt den Ausdruck aus dem Jahre 1858 (Kreuzzeitung vom 30. Okt.) noch mit den Kennzeichen der Neuheit, wo es mit Anspielung auf ein Ludwigsburger Hundewettrennen heißt: ‚Der „Kalauer", daß die Württemberger Rennen auf den Hund gekommen sind‘. Vergl. Kladd. 1862, 171: „Wenn Sie uns den Beweis der Wahrheit ermöglichen, können wir's mit dem landräthlichen Kalauer versuchen." Ebenda heißt es S. 222: „Endlich sind auch die Kalauer mit ihrer Loyalitätsadresse angekommen. Wie man hört, wurden sie durch ein Versehn von Seiten der Empfangscommission auf dem Bahnhofe als Meidinger angeredet." Siehe auch Kladd. 1865, 123, wo unter der Spitzmarke ‚Ein Kalauer‘ gewitzelt wird: „Die durch

die Zeitungen vorher verbreitete Nachricht, daß das Minimalgehalt der Lehrer im Kalauer Kreise auf 60 Thlr. erhöht werden sollte, war also jedenfalls nur — ein Kalauer."

Spätere Belege bei Sanders, Ergb. S. 291, übrigens auch für das Verbum kalauern.

Kalter Wasserstrahl, ein politisches Schlagwort aus Bismarcks Munde, stammt aus dem Jahre 1874 und fiel in einer Unterredung mit dem ungarischen Schriftsteller und Politiker M. Jokai. Darauf kam Bismarck, Polit. Reden 6, 219 (am 4. Dezember 1874) zurück, als ihn der Abgeordnete Jörg u. a. wegen des auf die französischen Bischöfe ausgeübten Druckes interpellierte: „Wenn er mir als kriegerisch vorwirft, ich hätte irgend einmal von einem Strahl kalten Wassers zur Beruhigung aufgeregter Gemüter gesprochen, so kann ich mich nur darauf berufen, daß kaltes Wasser ein eminent friedfertiges, abkühlendes Element ist." Daher konstatieren die Preuß. Jahrb. 35, 91 (1875): „In Frankreich hat der „kalte Wasserstrahl" die Gemüther ernüchtert; seitdem haben die Bischöfe dort keine Brandbriefe mehr gegen die deutsche Kirchenpolitik geschleudert."

Kalt stellen scheint seit dem Erscheinen von Hesekiels ‚Buch vom Grafen Bismarck' (1868) zunächst zum prägnanten Kunstausdruck für vorübergehende oder dauernde Lahmlegung politischer Persönlichkeiten geworden zu sein, dann auch für die von Beamten im weiteren Sinne. Denn in diesem Werke wurde ein Brief Bismarcks an seine Schwester mitgeteilt vom 10. Dez. 1858: „Sehr schön wäre es, wenn Ihr uns hier besuchen wolltet, ehe ich an der Newa „kalt gestellt" werde". Wenn schließlich auch dieses Schlagwort durch vielfache Verwendung so abgebraucht wurde, daß es gelegentlich nur als allgemeine Metapher auftritt = ·irgend jemandes Einfluß schwächen oder zunichte machen (s. Gombert in der ZfdW. 2, 257), so hat es doch auch heutzutage den offiziellen Beigeschmack noch nicht verloren. Vergl. Meyer S. 68f. Ferner Gutzkow, Rückbl. (1875) S. 287: „Keine Schmerzensschreie über die zerrütteten Zustände Österreichs, über die Polizeiwirthschaft Kolowrat's und des Erzherzogs Ludwig, die schon damals Metternich

„kaltgestellt“ und auf seine diplomatischen Spielereien verwiesen hatten.“ Scherr, Gestalten und Gesch. (1885) S. 22 nennt Varnhagen einen ‚Katzentrittler von kaltgestellten Diplomaten‘ und bildet auch das Substantiv ‚Kaltstellung‘.

Kamarilla, übernommen aus dem span. camarilla = kleine Kammer, Geheimer (Kabinetts)-Rat des spanischen Königs, Hofschranzentum, wird als heftige politische Verwünschung unkontrollierbarer, meist volksfeindlicher Umtriebe gewisser höfischer Cliquen vom zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ab auch im Deutschen verwandt und gehört bald zu den unentbehrlichsten Trümpfen der Liberalen und Demokraten.

Schon Görres 5, 41 (1822) bemerkt: „Auf der Bahn solcher Selbstabschwächung aber drängt stets unvorsichtige Regenten eine gewisse Menschenclasse, die an den Höfen neuerer Zeit nur allzu zahlreich sich vermehrt, und allerwärts die eigentliche Camarilla mit und ohne Livree ausmacht.“ Speziell die ‚Ukermärksche Kamarilla‘ bespöttelt Heine 5, 16 und 123 (1832), der aber auch 5, 13 allgemein versichert: „Ich will nicht die konstitutionellen deutschen Fürsten anklagen; ich kenne ihre Nöten, ich weiß, sie schmachten in den Ketten ihrer kleinen Kamarillen.“

Eins der ersten deutschen Länder, wo dieses Schlagwort eine besondere Bedeutung gewann, scheint nach Treitschkes Zeugnis, Deutsche Gesch. 5, 676 Baden gewesen zu sein: „Hier zuerst in Deutschland tauchte das Schreckwort „Camarilla“ auf, das nachher in den Zeiten der Revolution eine so große Rolle spielen sollte. Die Schwarzwälder Bauern dachten sich darunter ein bösartiges Frauenzimmer. Was diese verrufene Camarilla eigentlich trieb, das ließ sich aus der Masse der umlaufenden Klatschereien allerdings nicht erkennen; gewiß war nur, daß die Großherzogin Sophie und der commandirende General Markgraf Wilhelm einander bekämpften, desgleichen, daß auch ultramontane Ränke sich zuweilen an diesen protestantischen Hof heranwagten.“

In den vierziger Jahren häufen sich die Belege zusehends. Ich erwähne Varnhagens wiederholte Polemik, z. B. Tageb. 1, 273 (1841) über die Zustände am Berliner Hofe: „Man fürchtet,

daß die Alte-Weiber-Herrschaft hier sehr um sich greifen und viel Übel anstiften könnte; Aristokratie, Pietismus und Kamarilla! Das wäre eine schöne Mischung!" Auch die Grenzboten 1845, 2. Sem. 4, 593 sprechen von der ‚Bosheit einer Camarilla'.

Dann aber wurde das Schlagwort in den Revolutionsjahren 1848—49 geradezu zu Tode gehetzt. Siehe Meyer S. 57 und Varnhagen, Tageb. 4, 375 (am 9. April 1848): „Der König darf die Leute seines frühern Umgangs, seine Kamarilla, jetzt nicht mehr sehen; er hat es seinen Ministern versprechen müssen"; dazu S. 386 und 401. Laube, Das erste deutsche Parlament 2, 111 (1849) notiert: „Eine verräterische Camarilla, eine brutale Soldateska!" Vergl. auch Auerbach, Tageb. (1849) S. 65f. und die in den Grenzboten 1849, 2. Sem. 3, 99 aus Jakob Radikes ‚Lehrbuch der Demagogie' zitierten Kraftausdrücke: ‚Im Sold der Camarilla', ‚Camarillapolitik' usw.

Man sieht also, daß sich das Schlagwort nicht ausschließlich im Wortschatz der Radikalen findet. Gombert hat deswegen ZfdW. 2, 62 mit Recht auch daran erinnert, daß selbst Bismarck dasselbe nicht verschmäht, in dessen ‚Gedanken und Erinnerungen' es 1, 47 nnd 127, sowie 2, 204 zu lesen ist.

Kamaschendienst erscheint seit Anfang des 19. Jahrhunderts häufig als Scheltwort eines eintönigen und pedantischen Militärdienstes, bei dem der Drill regiert und das Interesse erlahmt. Gombert, Festg. erinnert zunächst an Friedrich v. Cölln, Vertraute Briefe 1, 112 (1807): „Krieg mußte entstehen, um so viele alte Krüppel und Friedensgenerale zu entfernen, die nur in den Kamaschendienst eingeweiht waren und mit einem martialischen Gesicht in der Garnison die Parole auszugeben verstanden." Vergl. Zeitung f. d. eleg. Welt 1806, 573. Der gleichbedeutende Stiefelettendienst wird aus Friedrich v. Cölln, Vertr. Br. 6, 72 (1809) nachgewiesen: „Ein Teil der Offiziere, der an dem Stiefelettendienst gar keinen Geschmack fand, tat gar nichts für seine militärische Bildung."

Dann führt Görres besonders das Wort gern im Munde. So widmet er 2, 147 (1814) einen besonderen Aufsatz eben dem

Kamaschendienst, den er als geleckt steife Kleinmeisterei charakterisiert, die aber von recht gefährlichen Folgen begleitet sei. Ähnlich 4, 202 (1819), wo er davon spricht, ‚daß derselbe Mechanismus, in dem die Verfassung erstarrt, auch in nichtigem Kamaschendienst und eitlen Paradekünsten Geist und Muth verkrüppelte‘. Dazu 3, 328 (1815): „Das Despotisiren sammt der Grobheit, wo ein solcher Wicht Einiges zu befehlen hat, gravirt aufs höchste die sogenannten Kamaschendiener.“

Weitere Belege, auch über Kamaschenstandpunkt, Kamaschenknopf, Kamaschentum usw. usw. bei Gombert in der ZfdW. 3, 311 f. und bei Sanders, Fremdw. 1, 424. Außerdem sei genannt Heine 5, 16 (1832): „Ich traute nicht diesem Preußen, diesem langen frömmelnden Kamaschenheld mit dem weiten Magen und dem großen Maule und mit dem Korporalstock“. Ferner schreibt Laube, Das neue Jahrh. 1, 48 (1833) über den polnischen Vizekönig Konstantin: „Im soldatischen Kamaschenspiele hatte er sie meisterhaft geschult, im ernsten Soldatenspiele gab er nicht eine schülerhafte Probe — dies für manche unserer Kamaschenritter!“ Ebenso wirft Grillparzer 3, 169 (1848) dem Fürsten Windischgrätz eitlen ‚Kamaschen-Dünkel‘ vor.

Kampf ums Dasein, eine Wendung, die durch den Titel von Darwins epochemachendem Hauptwerk: ‚On the origin of species by means of natural selection, or the preservation of favoured races in the struggle for life‘ (1859) zur berühmten Schlagwortformel geprägt wurde. Vergl. Büchmann S. 385, der auch die Vorgeschichte des Ausdrucks lehrreich skizziert. Darwin überschrieb damit das dritte Kapitel dieses Werkes und bemerkt erläuternd (deutsche Übersetzung von Viktor Carus, Stuttg. 1870, 76): „Ich will vorausschicken, daß ich diesen Ausdruck in einem weiten und metaphorischen Sinne gebrauche, unter dem sowohl die Abhängigkeit der Wesen von einander, als auch, was wichtiger ist, nicht allein das Leben des Individuums, sondern auch die Sicherung seiner Nachkommenschaft einbegriffen wird.“

Das Schlagwort ist auf alle möglichen Gebiete angewandt worden und hat so eine ungeheure Verbreitung gefunden. Von

den zahllosen Zeugnissen greife ich heraus eine Äußerung von Gustav Kühne S. 290: „Ohne Kampf um's Dasein ist selbst der moralische Mensch nicht möglich." Marr (1879) S. 40 redet im politischen Sinne davon: „Es war von Anfang an kein religiöser, es war ein Kampf um's Dasein, der mit der Fremdherrschaft des Judenthums geführt wurde."

Von den oppositionellen Stimmen ist namentlich Nietzsches Polemik hervorzuheben, der sich z. B. 5, 285 (1887) und 8, 127f. (1888) entschieden dagegen ausspricht: „Was den berühmten Kampf um's Leben betrifft, so scheint er mir einstweilen mehr behauptet als bewiesen. Er kommt vor, aber als Ausnahme; der Gesammt-Aspekt des Lebens ist nicht die Nothlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichthum, die Üppigkeit, selbst die absurde Verschwendung — wo gekämpft wird, kämpft man um Macht."

Kapazität, ein Ausdruck, der zwar schon im 18. Jahrhundert verschiedentlich im Deutschen sich findet, aber erst vom Grafen Saint-Simon und seinen Jüngern mit wirklicher Schlagkraft erfüllt wurde. Börne, der 10, 118 (am 30. Dezember 1831) als die dritte Hauptlehre der Simonisten den bezeichnenden Programmsatz zitiert: „A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses œuvres", nennt diese Forderung eine heillose Irrlehre und kritisiert zugleich den Begriff der Kapazität.

Vergl. Heine 5, 194 (1832): „In gewisser Hinsicht war Napoleon ein Saint-Simonistischer Kaiser; wie er selbst vermöge seiner geistigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, so beförderte er nur die Herrschaft der Kapazitäten und erzielte die physische und moralische Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klassen." Siehe auch 6, 140 und 362, sowie Grün (1845) S. 90: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken, so heißt das praktische Dogma des St. Simonismus. Es entspringt unmittelbar aus dem letzten Worte St. Simons, allen Menschen die freieste Entwickelung ihrer Anlagen zu sichern, wenn dieses Wort seine Anwendung in einer Welt finden soll, die auf den Begriff des Lohnes, des Verdienstes und der Strafe, des Kaufs und des Verkaufs ge-

gründet ist.“ Zugleich charakterisiert er dies Prinzip als einen recht bedenklichen Leitsatz, der zwar im Interesse des derzeitigen materiellen Proletariats ersonnen sei, aber in letzter Konsequenz dafür ein geistiges Proletariat herbeiführen müsse.

Die Umwandlung des Abstraktums zum Konkretum begegnet überdies bereits in den dreißiger Jahren (Heine 5, 160), und dies letztere wird nun besonders im Jahre 1848 ein selbstgefälliges, aber auch viel verspottetes politisches Stichwort. Vergl. nur Grenzboten 1848, 1. Sem. 2, 290.

Kastengeist und verwandte Scheltworte scheinen unter gleichzeitiger Übertragung auf den Adels- und Offiziersstand seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen zu sein, als Wieland durch verschiedene Romane das Publikum für die Zustände der vorderasiatischen und indischen Welt interessiert hatte. Vergl. Gombert ZfdW. 7, 149, der zugleich bemerkt: „Die Kaste wurde ein Schlagwort im Munde der bürgerlichen Aufklärung, wie die religiöse sich in dem Gebrauche des Wortes Bonze zur Bezeichnung der Geistlichen gefiel.“

So schreibt Seume 9, 59 (1797) über die Kaiserin Katharina II. von Rußland: „Wenn die Justiz deswegen zuweilen nicht besser ging und ihre wächserne Nase noch immer nach allen Angeln gedreht wurde, so war die Monarchin zu bedauern, daß ihre wohlgemeinten Absichten durch Bosheit, Kabale und Kastengeist oft so sehr vereitelt wurden.“ Ähnlich weiter unten: „Freilich wäre dem Adelsinn und Kastengeist dadurch nicht sehr gerathen gewesen: aber ist es nicht eben dieser Adelsinn und Kastengeist, der die meisten Staaten . . so lange niederdrückte und zerrüttete, bis endlich die Maschine eines natürlichen oder gewaltsamen Todes durch innerliche oder äußerliche Ursachen starb?“

Mit besonderem Nachdruck bürdete man seit den Unglücksjahren 1806—7 dem verderblichen Kastengeist die Schuld an dem Zusammenbruch der preußischen Armee auf. Gombert belegt ZfdW. 7, 148 f. und Festg. dieses Schlagwort von da ab andauernd in Zeitungen und bei Schriftstellern, wie Buchholz (1808), Friedrich v. Cölln (1809), Wedekind (1811) und Luden (1814), der auch ‚Kastenehre‘ synonym dafür verwendet.

Ein ganzes Nest solcher Bildungen hebt, wie Meyer S. 36 notiert, Fr. O. v. Diericke aus in seiner Streitschrift ‚Ein Wort über den Preußischen Adel‘ (1817) S. 34: „Eben deshalb sind die Worte Castenzunft, Castenstolz, Castendruck, Castengeist und Castensinn Lieblingsausdrücke einiger unserer gallsüchtigen Zeitschriftsteller geworden.“ Kastenwesen und Kastentum findet sich z. B. in Seumes leidenschaftlicher Polemik gegen solche privilegierte ständische Abschließung 7, 193 (1806—7): „Der jetzige Zustand Deutschlands ist das Produkt der Privilegien, des Kastenwesens und des Stocksystems unserer Fürsten und Edelleute“ oder 207: „Es fehlt uns ein politischer Luther, der das Unthier Privilegium und Kastenthum erlegt.“ Von ‚Kastengesetz‘ usw. redet Menzel, Geist der Geschichte (1835) S. 121, während der gehässige Klang des Stammwortes Kaste für Herwegh, Gedichte und krit. Auss. S. 97 (1839) recht gelegen kommt, um das Cliquenwesen der Hegelschen Schule mit dem Hohnwort ‚Kastenweisheit‘ zu treffen. Vergl. auch Sanders Fremdw. 1, 633.

Kasernenhofblüten sowie Kathederblüten, zwei besondere Spielarten der allgemeineren Bezeichnung Stilblüte, sind als typische Stichworte für gewisse Kategorien unfreiwilligen Militär- und Gelehrtenhumors anscheinend erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts aufgekommen und gehören jetzt zum festen Bestand unserer Witzblätter oder auch Tageszeitungen. Siehe Gombert ZfdW. 3, 313 und Brennert (1898) S. 28, welcher ‚die so sehr beliebten Kasernenhofblüten („Den ganzen Tag im Sarg liegen und nichts thun!“)‘ unter den Modewitzen eigens hervorhebt. Ebenda auch S. 8: „Unsere lieben Leutnants haben in ihren Mußestunden auch schon manche schöne Wortblüte gezüchtet. Über das Wort „schneidig“ ließen sich Bände schreiben: es ist über den Erdball verbreitet.“

Kategorischer Imperativ nennt Kant in seiner ‚Grundlegung zur Metaphysik der Sitten‘ (1785) mit berühmt gewordener Wendung die unbedingte Forderung des Sittengesetzes. Vergl. Büchmann S. 159. Die Schlagkraft der Formel war eine große von Anfang an. Lavater berichtet z. B. 2, 170 (1793):

„Manches ward noch gesprochen von der Kantischen Philosophie und dem schwierigsten Hauptpunkte derselben, der Bestimmung und Erweisung des Gesetzes, auf dessen Autorität, dessen kategorischem Imperativ (entscheidender Gebotsmacht) Alles beruhe.“ Dann redet Klinger, Betrachtungen und Gedanken (1801—2) im 55. Aphorismus von ‚Kants ehernem, rhodischen Koloß von Imperativ‘, wie später Heine 6, 117 (1844) vom ‚Marmor des kategorischen Imperativs‘.

Außerdem vergl. nur Gutzkow, Zur Philosophie der Geschichte (1836) S. 231: „Kant nimmt also die Publicität als das öffentliche Gewissen, als den kategorischen Imperativ der Geschichte.“ Und Bismarck betont, Polit. Reden 9, 110 (1881) den ‚kategorischen Imperativ des Pflichtgefühls‘. Dagegen spottet Nietzsche 7, 14 (1886): „Die ebenso steife als sittsame Tartüfferie des alten Kant, mit der er uns auf die dialektischen Schleichwege lockt, welche zu seinem „kategorischen Imperativ“ führen, richtiger verführen — dies Schauspiel macht uns Verwöhnte lächeln.“

Kathedersozialisten, ein Spottname, womit H. B. Oppenheim in einem Artikel der Nationalzeitung vom 17. Dez. 1871 diejenigen deutschen Professoren der Nationalökonomie zu treffen gedachte, welche im Gegensatz zur freihändlerischen Richtung eine staatliche Sozialgesetzgebung lebhaft befürworteten. Das Schlagwort gab das Signal zu einer rührigen Preßpolemik. Oppenheim selbst gab im Jahre 1872 eine besondere Schrift: Der Kathedersozialismus heraus. Vergl. Büchmann S. 659. Ferner z. B. eine Äußerung in den Grenzboten 1872, 2. Sem. 2, 285, wo nach einem Hinweis auf den Haß des Berliners gegen die Manchestermänner und Sozialdemokraten konstatiert wird: „Er setzt seine Hoffnung auf die „Kathedersocialisten“, weil er erwartet, diese Gelehrten, welche mit der Regierung ja so intim seien, würden ein Mittel finden, welches die Regierung „energisch“ in Vollzug setzen werde, um „dem ganzen Schwindel ein Ende zu machen“.“

Sonst sei nur noch Treitschke genannt, der gegen ‚Kathedersocialismus‘ (Preuß. Jahrb. 35, 410) und ‚Kathedersocialisten‘

(z. B. in einem Briefe an Gustav Freytag vom 29. Nov. 1877) manchen Ausfall getan hat.

Wie beliebt derartige Zusammensetzungen mit Katheder schon vorher waren, um gewissen Stichwörtern den Sinn des Doktrinären und der theoretischen Selbstgefälligkeit und Überhebung zu geben, zeigt Gombert ZfdW. 3, 312 an leicht zu mehrenden Beispielen. Hervorgehoben wird dabei mit Recht als Vorstufe unseres Ausdrucks die von Gutzkow 12, 463 (1846) geprägte Bildung: Kathedermänner. Die Stelle nimmt Bezug auf ein von Proudhon erwartetes neues sozialpolitisches Werk und lautet: „Unsre Kathedermänner mögen ihre alten vergilbten staatsökonomischen Papierhefte zerreißen und sich neue Prinzipien schaffen.“ Noch beachtenswerter ist eine Bemerkung in den Grenzboten 1845, 2. Sem. 3, 39 bereits, wo der Dünkel der Bücherweisheit ausdrücklich der praktischen Erfahrung gegenübergestellt wird: „Mit einem Machtspruch der Catheder-Staats-Ökonomen sind, der Himmel weiß, wie viele Hoffnungen betrogen.“ Es handelt sich dabei um die ministerielle Verwerfung des von vielen Seiten dringend begehrten Schutzsystems.

Erinnert werden darf auch an die bekannte Verhöhnung der zünftigen Kathederphilosophen und Kathederphilosophie durch Schopenhauers leidenschaftlichen Aufsatz ‚Über die Universitäts-Philosophie‘ (1851). Allerdings sollen die Angegriffenen mit dieser Schelte als unechte, durch staatliche Besoldung gebundene und beeinflußte Philosophen vor allem gekennzeichnet werden.

Katzenmusik ist als spezifisch studentischer Ausdruck für ein zur Verhöhnung dargebrachtes, ohrenbetäubendes Ständchen bereits dem 18. Jahrhundert geläufig. Vergl. ZfdW. 3, 98 und Laukhard, Franz Wolfstein 1, 215 (1799), sowie DWb. Seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aber entwickelt sich der Ausdruck überhaupt zum Schlagwort für alle möglichen demonstrativen politischen Tumulte. Varnhagen bemerkt in seinen Tagebüchern 1, 92 unter dem 13. Mai 1838 über den König von Hannover: „Man spricht allgemein mit erbitterter Verachtung von ihm und an öffentlichen Orten hat

man ohne Scheu harte Verwünschungen gegen ihn ausgestoßen: ‚Die Fenster sollte man ihm einwerfen, ein Pereat mit Katzenmusik bringen!‘“

Geradezu an der Tagesordnung aber waren derartige lärmende Aufzüge und Kundgebungen im Revolutionsjahr 1848. Alle Zeitungen berichten da von neuen Beispielen. Ich nenne nur Volksblatt 1848, 882 und 1219, ferner Morgenblatt 1848, 592: „Die Idee der Katzenmusik haben die Berliner unstreitig von den Wienern entlehnt; die nächste Veranlassung dazu war die Grausamkeit einiger Kaufleute, die ihren Commis die erbetene frühere Schließung der Läden nicht bewilligten. Hochherzige Straßenjungen fühlten sich aufgefordert, diese Hartherzigkeit zu strafen; und da dieses Strafmittel einmal im Gange war, so dirigirte man es unter Zuziehung von Arbeitern auch gegen politisch mißliebige Personen“. Vergl. auch Grenzboten 1848, 1. Sem. 2, 77: „Die Wiener . . wollen keine andere Musik als — Katzenmusiken. Sie glauben gar nicht, was wir jetzt an Katzenmusiken consumiren.“

Keinen Mann und keinen Groschen, eine Schlagwortwendung, die als Oppositionsausdruck der Bismarck feindlichen Abgeordneten im Jahre 1866 aufgekommen ist. Vergl. Kladd. 1866, 124 (am 8. Juli) und 228, wo es unter der Spitzmarke ‚Anti-Dotations-Antrag‘ heißt: „Mein Mandat hieß: Diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen! Daher mein jetziger Antrag: Keinem Mann von diesem Ministerium einen Groschen!“ Dazu die Variante, welche die Grenzb. 1866, 1. Sem. 2, 478 als Parole der württembergischen radikalen Volkspartei anführen: ‚diesem Ministerium „keinen Mann und keinen Gulden“ zur Verfügung zu stellen‘.

Aufs neue griff dann Windthorst das Schlagwort auf, indem er ihm in der Kommissionssitzung über die Septennatsvorlage am 16. Dez. 1886 insofern die Spitze umbog, als er erklärte, der Regierung Jeden Mann und jeden Groschen bewilligen zu wollen. Vergl. dazu Bismarck, Polit. Reden 12, 225 (am 11. Jan. 1887): „Was die Herren in der Kommission sagen, die Versicherungen, die sie geben über die Geneigtheit,

jeden Pfennig und jeden Mann zu bewilligen, können mir nachher gar Nichts mehr helfen." Dann Windthorsts erneute Erklärung in der Reichstagssitzung vom 12. Jan. 1887: „Wir bewilligen . ., was von uns verlangt wird, und ziehen keinen Mann und keinen Groschen ab." Darauf wieder Bismarcks Entgegnung 12, 227 und 249: „Ich wiederhole Ihnen, daß wir das, was der Abg. Windthorst „jeden Mann und jeden Thaler" nennt, auch dann auf drei Jahre nicht annehmen würden, wenn das eine wirkliche Wahrheit wäre, daß wir jeden Mann und jeden Thaler erhalten."

Schließlich rief Bismarck am 13. Jan. 1887 nochmals der Opposition zu (Polit. Reden 12, 256): „Glauben Sie denn, daß man mit solchen vollmündigen Phrasen wie: „Jeden Groschen und jeden Mann" Rußland auf seiner Bahn aufhalten . . könne?"

Nehry S. 306 erinnert weiter an entsprechende Äußerungen Liebknechts (am 28. Nov. 1888) und Eugen Richters (am 27. Febr. 1892).

Kindergarten nannte der Pädagoge Friedrich Fröbel die am 28. Juni 1840 zu Blankenburg und Keilhau begründete Vorschule für kleine Kinder, die bald für eine große Reihe ähnlicher Erziehungsanstalten vorbildlich wurde und den Namen zu einem bekannten Programmruf machte, der auch in die englische Sprache einging: kindergarten und kindergartener. Aus der vom 1. Mai 1840 datierten Werbeschrift des Stifters sei die für die Wahl des Namens und den Zweck bezeichnende Stelle herausgehoben: „Wir laden daher hierdurch alle deutschen Frauen und Jungfrauen zur gemeinsamen Begründung und Ausführung einer allgemeinen Anstalt zur allseitigen Pflege des Kinderlebens bis zum schulfähigen Alter mit deutschem Gemüthe ein; wir fordern mit deutschem Geiste sie auf zur gemeinschaftlichen Begründung und Ausführung eines deutschen Kindergartens. Wie in einem Garten unter Gottes Schutz und unter der Sorgfalt erfahrener, einsichtiger Gärtner im Einklange mit der Natur die Gewächse gepflegt werden, so sollen hier die edelsten Gewächse, Menschen, Kinder als Keime und Glieder der Menschheit, in

Übereinstimmung mit sich, mit Gott und Natur erzogen und zu einer solchen Erziehung soll der Weg allgemein gezeigt und angebahnt werden" (Ges. pädag. Schr. 2, 460).

Kirchhofsruhe erscheint namentlich im Revolutionsjahr 1848 mit Beziehung auf die Worte des Marquis Posa in Schillers ‚Don Carlos' (1785) als höhnischer Protestruf der Demokraten. Vergl. außer Büchmann S. 226 z. B. Gutzkow, Deutschland am Vorabend (1848) S. 121 und Hartmann 2, 64 (1849). Ferner die Grenzboten 1849, 2. Sem. 3, 99, wo das Schlagwort mit anderen demokratischen Kraftausdrücken aus Jakob Radikes Lehrbuch der Demagogie angeführt wird.

Kirchturmpatriotismus begegnet seit ca. 1860 als schlagende Bezeichnung einer engherzigen, nur von den nächstliegenden Interessen bestimmten Politik. Vergl. Moritz Hartmann in den Demokr. Studien (1860) S. 243, dann auch eine Stelle im Deutschen Museum, 15. Bd. 2, 309 (1865).

Mit besonderem Nachdruck griff aber Bismarck, Polit. Reden 12, 629 dies Stichwort auf, indem er am 18. Mai 1889 denjenigen Reichstagsabgeordneten, welche die großen Interessen des Reichs hinter die persönlichen und örtlichen zurückstellten, eindringlich ins Gewissen redete: „Das, meine Herren, ist kein konservatives Gebahren, und wer sich auf diese Seite der Kirchthurmspolitik, des Localpatriotismus, des Provinzialpatriotismus stellt, der, glaube ich, erfüllt die Aufgaben, die ein Mandat eines Reichstagsabgeordneten an ihn stellt, doch nur partiell, mit viel Schatten und wenig Licht."

Kladderadatsch, ursprünglich ein lautmalerischer Ausruf zur Bezeichnung eines klirrenden oder krachenden Geräusches, dann auch bildlich für einen Eindruck der Enttäuschung und des Unwillens. Vergl. Sanders 1, 913b. Als Substantivum wurde der Ausdruck besonders in Berlin beliebt und durch den Titel des 1848 begründeten politisch-satirischen ‚Kladderadatsch' allgemein bekannt. Speziell die Wendung vom großen Kladderadatsch, die Sanders, Ergb. S. 303 aus dem Jahre 1843 bereits belegt, wurde dann von August Bebel zum viel genannten und verspotteten sozialdemokratischen Kraftwort gestempelt, um damit

den baldigen Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft anzukündigen. Vergl. darüber das Referat über Auers Ausführungen auf dem Hannoverschen Parteitag in den Soz. Monatsheften 3, 604 (1899): „Erinnern Sie sich an Bebels Reden in Volksversammlungen und im Parlament, ist da das Wort Kladderadatsch, Zusammenbruch, nicht vorgekommen? Gewiß. Hat er denn nicht etwa in Privatunterhaltungen uns gegenüber und auch mir ungläubigem Thomas gegenüber den Termin, wann die Geschichte passirt, aufs Jahr genau festgestellt? Er leugnet es nicht, und kann es nicht leugnen, und hier im Saal und außerhalb sind klassische Zeugen die Menge. Die Scenen sind so und so oft dagewesen: ich habe es nicht geglaubt, daß 1889 Alles zu Ende ist und als 1889 prolongirt wurde bis in die Mitte der neunziger Jahre, habe ich es auch nicht geglaubt; und als dann Engels und Bebel den Schlußtermin auf 1898 festsetzten, auch da blieb ich der Zweifler und sagte: Abwarten!“ Ferner noch die nachdrückliche Zusammenfassung gegenüber Kautsky ebenda: „Ich halte damit den Wechselbalg: Kladderadatsch für erledigt, aber gelebt hat er.“ Dazu kommen z. B. weitere Zeugnisse im gleichen Bande S. 153 und 386 usw.

Klassenkampf ist ein 1848 von Karl Marx ausgegebenes Feldgeschrei für die sozialistischen Bestrebungen der Arbeiter, das eine ganze Reihe verwandter Schlagworte hervorrief. Er selbst bringt die Parole gleich zu Beginn des Kommunistischen Manifests (1848) S. 9: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“ Neben diesem Schlagwort erscheint in diesem Parteiprogramm auch schon das von den ‚Klassengegensätzen‘ S. 10ff. und das vom ‚Klasseninteresse‘ S. 13. Auf Marx wird auch der Ruf vom Klassenstaat zurückgeführt. Vergl. Soz. Monatsh. 2, 217: „In dem Munde jedes sozialdemokratischen Durchschnittsagitators lebt der bekannte Satz von Karl Marx: Der Staat ist ein Klassenstaat.“

Zeugnisse über die Nachwirkung des obigen Stichworts bringen Sanders 1, 860c und die Demokr. Stud. (1860) S. 177.

Vor allem aber in reichster Fülle Lassalle, der das Los der arbeitenden Klasse in wirksamster Weise agitatorisch ausnutzt. Siehe 1, 109: „Im Arbeiterstande lebt bereits ein tiefer Klasseninstinkt, welcher ihn fest und selbständig macht gegen alles, was eine elende Presse sagen möge.“ Ferner 2, 139ff. ‚Klasseninteresse‘, 314 ‚Klassenbewußtsein des Arbeiters‘, 359 ‚Klassenhaß‘ usw.

Vergl. auch Sombart (1901) S. 97f.: „Das Schreckwort für alle Philister männlichen und weiblichen Geschlechts ist: Klassenkampf. Da muß ich nun gestehen, daß für mich dieser Begriff ganz und gar nichts Schreckliches hat. . . Zunächst verscheuche man die Wahnvorstellung, als ob „Klassenkampf“ gleichbedeutend wäre mit Bürgerkrieg, mit Petroleum, Dynamit, Stilet und Barrikaden. Die Formen des Klassenkampfes sind mannigfache.“

Kleindeutschland taucht als Spottausdruck für die nach Ausschluß der Großmacht Österreich erstrebte Einigung der deutschen Staaten unter Preußens Führung zunächst am 12. Januar 1849 und dann sehr häufig in den Verhandlungsberichten der Frankfurter Nationalversammlung auf und findet sofort seinen Weg in die Zeitungen und Literatur. Vermutlich hat der Abgeordnete Simon von Trier zuerst das Wort in diesem politischen Sinne gebraucht (Wigard 6, 4589).

Am 22. Januar 1849 (Mollat S. 427f.) versichert bereits Gustav Rümelin: „Man hat viel von Kleindeutschland und Großdeutschland gesprochen und gesucht, das kleine Deutschland recht klein zu machen. . . Mir ist dies Kleindeutschland, von dem Sie so verächtlich reden, immer noch lieber als gar keines!“

Vergl. Gomberts Belege in der ZfdW. 3, 313, der namentlich darauf hinweist, daß sich Treitschke bei der Darstellung der Jahre 1831 und 1832 auf die Schrift des Hessen Wilhelm Schulz über Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation bezieht und daraus mitteilt: ‚Österreich ließ er kaum noch für einen deutschen Staat gelten, Preußen aber, „dies Deutschland im Kleinen“, habe sich augenblicklich durch seine polnische

Politik so verhaßt gemacht, daß man vor der Hand nur einen konstitutionellen Bund im Bunde bilden könne'.

Ist hier der Begriff des Schlagwortes schon vorbereitet, so ist der Ausdruck selbst sowohl als auch die Gegenbildung Großdeutschland noch älter. Wahrscheinlich war Jean Paul der Schöpfer. Allerdings haben bei ihm die Worte einen anderen Sinn und bezeichnen einen ähnlichen Gegensatz wie Kleinstaat und Großstaat. Die unmittelbare Vorlage für derartige Bildungen gibt Jean Paul selbst an 29, 5 (1822): „Die große Reise des Fürstapothekers sollte von der Marggrafschaft Hohengeiß dieser äußersten Spitze des Lang-Runds Kleindeutschland, durch die beiden Brennpunkte desselben bis zur zweiten Spitze gehen. Leider ist nur bis zu gegenwärtiger Minute und Zeile Kleindeutschland im Gegensatze zu Großdeutschland so unglaublich wenig bekannt und beschrieben, daß ein Deutscher gewiß tausendmal mehr von Großpolen und Kleinrußland weiß." Vergl. auch S. 6f.

Bezeichnend ist, daß Bismarck im Jahre 1876 (Polit. Reden 6, 392 ff. und 410) ebenso ein Großpreußentum auf Kosten der kleineren Bundesstaaten mit Entschiedenheit bekämpfte.

Kleine Leute. Gomberts Belege ZfdW. 7, 8f. zeigen, daß der Ausdruck zwar schon dem 18. Jahrhundert bekannt war, aber zum wirklichen Schlagwort wurde er doch wohl erst, als ihn die gemeinnützige Baugesellschaft, die im Jahre 1847 in Berlin zur moralischen und materiellen Hebung der unbemittelten Klassen, insbesondere eben der sogenannten kleinen Leute, zusammentrat, offiziell adoptierte (Grenzb. 1848, 1. Sem. 1, 143). Nach Mundt, Gesch. d. Ges. S. 371 war unter dieser in den Statuten der Gesellschaft ausdrücklich so benannten Volksklasse zunächst der eigentümliche Mittelschlag zwischen Bourgeoisie und Proletariat zu verstehen, dem, wenn auch in den beschränktesten Formen, doch noch eine gewisse Haltung seiner Lebensverhältnisse zustand; also vor allem der kleine Handwerker. Bald aber seien sich in diesem vielschillernden Begriff die Trümmer aller Stände und Klassen begegnet. Vergl. auch meine Belege in der ZfdW. 5, 116, z. B. Storms Novellenbändchen ‚Bei kleinen Leuten'.

Später liebt Nietzsche den Ausdruck in abfälligen Verbindungen. Siehe z. B. 5, 285: „Um den ganzen englischen Darwinismus herum haucht Etwas wie englische Übervölkerungs-Stickluft, wie Kleiner-Leute-Geruch von Noth und Enge.“ Oder 7, 50 (1886): „Allerwelts-Bücher sind immer übelriechende Bücher: der Kleine-Leute-Geruch klebt daran“ usf.

Kleinstaaterei begegnet schon bei Jahn 1, 412 (1814) als herber Vorwurf kleinlicher und selbstsüchtiger Politik: „Kleinstaaterei kann sich nie zum Volksgefühl erheben.“ Überhaupt ist das ganze den Kleinstaaten gewidmete Kapitel ein fortlaufender Protest gegen das bedenkliche, ja oft gefährliche Treiben derselben, z. B. S. 411: „Sie sind die ewig offene Straße, worauf die Unterjocher einziehen, ein Thor, was jeder Gewalthaber einnimmt“, und S. 414: „Nicht jeder Maulwurfshügel, Graben und Schlagbaum zeichnet eine Grenze. Das gemeinsame Vaterland reicht über die Bannmeile des Kleinstaats hinaus.“ Vergl. Gombert in der ZfdW. 3, 314. Ferner Mundt, Die Einheit Deutschlands (1832) S. 47, wo er gegen eine Schrift von Wilhelm Schulz sich wendet: „Der Verf. spricht verächtlich von der „Kleinstaaterei Deutschlands“, die alle Bildung, auch die geistige, hindere, was wir hoffentlich in dieser Abhandlung bereits widerlegt haben.“ Gombert verweist auch auf Pfizer, Vaterland (1845) S. 18 ‚Engherzigkeit, geisttödtende Kleinstädterei und Kleinstaaterei‘. Überhaupt nimmt die Schelte seit den dreißiger Jahren offenbar an Heftigkeit zu, bis sie dann nach geänderter politischer Konstellation, zumal seit den sechziger Jahren, ebenso rasch zurückgeht, aber nicht verschwindet.

Kleister und Schere. Mit ‚Kleister und Schere‘ zu arbeiten, gilt als Zeichen grober literarischer Unselbständigkeit. Jetzt wird die Formel gern zur spöttischen Charakteristik eilfertiger Journalistenarbeit verwendet. Sie wurde zuerst durch Lessing im 17. Literaturbrief in der uns geläufigen Form auf Gottscheds ‚Cato‘ zugespitzt. Allerdings bezieht er sich dabei selbst auf einen schweizerischen Kunstrichter (Bodmer), der ihm in dieser Auffassung vorangegangen sei. So wird in der Züricher Sammlung 8, 84 f. (1743) bereits des ‚wohlschneidenden Messers‘

und ‚einer Pappe von magischen Pulvers‘ gedacht, womit jener sein angebliches Originaldrama zusammenfabrizirt habe aus Deschamps und Addison. Noch mehr ist dann Lessings Formulierung vorbereitet ebenda 12, 58 (1744): „Er hat mittelst einer Scheer und eines Topfes voll Pappe ein Trauerspiel verfertiget.“

Klinke zur Gesetzgebung, ein von Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 4. März 1881 (Polit. Reden 8, 369) geprägtes wirkungsvolles Schlagwort, über das Bamberger 5, 347 (1891) sich polemisierend äußerte: „Von all den treffenden Schlagwörtern, die wir seiner urwüchsigen Bildersprache verdanken, ist keines bezeichnender als das von der „Klinke der Gesetzgebung“. Das konnte nur er erfinden. Jedes Gesetz mußte für ihn eine Thüre haben, zu der er die Klinke in der Hand behielt, um nach Belieben aus- und einzugehen.“ Vergl. Büchmann S. 667.

Kolonialschwärmer, ein von Bamberger im Jahre 1890 geprägter Ausdruck zur Verspottung aller eifrigen Kolonialfreunde. Vergl. 5, 368: „Die deutschen Kolonialschwärmer, unter welchen sich bekanntlich Leute von hohem Rang befinden, haben nämlich ihren Edelmut bis jetzt immer damit bethätigt, daß sie ihre Unternehmungen zwangsweise von den Steuerzahlern bestreiten ließen.“ Oder weiter unten: „Es ist ein Trost, daß unsere Kolonialschwärmer, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, so doch in der französischen Phantasie sich so edel ausnehmen.“ In gleicher Tonart redet er S. 365 von ‚Kolonialmanie‘ und S. 369 von ‚Kolonialsport‘.

Diese abschätzige Beurteilung der deutschen Kolonialpolitik erregte starken Widerspruch. Siehe Grenzb. 1891, 1. Viertelj. S. 426 und Zukunft 2, 439 (1893): „Mag Herr Bamberger immerhin die Kolonialschwärmerei verspotten — ohne eine nationale Begeisterung, ohne einen impetuosen Glauben an unsere Zukunft in Afrika ist auf eine gedeihliche Entwicklung unserer Kolonien nicht zu rechnen.“

Komfort und komfortabel (aus engl. comfort und comfortable) sind von Gombert ZfdW. 3, 172 und 7, 149 als schlagende Bezeichnungen des größten Wohlbefindens und Behagens seit Anfang des 19. Jahrhunderts im Deutschen nach-

gewiesen worden, wenn man ihnen auch die fremdländische Herkunft noch geraume Zeit ansieht oder anmerkt. So liest man in der Zeitung für die eleg. Welt 1801, 366 vom ‚Comfort der Engländer' und 777 von den ‚englischen Comforts und Genüssen'. Campe, Ergb. (1813) bucht den Ausdruck comfort S. 203 und erläutert: „In der Zeitschrift London und Paris kömmt dieses Wort in einer Stelle vor, wo es auf Deutsch Gemächlichkeit oder Bequemlichkeit heißen sollte. Sonst bedeutet es Trost."

Dann liebt vor allem Fürst Pückler das Stichwort sehr und trägt wesentlich zu seiner Verbreitung bei. Vergl. Briefe eines Verst. 3, 47 und 185 (1826) und 1, 3 (1828): „Gab ich mich dem Gefühl des Comforts recht con amore hin, das man nur in England vollkommen kennen lernt." Lateinische und deutsche Lettern wechseln dabei in der Schreibung beliebig ab. Auch Heine verwendet den Ausdruck in einer Übersetzung aus dem Englischen 7, 241 (1827), worin es z. B. über John Bull heißt: „Sein eigner Komfort, sein eigner, unmittelbarer, persönlicher Komfort ist der große Gegenstand all seiner Wünsche und Bestrebungen."

Siehe weiter Menzel, Die deutsche Literatur 4, 323 (1836), der eigens dem Fürsten Pückler nachrühmt: „Er hat von seinem Stande nur die Comforts, nur den feinen Epikuräismus, die schönen Sitten beibehalten." Dazu Börne 6, 301 (1836): „Menzel lobt besonders an dem Verstorbenen, daß ihm die Comforts so unentbehrlich wären, und daß er nie verfehle, ihrer zu gedenken."

Komfortabel belegt Gombert zuerst aus Schillers Brief an seine Frau vom 10. März 1801, und zwar im Antiquadruck. Dann mit deutschen Buchstaben aus dem Freimüthigen 1805, 362: „Sie gestehen auch selbst, wenn sie in England verwöhnt wären, daß es hier vollkommen comfortable sei."

Vergl. auch Seume 2, 53 (1803): „Du siehst, daß man .. hier ganz komfortabel lebt." Ferner die von Meyer S. 38 citierte lehrreiche Umschreibung Matthissons (1819): „Was die Engländer in ihrem comfortable zusammenfassen, war die

von dem höflichen und zuvorkommenden Wirte mir angewiesene Wohnung in der vollen Bedeutung dieses Wortes: traulich, anheimelnd und freundlich." Gombert verweist z. B. noch auf Görres (1822) und Gaudy. Dem sei eine Bemerkung von Alexis, Wanderungen im Süden (1828) S. 7 angereiht: „Freilich wer über den Canal herkommt, tritt aus den Französischen Taxushecken hier in einen Englischen Park der Behaglichkeit, eine Eigenschaft, die in England, nur Englisch (comfortable) vorhanden, für keinen Fremden übersetzt wird."

Heutzutage möchte kein Reisehandbuch mehr auf diese prägnanten Ausdrücke verzichten.

Kommunist im Sinne eines politischen Schlagwortes nannte sich zuerst Etienne Cabet im Jahre 1840. Vergl. sein Aufsehen erregendes Glaubensbekenntnis Comment je suis communiste et mon crédo communiste (Paris 1840) und seine im gleichen Jahre zuerst erschienene kommunistische Utopie Voyage en Icarie.

Die Parole zündete und entfesselte eine ungewöhnlich lebhafte Diskussion. Unter den ersten, die sie den Deutschen vermitteln, ist Heine, der seit 1841 das Thema an zahlreichen Stellen seiner Schriften anschlägt. Vergl. nur 6, 278 ff. (1841), wo er seine Leser seitenlang über Kommunistenregiment, Kommunismus und Kommunisten zu unterrichten weiß. Aus dem folgenden Jahre sei 6, 315 die Äußerung hervorgehoben: „Kommunismus ist der geheime Name des furchtbaren Antagonisten, der die Proletarierherrschaft in allen ihren Konsequenzen dem heutigen Bourgeoisregimente entgegensetzt." Dann betitelt er 6, 408 ff. (1843) einen besonderen Aufsatz: ‚Kommunismus, Philosophie und Klerisei'.

Aber auch andere Stimmen lassen sich vernehmen. Gutzkow 12, 277 ff. (1842) handelt ausführlich über die neue französische Errungenschaft. Wenn er trotzdem zwei Jahre später noch (Aus der Zeit und dem Leben, S. 383) von dem ‚sonderbaren Neuwort: Communismus' spricht, so opponiert er damit nur gegen den Mißbrauch des Ausdrucks.

Vergl. auch Grenzb. 1843, 1033 und Hoffmann von Fallersleben 4, 304 (1843), der ein Gedicht mit dem Ausruf ‚Kein Kommunismus!' überschreibt.

Über den gehässigen Ton, den man namentlich von seiten der Behörden mit dem Ausdruck zu verbinden pflegte, belehrt eine ingrimmige Auslassung Auerbachs 20, 247 (1846) anschaulich genug: „Der Polizeistaat will nicht sehen, welch eine gewaltige Umwälzung hereinzubrechen droht; er sucht sich zu helfen, indem er Schweigen auferlegt, und wer ein unangenehmes Wort davon verlauten läßt, für den hat man alsbald das nagelneue Ketzerwort Communist in Bereitschaft und er ist gerichtet."

Konjekturalpolitik, ein von Bismarck wiederholt scharf kritisiertes Schlagwort, wird schon in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts oft ironisiert. Gombert zitiert ZfdW. 3, 315 eine Äußerung Gutzkows (vom Mai 1843): „Die Politik macht sich in Deutschland bei verschlossenen Thüren. Daher jene Konjekturalpolitik der deutschen Zeitungen, jene Mutmaßungen, die, wenn nicht immer Lügen, doch überwiegend Unwahrheiten sind." Derselbe, Festg. bringt auch den Konjekturalpolitiker bei aus der vierten Auflage von Radowitzens ‚Gesprächen aus der Gegenwart' (1851) S. 195: „Dergleichen ist ja dem Konjekturalpolitiker, vulgo politischen Kannegießer, stets gestattet."

Grillparzer 3, 201 (1856) spöttelt danach in einem Epigramm über Konjektural-Geschichte usw.

Konservativ (aus engl. Conservative), von Murray 2, 855 seit 1831 als politisches Schlagwort belegt, wird noch in diesem Jahrzehnt auch ins Deutsche als Parteiname eingeführt und bildet dann das Gegenstück zu liberal. Siehe Grillparzer 3, 112 (1837), der damit ein Epigramm überschreibt. Vergl. auch Heines Bemerkungen 6, 278 und 369f. über die französischen Konservativen. Gegen die deutschen wird aber ebenfalls schon seit Beginn des fünften Jahrzehnts polemisiert. Vergl. Grenzb. 1843, 147 und 151. Besonders heftig wurde die konservative Partei im Jahre 1848 befehdet. So schreiben die Grenzboten 1848, 1. Sem. 1, 47: „Die „conservativen" Blätter,

die fast beständig von den Anforderungen des Liberalismus an das gute, treue Volk appellirten, stimmten diesmal ein anderes Lied an, sie murmelten etwas vom beschränkten Unterthanenverstand." Verwiesen sei aber auch aufs Volksbl. 1848, 283.

Sonst erinnere ich nur an Lagardes speziellen Aufsatz: Konservativ?, den er im Spätsommer 1853 niederschrieb und worin er seine Gedanken in der Definition zusammenfaßt: „Konservativ ist, wer die lebendigen Kräfte einer Nation, eines Staates erhalten wissen und erhalten will, liberal derjenige, welcher darüber wacht, daß die Producte des Lebens dieser Nation, dieses Staates nicht der Lebenskraft gleich gesetzt und gleich geachtet werden, durch welche sie ins Dasein gerufen worden sind. Der Liberalismus ist, so gefaßt, die nothwendige Ergänzung des Konservativismus."

Mit der Zeit haben sich verschiedene Spielarten herausgebildet. So besteht eine nach dem Kriege von 1866 begründete freikonservative Partei im preußischen Abgeordnetenhause und eine seit 1876 bestehende deutschkonservative Partei im deutschen Reichstage.

Aber auch abgesehen von diesen besonderen Schattierungen, hat der alte, einfache Parteiname seine Rolle noch keineswegs ausgespielt.

Konventionelle Lüge ist als Schlagwortwendung seit dem viel genannten und in zahlreichen Auflagen verbreiteten Buche Max Nordaus: ‚Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit' (1883) in aller Munde. Doch führt die Geschichte dieses Ausdrucks weiter zurück. Schon Feuchtersleben 3, 351 (1838) bekennt: „Wir können, auch wenn wir wollten, eines freien, reinen Daseins nicht genießen; denn eine einzige große, allgemeine, unausweichliche Lüge umgibt uns: die Lüge des gesellschaftlichen Umganges." Dann findet sich die Wendung selbst bei Scherr, Blücher 1, 204 (1862): „Mittelst seiner „Nouvelle Héloise" emanzipirte der geniale Genfer das Gefühl von dem hölzernen Joch der konventionellen Lüge."

Krach, ein bildlicher Ausdruck für den plötzlichen Zusammenbruch einer großen Geschäftsverbindung, wird seit 1873 zum

tönenden Schlagwort für alle möglichen finanziellen Krisen, besonders bei Banken und Aktienunternehmnngen. Diese Verwendung des Ausdrucks ist zwar schon älteren Datums (Hildebrand bezeugt sie im DWb. so bereits 1857) und wohl dem engl. crash nachgebildet, aber sie ist erst seit dem ‚Großen Krach‘ von Wien (im Jahre 1873) allgemein durchgedrungen. Vergl. Bamberger 1, 402: „Von Wien ist dies Börsendeutsche Onomapoietikon in die europäischen Kultursprachen übergegangen, hat auch das Zeitwort „verkrachen“ geliefert.

Seitdem ist nun eine üppige Flora von Zusammensetzungen aufgeschossen, über die Sanders, Ergb. S. 318 eingehend orientiert. Hinzugefügt sei z. B. noch die Erwähnung des ‚Panama- und Kupferkrachs in Frankreich‘ bei Bamberger 5, 231 (1889), sowie die Anspielung auf die „Krach-Literatur“ bei Glagau S. XI und ein Beleg aus dem Jahre 1873 selbst in den Grenzb. 2. Sem. 2, 277, wo es in einem Berliner Bericht über den unerwarteten Zusammensturz der verschiedenen Quistorpschen Baugesellschaften heißt: „Ich denke, dies Bild genügt, um eine Vorstellung von der Stimmung zu geben, welche der Quistorp'sche „Krach“ verursachen mußte.“

Krämervolk, diese gegen die Engländer vielbeliebte Schelte beruht in ihrer schlagwortartigen Verwendung auf einem Ausdruck Adam Smiths, der in seinem nationalökonomischen Hauptwerk (1776) von einer ‚Nation of shopkeepers‘ spricht. Vergl. Büchmann S. 49 und Lucians Neueste Reisen (1791) S. 85, wo gegen ‚die Krämernation, die all' ihr Interesse nur nach Guineen abwiegt, und mit der Elle mißt‘, gestichelt wird. Auch bei Pückler, Briefe eines Verst. 3, 43 (am 5. Oktober 1826) findet sich eine Anspielung auf die ‚Hauptstadt für shopkeepers, nach weiland Napoleons Ausdruck‘.

Den Ausdruck Krämerpolitik belegt Gombert ZfdW. 3, 315f. bei Böttiger (1792), welcher der ‚pfiffigen Krämerpolitik der griechischen Kolonisten‘ gedenkt. Auf französische Verhältnisse überträgt ihn Börne 11, 82 (1832): „Da mir eigentlich nur an Deutschland liegt, so hoffe ich, daß Dupin Casimir Perrier's Krämer-Politik gegen das Ausland nicht fortsetzen wird.“ Gleich-

wohl wird auch dieses Scheltwort vor allem auf die englische Diplomatie angewandt.

Kraftgenie gehört nebst zahlreichen anderen Zusammensetzungen zu den Ausdrücken, die eine ganze Literaturperiode schlagend charakterisieren. Es ist dies die Zeit von 1776 bis Anfang der achtziger Jahre, als eine ganze Reihe genialer und genialitätssüchtiger Dichter gegen Regelzwang und Konvention anstürmten und in überschäumendem Kraft- und Selbstgefühl neue, originelle Produktionen zu schaffen versuchten. Vergl. Bahrdt, Kirchen- und Ketzeralmanach auf das Jahr 1781, S. 74, wo über Herder bemerkt wird: „Ist ein Kraftgenie. Und man weiß ja, wie diese Herren sind. Sie rennen überall den Leuten wider die Stirn, schlagen links und rechts um sich, seh'n alles, was ihnen in den Weg kommt, für unsers Herrgotts Hornvieh an, und denken sich immer als die Einzigen vernünftigen Geschöpfe, die unter dem Monde leben.“ Weitere Beispiele bietet in guter Auswahl das DWb. aus Gotter, Musäus, Knigge usf. Siehe auch Feldmanns Angaben, ZfdW. 6, 328.

Von den an beiden Orten in reicher Fülle sonst noch gebuchten Zusammensetzungen seien besonders angemerkt: ‚Kraftmann‘ bei Bürger, Briefe 1, 382 (1776), ‚Kraftbube‘ ebenda 2, 12 (1777), ‚Kraftknabe‘ bei Zimmermann (1784) und die aus Lichtenberg belegten Hohnworte ‚Kraftbarde‘ und ‚Krafthase‘. Andere, meist spöttische Bildungen begegnen bei Voß, Jean Paul, Merck u. a.

Vergl. auch Lavater 1, 327 (1790): Kraftgeister, ferner den Titel eines 1791 zu Berlin erschienenen Schriftchens: ‚Thaten und Feinheiten renomirter Kraft- und Kniffgenies‘, wo das Schlagwort bereits jede literarische Färbung abgestreift hat und in freier Übertragung gebraucht wird. Ayrenhoff 4, 177 schreibt in einem satirischen Theaterstück: „Der große Haufen — nach und nach von den Schwärmern ganz angesteckt — begehrte die sogenannten Kraftstücke, und, mitunter, die sittenlosesten und albernsten.“ Daher konstatiert Campe, Ergb. S. 336: „In neuern Zeiten wäre das Wort Genie beinahe zu einem Spott- und Schimpfnamen herabgesunken, weil einige

junge Brauseköpfe ohne Erziehung und Ausbildung, welchen es aber nicht an hervorstechenden Fähigkeiten mangelte, eine Zeitlang so viel Unfug in der gelehrten Welt trieben, daß der Name Genie, den sie sich selbst beilegten, dadurch gleichbedeutend, wo nicht gar mit Tölpel, doch mit Schwindel- oder Brausekopf und mit Kraftmann oder Kraftmännchen ward.“

Noch im Jahre 1808 verhöhnt Voß im Morgenblatt mit der Neuprägung ‚Kräftling‘ die Romahtiker ausdrücklich als eingebildete Genies.

Kraft und Stoff betitelte Ludwig Büchner ein im Jahre 1855 zuerst erschienenes naturphilosophisches Buch, das in der deutschen Presse einen wahren Sturm hervorrief und in zahlreichen Kritiken und Gegenschriften erbittert befehdet wurde. Dieser Name des bald in die verschiedensten Kultursprachen übersetzten Werkes wurde sofort zum lauttönenden Schlagwort. Allerdings zeigt Gombert ZfdW. 7, 149, daß Büchner die Wendung selbst der Lektüre von Moleschotts ‚Kreislauf des Lebens‘ (1852) verdankte, worin der 17. Brief die Überschrift Kraft und Stoff trägt.

Über die Wirkung des Schlagwortes nur einige Belege. Selbst in Unterhaltungsblättern, wie in Gutzkows Unterh. am häuslichen Herd 1855, Nr. 57 wurde gegen dies ‚Kraft- und Stoff-Titanentum‘ polemisiert. Gombert zitiert ferner eine geharnischte Ablehnung auch von philosophischer Seite in einem Briefe Schopenhauers (Reclam 3376 ff.) S. 341, der am 11. Juli 1856 an Frauenstädt über Büchner, Moleschott und deren Gesinnungsgenossen schrieb: „Studieren Sie ein Mal Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft durch, und dann bedeuten Sie den hochtrabend von „Kraft und Stoff“ schwätzenden Barbiergesellen, Pillendrechslern und Klystiersetzern, daß Körper krafterfüllte Räume sind.“ Auch S. 374 (am 27. Febr. 1856 in einem Brief an Adam v. Doß) wettert Schopenhauer gegen den ‚berüchtigten und nichtswürdigen „Stoff und Kraft“.‘

Sanders 3, 1223c bringt außerdem aus dem Jahre 1862 die parodistischen Wortbildungen Kraft-Stoffelei und Kraft-

Stoffler. Vergl. auch die mannigfachen Ausfälle bei Bogumil Goltz, Typen der Gesellschaft (1860) gegen ‚Stoff- und Kraft-Philosophen‘ und ‚Stoff- und Kraft-Menschen‘ usw.

Krawall taucht seit 1830 als Stichwort für einen lärmenden Volksauflauf wohl zuerst in Mitteldeutschland, angeblich in Hanau, auf und verbreitet sich durch die Zeitungen rasch weiter. Auch ins Schwedische geht dieser Ausdruck nach Hildebrands Angabe im DWb. im politischen Sinne über.

Doch verwendet ihn schon Herm. Kurz 12, 24 (1836) in übertragener Bedeutung: Menschliche Natur und Weltorganismus zeigten verwandte Prozesse. „Wie nun dieser Momente hat, wo er in eine völlige Desorganisation und Erschlaffung gesunken ist ... und sich nur durch eine gewaltsame Revolution, das heißt, durch die purifizirende Kraftäußerung eines tüchtigen Donnerwetters zu helfen vermag, so kommen auch für die menschliche Natur Epochen, wo sie von dem Staub und der Hitze dieses Erdenlebens so sehr übermannt und darniedergedrückt ist, daß sie, um wieder zu ihrer alten Spannkraft zu gelangen, notwendig eines kleinen Krawalls bedarf. Derselbe Fall tritt oft im Völkerleben ein ... Ein solcher Krawall ist auch der Rausch.“

Je nach dem Zwecke der Tumulte ging das Wort die verschiedensten Zusammensetzungen ein. Wie begreiflich wurde es namentlich in den unruhigen Jahren 1848 und 1849 mit frischem Eifer auf das Tapet gebracht. Siehe z. B. außer den Belegen im DWb. und bei Sanders, Fremdw. 1, 717 noch:

‚Straßenkrawall‘ in den Grenzb. 1844, 1. Sem. S. 826 oder ‚Hungerkrawall‘ des Stuttgarter Pöbels im Mai 1847 bei Treitschke, Deutsche Gesch. 5, 675 ferner ‚Arbeiter-Crawall‘ bei Hebbel 10, 118 (Aug. 1848) und ‚Reichskravaller‘ im Volksbl. 1848, 1575. Vergl. auch Heine 7, 407: „Es ist charakteristisch für den Hamburger Judenkrawall (im Sept. 1830), daß die Revolutionäre erst ihr Tagesgeschäft vollendeten und eine Abendrevolution machten.“

Dem Schlagwort ist allmählich seine Kraft ganz beträchtlich entschwunden, so daß es auch für ganz harmlosen Kinderlärm gebraucht wird. Wie vermutet wird, hängt es zusammen mit

einer Nebenform von frz. charivari = Katzenmusik, Straßenaufruhr. So ist charivalli, charavallium bereits seit dem 14. Jahrhundert zu belegen.

Kriegsherr, dieser ältere und mehrdeutige Ausdruck entwickelt sich seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zum prägnanten Schlagwort für die unbedingte fürstliche Obergewalt über die Armee, nicht nur im Krieg, sondern auch im Frieden. Hildebrand belegt die letztere Anwendung im DWb. aus der Kasseler Zeitung vom Jahre 1846. Aber erst seitdem Bismarck den Ausdruck im preußischen Landtag am 11. März 1851 gebrauchte und dadurch eine polemische Auseinandersetzung veranlaßte, erhielt er das gehörige Gewicht. Siehe Polit. Reden 1, 338, wo er über das preußische Offizierkorps bemerkt: „Es hat diese seine Pflicht nur darin erkannt, seinem Könige und Kriegsherrn treu und gehorsam zu sein." Dazu S. 340 die Erwiderung auf den Tadel des Abgeordneten v. Vincke: „Dieser Ausdruck ist nicht so neueren Ursprungs, wie das geehrte Mitglied meint, dürfte aber kaum von den Condottieris des italienischen Mittelalters abzuleiten sein. Wo er mir zuerst vorgekommen ist, das ist in den Bestimmungen des Deutschen Bundes über die Bundeskriegsverfassung, wo unterschieden ist zwischen dem Feldherrn und dem Kriegsherrn, unter welchem Letzteren stets der Landesherr desjenigen Landes verstanden ist, dem die Armee angehört." Zugleich wahrt er sich entschieden das Recht, diesen ‚passenden und wohlklingenden Ausdruck' auch fernerhin zu gebrauchen, so lange er den militärischen Rock tragen dürfe.

Anders Lassalle, der ihn 1, 53 durch die gehässige Deutung namentlich zu diskreditieren sucht, ‚daß der König zu dem Heere eine ganz andere Stellung habe, als zu jeder anderen Staatsinstitution, daß er in Bezug auf das Heer nicht nur König, sondern auch noch etwas Anderes, ganz Besonderes, Geheimnißvolles und Unbekanntes sei, wofür man das Wort „Kriegsherr" erfindet.' Solches Bemühen, den ‚Kriegsherrn' als eine schlaue Erfindung monarchischer Herrschsucht hinzustellen, rügt Treitschke als wahrhaft knabenhafte Dreistigkeit (Preuß. Jahrb. 34, 266).

Nach der Neubegründung des Deutschen Reiches bildete sich für den Kaiser entsprechend Begriff und Wort des obersten Kriegsherrn heraus, woran ebenfalls zunächst manche Anstoß nahmen. Die Grenzb. bringen im Jahre 1903, 3. Viertelj. S. 677 eine besondere Notiz unter diesem Stichwort, worin sie befriedigt feststellen, daß König Georg von Sachsen nach den Kaiserparaden von Zeithain und Leipzig ‚zweimal den Kaiser als den „obersten Kriegsherrn", nicht nur als den Oberfeldherrn des deutschen Reichsheeres begrüßt und damit dem Bedenken derer ein Ende gemacht habe, die in diesem Ausdruck eine Art von Herabsetzung des Kontingentsherrn zu sehen meinten.'

Kritischer Tag, ein von Rudolf Falb zum prägnanten Schlagwort ausgeprägter Ausdruck. Damit bezeichnete er in seinen Wetterprognosen solche Tage, an welchen nach seiner Berechnung heftige Witterungserscheinungen zu erwarten waren oder wie er selbst in seiner Schrift ‚Kritische Tage' S. 4 sich ausdrückt: „Tage, an welchen die Anziehungskraft, welche der Mond auf die Erde ausübt, so weit sie uns in der Meeresfluth zur Erscheinung kommt, theoretisch ihren größten Werth erreicht." Den Wirkungen nach scheidet er drei Gruppen: kritische Tage erster, zweiter und dritter Ordnung. Der Ausdruck wurde so zum ersten Male in der Neuen Freien Presse vom 16. März 1885 gebraucht, wie er selbst versichert (Von den Umwälzungen S. 340). Durch die seit 1888 erfolgte Herausgabe eines Kalenders der kritischen Tage und durch lebhafte Preßerörterungen wurde das Stichwort bald so allgemein bekannt, daß Max Möller (Reclam 3315) danach in freier Übertragung einen Radfahrerschwank betitelte ‚Ein kritischer Tag'.

Kuhhandel, seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein vielbeliebtes Hohnwort für politische Abmachungen: Wahlbündnisse, Regierungskompromisse u. dergl. Vergl. Die Zeit 11, 82 (1897): „Nicht selten bildet der „Kuhhandel" auf Kosten der allgemeinen Staatsinteressen die Grundlage der parlamentarischen Mehrheit". Auch die Soz. Monatshefte 2, 359 (1898) schreiben: „Unsere Genossen in Herford, Halle sind dann auch schon glücklich beim Kuhhandel, beim Mandatschacher

angelangt." Ebenda wird 3, 413 (1899) auf die schwierigen Verhältnisse der inneren Politik Österreichs hingewiesen und darauf bemerkt: „Trotzdem erschöpft sich die Weisheit der österreichischen Regierung darin, bald die eine, bald die andere Nation auf Kosten der anderen im Wege des politischen Kuhhandels zu begünstigen. Da wird geschachert, geschachert und wieder geschachert, bald um ein Bezirksgericht, bald um eine Schule, um einen Hofraths- oder Ministerposten und so fort."

Aber schon 3. Dezember 1850 hatte sich Bismarck (Polit. Reden 1, 271) ähnlich über diplomatische Verhandlungen geäußert: „Jeder, der einmal einen Pferdehandel gemacht hat, wird sich während desselben hüten, einem Dritten, und vielleicht einem sehr geschwätzigen Dritten, mitzutheilen, welches Maximum des Preises er nicht überschreiten, oder unter welches Minimum er nicht gehen wolle." Dieser drastische Vergleich hat sicherlich nachgewirkt. Vergl. auch Bismarck 12, 225 und Harden, Apost. 2, 169 (1892): „Ihr Bismarck hat diese Herren Rolibant und Crispi beim Pferdehandel gründlich hereingelegt."

Kulturkampf, nach Büchmann S. 659f. ein bereits seit 1840 nachweisbarer Ausdruck, der aber erst durch Virchow 1873 in einem Wahlmanifest der Fortschrittspartei wirklich zum kirchenpolitischen Schlagwort beflügelt wurde und als solches auch von außerdeutschen Ländern angenommen wurde. Die Parole diente aber nicht nur den Verfechtern staatlicher Autorität in dem erbitterten Kampfe der preußischen Regierung gegen die Machtansprüche der römischen Kurie als ernstgemeintes Fehdewort, sondern wurde auch von den Anhängern der Gegenpartei ironisch zurückgegeben. Vergl. Bismarck, Polit. Reden 6, 277 (1875), welcher sich dagegen verwahrt, daß man ihm ‚die Schuld an dem Culturkampf zuschiebt, der doch, wie die Herren einräumen, für die Cultur und gegen die Uncultur geführt wird.'

Gegen die Unklarheit und Vieldeutigkeit des Ausdrucks wendet sich Lagarde S. 163 (1875) in scharfer Polemik: „Aller Orten hört man von einem Kulturkampfe. Es ist mir nicht gelungen, mit voller Sicherheit festzustellen, wer dies jetzt von Munde zu Munde gehende Wort zuerst gebraucht hat: ein

Gewinn für die Sprache und die Nation ist es nicht, vielmehr das Gegentheil. Denn Niemand weiß, was es eigentlich bedeuten soll. Einen Kampf, der Kultur ist? Einen Kampf, durch welchen Kultur erworben wird? Einen Kampf für die Kultur? Einen Kampf, der mittelst der Kultur geführt wird? Ungefähr analog währen die Zusammensetzungen Regenstrom, Vogelflinte, Schlaftrunk, Faustkampf . . Vermuthlich ist das Wort Kulturkampf in Deutschland ungefähr desselben Werthes, wie in Frankreich das Wort Verrath: eines der Worte, von denen Mephistopheles mit dem Schüler sprach: mixtura gummosa, wie sie der unerfahrene Arzt gibt, wenn er über die Krankheit nicht im Klaren ist, und dem Kranken doch den Glauben beizubringen wünscht, daß das Heilverfahren bereits eingeleitet sei: jedenfalls ist Kultur in den Augen derer, welche von Kulturkampf reden, das Höchste was sie überhaupt kennen, so sehr das Höchste daß sie alles Mögliche, sogar den Patriotismus, jetzt in Kultur nehmen.“

Vergl. auch Mommsen, Reden und Auff. S. 411 (1880): „Neben dem längst ausgebrochenen konfessionellen Krieg, dem sogenannten Kulturkampf, und dem neuerdings entfachten Bürgerkrieg des Geldbeutels tritt nun als Drittes ins Leben die Mißgeburt des nationalen Gefühls, der Feldzug der Antisemiten.“

Eine Fülle von Fortbildungen, wie sie ein so viel gebrauchtes Schlagwort nur zu gern treibt, verzeichnet Sanders, Ergb. S. 293, z. B. Kulturkämpfer und Kulturkämpferei, auch das Verbum „kulturkämpfen“ usw.

Kürassierstiefel, ein nach 1866 aufgebrachter bildlicher Ausdruck, womit zunächst wohl die Gegner Bismarcks seine Politik als ein rücksichtsloses Draufgängertum verhöhnten, der aber alsdann von den Verehrern des eisernen Kanzlers freudig aufgenommen und zur ehrenden Anerkennung seines kraftvollen, patriotischen Selbstbewußtseins umgeprägt wurde. Vergl. Scherr, Aus der Sündflutzeit (1867) S. 301: „Ihr küßt morgen die Kürassierstiefeln Bismarcks.“ Bezeichnend ist es, daß im Gegensatz dazu die Witzblätter und Zeitungen für den jetzigen Reichs-

kanzler Fürsten v. Bülow das Bonmot vom Lackstiefel in Kurs gesetzt haben.

Lampenfieber, ein dem Bühnenjargon entstammendes scherzhaftes Stichwort zur Bezeichnung der eigenartigen Aufregung, welche zumal Anfänger vor oder bei ihrem öffentlichen Auftreten zu äußern pflegen. Der Ausdruck, ein Seitenstück zu dem älteren, bald auch übertragen gebrauchten Kanonenfieber (vergl. DWb.), scheint sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingebürgert zu haben und wird noch im Grimmschen Wörterbuch nicht als besonderer Artikel behandelt. Sanders 1, 441c belegt ihn aus Palleske (1858).

Landpomeranze scheint als süddeutscher Studentenausdruck aufgekommen zu sein zunächst für eine ländliche Schöne mit mangelnder Weltbildung, dann überhaupt für Provinzler und Provinzlerinnen. Das burschikose Scherzwort ist natürlich auf die Farbe des Teints gemünzt. Zu belegen ist es seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Hauff 4, 105 (1826) schreibt: „Bei andern hatte er nach den ersten Präliminarien beinahe ohne Schwertstreich gesiegt, und dieses Landpomeränzchen hatte ihm so imponiert, daß er es nicht wagte, nachdem sie ihn einmal mit Verachtung abgewiesen hatte, noch einmal einen Versuch zu machen."

Herm. Kurz 12, 129 (1859) zeigt bereits die freiere Anwendung: „Die Residenzjugend war gleichfalls auf den Beinen und belustigte sich, die „Landpomeranzen", wie sie die Fremdlinge nannte, auf Schritt und Tritt zu verfolgen." Ähnlich schreibt Joh. Scherr, Blücher 1, 272 (1862) von ‚Hänseleien der „Landpomeranzen" (provinciaux), d. h. der aus den Provinzen angekommenen Abgeordneten des dritten Standes.' Vergl. auch Sanders, Fremdw. 2, 306.

Lebemann als schlagende Bezeichnung eines Genußmenschen wird von Hartwig Jeß, Langbein und seine Verserzählungen (1902) S. 174 eben diesem populären Belletristen Ernst Langbein zugeschrieben, der im ersten Bande der ‚Feyerabende' (1794) S. 217 bemerkt: „Vielen Offizieren hingegen war er . . nicht Lebemann genug." Daß der Ausdruck tatsächlich als eine Neu-

prägung empfunden wurde, wird durch eine Auslassung des Kritikers in der Neuen Allgem. Deutschen Bibliothek, und zwar im Anhang zum 1.—28. Bd. 1. Abt. S. 177 gezeigt: „Recensent kann . . nicht umhin, dem Verfasser mehr Aufmerksamkeit auf Correctheit des Styls zu empfehlen . . Was ist . . ein Lebemann?" Später liebt namentlich Goethe das Wort sehr, wie das DWb. an verschiedenen Belegen veranschaulicht. Vergl. auch Sanders 2, 231b.

Lebenskunst ist, wie ich ZfdU. 19, 123ff. ausführlich gezeigt habe, ein offenbar von Friedrich Schlegel geprägtes Schlagwort, der schon 1797 von ‚Lebenskunstsinn' redet, dann aber im 1. Bande des Athenäums 2, 147ff. (1798) sofort den neuen Ausdruck aufs wirksamste in Kurs setzt. Es geschieht dies in dem enthusiastischen Aufsatz: Über Goethes Meister. Darin berichtet er S. 156 von den ‚ersten und nothdürftigsten Anfangsgründen der Lebenskunst' und S. 162 von dem ‚Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunst'. Somit sieht der Kritiker S. 175 in jener ‚großen Lebenskunstlehre' ein Werk, das nicht nur Theater oder Poesie, sondern ‚das große Schauspiel der Menschheit selbst und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben' umfassen soll.

Diese Beziehung ist nicht zufällig. Goethe hat vielmehr durch seinen großartigen Bildungs- und Erziehungsroman ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre' (1796) zuerst eine packende Darstellung des Begriffes Lebenskunst gegeben und eben dadurch der Wortbildung so unmittelbar vorgearbeitet, daß sie nicht ausbleiben konnte. Die Inschrift: „Gedenke zu leben!", welche Wilhelm im Saale der Vergangenheit erblickt, darf man geradezu als Quintessenz des Romans wie überhaupt des ganzen Goetheschen Dichtens bezeichnen.

Bei genauerem Zusehen führt freilich die Geschichte dieses Schlagwortes ein gut Teil weiter zurück. Nach Schusters Angabe in s. Diss. über Friedr. v. Hagedorn (1882) S. 10 sprach Shaftesbury als erster den Gedanken nachdrücklich aus, daß auch das Leben eine Kunst und jeder infolgedessen der Künstler seines Lebens sei. Zwar betitelt schon Logau ein Epigramm Lebe-Kunst, aber er betont darin nur den Begriff des Lebens,

nicht den der Kunst. Dagegen nimmt Wieland den Shaftesburyschen Gedanken auf und führt in einem ‚Philosophie — Kunst zu leben — Heilkunst der Seele‘ betitelten Aufsatze des Teutschen Merkurs 1778, 2. Viertelj. S. 20 ff. aus: „Die Menschen haben gelebt, und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben — eine Kunst seyn könnte, und, nach aller Wahrscheinlichkeit, ist jede andere Kunst . . . schon längst erfunden gewesen: als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst zu leben, vulgo die Philosophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in formam artis gebracht und auf den höchsten Grad der Verfeinerung . . . getrieben haben.“ Diese philosophische Auffassung des Begriffs vertauscht er in seinem ‚Agathodämon‘ (1799) mit der allgemeineren = Lebensgewandtheit. Und zwar erklärt er 23, 128: „In Allem diesem nie zu viel noch zu wenig zu thun und (wie ein morgenländischer Weiser sagte) immer die glatte Geschmeidigkeit der Schlange mit der harmlosen Einfalt der Taube zu verbinden, ist die große Kunst des Lebens.“

In dieser Fassung des Begriffs berührt sich Wieland mit der bündigen Forderung Friedrich Schlegels. Nur daß das Schlagwort des Romantikers sich nicht nur mit dem formellen Geschick der Lebensführung begnügt, sondern ebensosehr eine möglichst allseitige und künstlerische Ausbildung der Persönlichkeit fordert, wie es die Genußseite des Lebens betont. Es lohnt sich, die Nachwirkung des Schlagwortes Lebenskunst an einigen Zeugnissen des 19. Jahrhunderts noch zu verfolgen.

Zunächst eine lehrreiche Äußerung Herders 22, 313 (1800): „Daß . . der Mensch, zu würdigen Zwecken auf richtigen Wegen, in der Gestalt des Reizenden und Schönen nur das Wahre und Gute anstrebe, liebe und wähle, daß er durch kein Hinderniß abgeschreckt, durch jede Schwierigkeit angefeuert werde, seine Idee immer reiner zu suchen, brünstiger zu verfolgen, ganz zu vollenden; dies ist die bildende Kunst des Lebens.“ Auch Novalis nimmt das inhaltsreiche Schlagwort auf. Er überschreibt damit 1, 223 ein Gedicht und bemerkt z. B. 3, 153:

„Krankheiten, besonders langwierige, sind Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemütsbildung.“ Und Schleiermacher, Vertr. Briefe (1835) S. 62 rühmt Schlegels Lucinde nach: „Dichtungen, die dies leisten, sind nicht nur an sich schön und wünschenswerth, sondern sie thun uns auch Noth, um durch ihr Beispiel den rechten Takt und Ton wiederherzustellen für dasjenige, was das zarteste und schönste ist in der Lebenskunst.“

Das von den Romantikern so geliebte Stichwort wird von den Dichtern des Jungen Deutschlands nicht verschmäht. Gutzkow, Die rothe Mütze (1838) S. 93 findet diese ‚echte Lebenskunst‘ gerade bei allen wahrhaft großen Männern bewährt, während Mundt, Gesch. der Lit. (1842) S. 335 speziell im Fürsten Pückler einen ‚in allen Verhältnissen und Formen gewiegten Lebensvirtuosen‘ sieht. Dieselbe Ableitung gebraucht Gutzkow, Rückbl. (1875) S. 303: „Manche mürrische menschenfeindlich gestimmte Natur zieht der harmlose Lebensvirtuose in die Strömung seiner eigenen guten Laune herüber.“

Lebenskünstler findet sich bei Goltz, Typen der Gesellschaft 1, 4 (1860) und als moderner Buchtitel von Gabr. Reuter (1896). Vergl. Cl. Viebig, Dilettanten des Lebens (1898).

Überhaupt ist das Schlagwort mit der steigenden Wertschätzung Goethes in der letzten Zeit wieder lebhaft in Fluß gekommen. Dieser große Lebenskünstler gilt mit Recht als das Muster eines Menschen, der sich voll ausgelebt hat und dessen Lebensführung im eigentlichen Sinne eine Kunst genannt zu werden verdient, und zwar eine Kunst von hoher erzieherischer Bedeutung. Von diesem Gedanken geleitet, überschrieb Wilhelm Bode ein hübsches Schriftchen: Goethes Lebenskunst. Aber auch in allgemeinerer Auffassung spielt das Schlagwort im Leben und in der Literatur der Neuzeit eine große Rolle. Ich erinnere nur an Nietzsche 3, 333 und 9, 19, sowie an Bierbaum, Pankr. (1896) S. 214: „Lebenskunst — das ist's. Wie für alle Künste, so ist auch für sie eine gewisse innerliche Naivität, ein gewisses Naturburschenthum, das aber recht wohl kultivirt sein kann, die Voraussetzung. Man muß sich vor allem seiner Natur nicht schämen.“

Legitimität gab Talleyrand auf dem Wiener Kongreß (1814) im Interesse den Bourbonen als schlagende Losung aus und proklamierte damit im Gegensatz zur Usurpation das unantastbare Recht des Gottesgnadentums eines angestammten Herrscherhauses. Dies bezeugt neben anderen Laube, Moderne Charakteristiken 1, 7 und 141: „Talleyrand empfing in seinem Hotel den Kaiser von Rußland und sprach mit glühendem Eifer für die Einsetzung der Bourbons, für die Notwendigkeit der Legitimität.“ Vergl. ferner Bismarck, Gedanken und Erinnerungen 1, 156, wo in bezeichnender Weise betont wird: „Das Mißvergnügen über meinen Verkehr mit Napoleon entsprang aus dem Begriffe oder genauer gesprochen dem Worte Legitimität, das in dem modernen Sinne von Talleyrand geprägt und 1814 und 1815 mit großem Erfolge und zum Vortheil der Bourbonen als eine täuschende Zauberformel benutzt worden ist.“

Aus den zahlreichen Stimmen für und wider das Schlagwort hebe ich heraus Görres 5, 137 (1822—23) und 248 (1825), Alexis, Wiener Bilder (1833) S. 439f. und Menzel, Deutsche Literatur 4, 131 (1836): „Wenn die Franzosen ihren König nicht geköpft hätten, würden die deutschen Dichter nicht auf einmal das poetische Königthum, die mythische Legitimität, die göttliche Weihe verkündigt haben.“ Siehe ferner Winter S. 116f.

In verwandtem Sinne kam seit dem dritten Jahrzehnt das Schlagwort Quasilegitimität auf, worüber Littré 2, 1: 275 unterrichtet: „En ce sens on a dit la quasi-légitimité, en parlant de la branche cadette des Bourbons parce qu'elle était montée sur le trône par une révolution, tout en appartenant à l'ancienne famille royale.“ Vergl. dazu Heine 5, 30 (1832): „Ludwig Philipp hat vergessen, daß seine Regierung durch das Prinzip der Volkssouveränetät entstanden ist, und in trübseligster Verblendung möchte er sie jetzt durch eine Quasilegitimität, durch Verbindung mit absoluten Fürsten und durch Fortsetzung der Restaurationsperiode zu erhalten suchen.“ Ebenso kommt Börne wiederholt darauf zu sprechen, z. B. 11, 253 und 256 (1833).

Leiden am Leben, eine von Goethe geprägte Wendung, der im Logennachruf vom 15. Juni 1821 spricht: „Wir leiden alle am Leben; wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen.“ Den Sinn der Stelle erläutert Th. Vogel in der ZfdU. 15, 390 dahin: ‚Wir bleiben nicht unangefochten von den Versuchungen; nicht unberührt von den schädlichen Einflüssen des Lebens‘. Vergl. auch Goethes Aufsatz ‚Litterarischer Sansculottismus‘ (1795): „Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vorteil zieht.“

Aber erst Nietzsche münzt den Ausdruck wirklich aus zu schlagenden Formeln pessimistischer Lebensanschauung. So heißt es 10, 18 (1873): „Eine Zeit, die an der sogenannten allgemeinen Bildung leidet, aber keine Kultur und in ihrem Leben keine Einheit des Stils hat, wird mit der Philosophie nichts Rechtes anzufangen wissen.“ Ferner überschreibt er 2, 233 (1878) den 249. Aphorismus mit dem Motto An der Vergangenheit der Kultur leiden und erläutert: „Wer sich das Problem der Kultur klar gemacht hat, leidet dann an einem ähnlichen Gefühle wie Der, welcher einen durch unrechtmäßige Mittel erworbenen Reichtum ererbt hat ... Die ganze Summe von Kraft, Lebenswillen, Freude, welche er seinem Besitze zuwendet, balancirt sich oft mit einer tiefen Müdigkeit.“ Vor allem aber ist lehrreich die Deutung, die er dem letzten Ausruf des sterbenden Sokrates 5, 264 f. (1882) gibt: „Dieses lächerliche und furchtbare „letzte Wort“ heißt für Den, der Ohren hat: „Oh Kriton, das Leben ist eine Krankheit!“ Ist es möglich! Ein Mann wie er, der heiter und vor aller Augen wie ein Soldat gelebt hat — war Pessimist! ... Sokrates, Sokrates hat am Leben gelitten!“ Vergl. auch 8, 377.

Natürlich ist Nietzsche dabei stark von Schopenhauers Philosophie beeinflußt. Für die Zwischenzeit von Goethe zu Nietzsche sei auch auf Börne 6, 111 verwiesen, wo als ähnliche Wendung anklingt: ‚an der französischen Revolution krank darnieder liegen‘.

Leitartikel, ein durch Übersetzung aus dem Englischen (vergl. Leader oder leading article) gewonnenes Stichwort, das zunächst im fremden Gewand oder in der Form: leitender Artikel seit

Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts im Deutschen auftaucht. Vergl. darüber Gomberts Belege in der ZfdW. 3, 316f. Auch die Grenzb. erwähnen 1842, 1. Sem. S. 374 als neue Errungenschaft deutscher Blätter ‚leitende Artikel in der Art, wie die großen französischen und englischen Journale sie bringen'. Ebenda 1843, 785 begegnet sowohl ‚der Mann des leading article' als ‚der „leitende" Mann'. Siehe ferner meine Angaben in der ZfdW. 5, 116f.

Danach erscheint der Ausdruck Leitartikel seit dem Jahre 1848. Das mit einer ziemlichen Dosis von Spott oder Geringschätzung gebrauchte Verbum leitartikeln wird z. B. bereits im Kladd. 1857, 98 verwendet: „Heinrich Leo in Halle hat wieder einmal jeleitartikelt."

Weitere Belege bei Sanders, Ergb. S. 19 und im DWb., allerdings erst aus späteren Jahren.

Leitmotiv wurde durch einen Anhänger Richard Wagners zunächst als Stichwort aufgebracht für dessen prägnante, öfters wiederkehrende musikalische Motive. Der Ausdruck scheint in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts (von wem?) geprägt worden zu sein und gewann bald allgemeine Verbreitung. Wagner selbst äußert sich darüber 10, 185. Nachdem er darauf hingewiesen, daß er wohl mit hinreichender Deutlichkeit anderen den Weg zur neuen Form des musikalischen Tonsatzes in seiner Anwendung auf das Drama gezeigt habe, fährt er fort: „Dieser Weg ist, meines Wissens, noch nicht beschritten worden, und ich habe nur des einen meiner jüngeren Freunde zu gedenken, der das Charakteristische der von ihm sogenannten „Leitmotive" mehr ihrer dramatischen Bedeutsamkeit und Wirksamkeit nach, als (da dem Verfasser die spezifische Musik fern lag) ihre Verwerthung für den musikalischen Satzbau in das Auge fassend, ausführlicher in Betrachtung nahm."

Wagner benennt dieselbe rhythmisch-melodische oder harmonische Phrase entweder musikalisches oder dramatisches Motiv oder auch Hauptmotiv. Das Neuwort Leitmotiv wurde viel und scharf angegriffen. Schon 1877 bespöttelt Gutzkow, Die neuen Serapionsbrüder 2, 207 ‚die „Gedanken", die „Leit-

motive", die ... beim Blicken in ein aufgeschlagenes Gedichtbuch und dem melodramatischen Begleiten desselben ... einfielen'. Noch entschiedener geht Joh. Scherr, Pork. (1882) S. 129f. ins Zeug, der von einem ‚Monopolweihfestspiel, zusammengesetzt aus Hopfenstangenreimen und Malz-Maisch-Motiveleitungen' redet. Auch Nietzsche 8, 11 und 28 polemisiert im ‚Fall Wagner' (1888) heftig dagegen: „Was gar das Wagnerische „Leitmotiv" betrifft, so fehlt mir dafür alles kulinarische Verständniß. Ich würde es, wenn man mich drängt, vielleicht als idealen Zahnstocher gelten lassen."

Für den freieren Gebrauch vergl. z. B. Bamberger 5, 251 (1889).

Lex Heinze, ein 1892 geprägtes Schlagwort für die verschiedenartigen, zunächst von der Regierung, dann auch von ultramontanen und konservativen Politikern eingebrachten Gesetzesentwürfe zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Den Namen gab ein im Jahre 1891 in Berlin gegen das Ehepaar Heinze verhandelter sensationeller Mordprozeß. Das Schlagwort fand in Reichstagsdebatten und in der Presse ein lautes Echo, zuletzt seit der im Februar 1900 erfolgten Vereinbarung zwischen Regierung und Reichstagskommission über einige gegen Nuditäten in Kunst und Literatur abzielende Paragraphen, in denen weite Kreise eine schwere Gefährdung der künstlerischen Wahrheit erblickten. Eine lebhaft geschürte Agitation verhütete schließlich erfolgreich die endgültige Annahme. Vergl. darüber Soz. Monatshefte 3, 217 (1899), sowie einen satirischen Artikel in der Zukunft 26, 409 unter der Überschrift: Lex Goethe usw.

Liberal, ein aus dem Spanischen nicht lange nach den deutschen Freiheitskriegen in der modernen Bedeutung entlehntes politisches Schlagwort. Es bezeichnet als solches die im staatlichen oder im bürgerlichen Leben betätigte freiheitliche und fortschrittliche Gesinnung. Das Wort selbst war freilich im Deutschen schon beträchtlich länger vorhanden.

Obwohl nun Littré 2, 1 : 293 den spezifisch politischen Sinn bereits bei Chateaubriand (1802) und bei Madame de Stael (1807) nachweist, so ist doch der Ausdruck als bestimmter

Parteiname erst 1812 von den spanischen Konstitutionellen ausgeprägt worden. Deswegen rühmt Börne 5, 352 mit gutem Grund: „Die europäische Menschheit wird einst Spanien Vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch Nichts hinzu, und hätte sie ihm auch Nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geist der Zeit verkörpert hat".

Doch dringt dies Schlagwort erst im dritten Jahrzehnt im Deutschen wirklich durch. Vergl. Meyer S. 38f., sowie Görres 4, 263 (1821): „Die Entzweiung der Servilen und Liberalen, wie man sie zu nennen pflegt, . . Die Ersten lassen überall die Pflicht, als das absolut Bedingende, das Recht und die Autorität, die da gebietet, jede persönliche Freiheit, die gegenwirken will, aufheben und vernichten." Derselbe Schriftsteller spricht auch mehrfach vom Liberalismus, z. B. 5, 135 und 137 (1822—23).

Aus dem nächsten Jahrzehnt notiere ich beispielshalber Laube, Das neue Jahrhundert 2, 1 (1833): „Liberal bin ich, aber zu den Leuten, die sich die Liberalen nennen, will und werde ich nie gehören." Um dieselbe Zeit äußert sich Mundt, Moderne Lebenswirren (1834) S. 29: „Es gibt in allen Perioden gewisse Individuen, die man vorzugsweise Zeitindividuen nennen könnte. Sie müssen reden, singen, tanzen, jubeln und sich auf den Kopf stellen, damit man weit und breit erfährt, daß große Ereignisse zur Welt kommen. Sie sind die kapitolinischen Gänse, die das Vaterland durch Geschrei retten; sie sind, mit einem Wort, Zeitindividuen, sie sind Liberale."

Auch bei den deutschen Verfassungskämpfen kommt der sogenannten liberalen Partei eine besondere Bedeutung zu. Als sie sich dann 1848 zum größten Teil zur demokratischen entwickelte, bezeichnete sich die gemäßigte Fraktion speziell als altliberale Partei. Auch die im Jahre 1866 gebildete nationalliberale Partei adoptierte wieder das alte Stichwort, nur daß sie es entsprechend modernisierte.

Die Schlagkraft des Wortes ist noch heute durchaus lebendig und bewährt sich täglich aufs neue in immer weiterer und freierer

Verwendung. Von modernen Zeugnissen sei nur an einen Ausspruch Bismarcks, Polit. Reden 5, 382 (1873) erinnert: „Der Herr Vorredner hat sich darüber beklagt, daß der „Liberalismus“ — ich bediene mich der Kürze wegen seines Ausdrucks — in den letzten Jahren Fortschritte gemacht hat. Ja, meine Herren, ich habe Ihnen das im vorigen Jahre ... vorhergesagt, daß dies wahrscheinlich der Fall sein werde; es ist auch möglich, daß er noch mehr Fortschritte macht.“

Lockspitzel ist nach Kluge, Etym. Wb. S. 371 eine Prägung des Schriftstellers Karl Henckell, der am 2. Februar 1888 in der ‚Züricher Post‘ einen satirischen Bänkelsang unter dem Titel: Lockspitzellied veröffentlichte und damit das frz. agent provocateur glücklich verdeutschte. Vergl. auch Büchmann S. 329.

Das einfache (Wienerische) Schmähwort Spitzel freilich ist erheblich älteren Datums und erobert sich vom österreichisch-bayrischen Sprachgebiet etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts weiteren Boden, bis es als gehässiges Schlagwort für einen hinterlistigen Polizeispion und Denunzianten allgemein in Aufnahme kommt. Hebbel, Tageb. 3, 449f. notiert am 4. Okt. 1853: „Mein Schwager . . hört von meiner Bekanntschaft mit Hirsch und fragt mich auf einmal, weil er glaubt, dieser habe etwas mit der Polizei zu thun, angelegentlich und ernsthaft, ob er durch ihn nicht als geheimer Agent (vulgo Spitzel) empfohlen werden könne.“ Vergl. DWb., das auch Spitzelei und Spitzeltum aus dem Frankf. Journal vom 22. März 1871 belegt: „Nichts steht aus der Reaktion der fünfziger Jahre bei dem Deutsch-Österreicher, und namentlich bei dem Wiener, in so entsetzlicher, in so finsterer Erinnerung, als das offizielle politische Spitzelthum.“ Zahlreiche andere Stellen bei Sanders, Ergb. S. 494.

Logik der Tatsachen ist mir als Schlagwortzitat zuerst in einem Briefe des Unterstaatssekretärs Gruner an Bismarck vom 5. Mai 1861 (Bismarck-Jahrb. 5, 179) aufgestoßen. Hat Bismarck vielleicht selbst eine derartige Äußerung getan? Seit ca. 1867 wird die Wendung wiederholt gegen seine Politik

gekehrt. Joh. Scherr, Aus der Sündflutzeit (1867) polemisiert S. 37: „Wer aber in der Macht ist, der ist im Recht, auf die Minute hin so lange, als er in der Macht ist. Das ist die „Logik der Thatsachen“, das ist „Realpolitik“.“ Ebenda S. 299: ‚„Realpolitik“, für welche es nur noch eine „Logik der Thatsachen“ gibt.‘

Vergl. aber auch Naumann-Buch (1895) S. 156: „Bismarck brach mit der politischen Phrase und betrieb Politik der Tatsachen, er frug nichts nach Naturrecht oder System, sondern er war Praktiker, Gegenwartsmensch. . . Dieser praktische Bismarck hat uns aus dem Träumen und Dichten heruntergeholt und zwischen harten Tatsachen auf den Boden gestellt.“

So hat sich die infolge der Kriegspolitik von 1866 gern gegen Bismarck erhobene Schelte im Laufe der Zeit in eine wohlverdiente Anerkennung verwandelt, die mit demselben Eifer jetzt für ihn angeführt wird.

Los von Rom! Mit diesem Rufe, der schon in den achtziger Jahren erklungen war, forderten die Studenten Franz Foedisch und Georg Rakus im Dezember 1897 erneut und aufs wirksamste zum Massenaustritt aus der katholischen Kirche auf. Vergl. Büchmann S. 681, wo auch der temperamentvollen Propaganda des Reichsratsabgeordneten Georg Ritter von Schönerer besonders gedacht wird. Dieses Stichwort gegen den Klerikalismus, das eine mächtig anschwellende Los von Rom-Bewegung hervorrief (siehe z. B. auch Soz. Monatsh. 3, 415) war die erbitterte Antwort auf die deutsch-feindliche Haltung der römisch-katholischen Geistlichkeit zumal in den österreichischen Nationalitätskämpfen der neunziger Jahre.

Vergl. ferner Zukunft 33, 24ff., wo Peter Rosegger ein Stimmungsbild unter der Überschrift Los von Rom! gibt, sowie den Titel einer Landsbergschen Broschüre ‚Los von Hauptmann!‘ (Berlin 1900), worin freie Bahn gegenüber der dominierenden dichterischen Potenz Hauptmanns gefordert wird. ‚Die Parole „Los von Österreich!“‘ findet sich schon 1866 bei Treitschke, Zehn Jahre S. 76 erwähnt.

Löwe. Dieses charakteristische Schlagwort für eine modische Berühmtheit oder überhaupt eine Aufsehen erregende Erscheinung hat, wie es scheint, Fürst Pückler um das Jahr 1828 aus England eingeführt. So schreibt er in den Briefen eines Verstorbenen 4, 398 (am 8. Juli 1828) über die hölzernen und ungeschliffenen Manieren und die launische Affektation eines englischen Dandy: „Das ohngefähr macht den jungen „Lion" in der Modenwelt." Und 2, 96 (am 10. Okt. 1828) glossiert er, nachdem er den rok of Cashel mit seiner berühmten Ruine einen der größten „Lions" von Irland genannt hat: „„Lion" ist eine Modeausdruck, und bedeutet das Erste, Berühmteste, oder das, was grade im Augenblick am meisten en vogue ist. Das entgegenstehende, gemeinere, heißt „tigre". So nennt man z. B. die jungen Dandee's in ihren Cabriolets in der Hauptstadt Lions, die kleinen Jungen aber, welche hinten aufstehen, tigres. Auch Stutzer von der geringeren Societät werden mit dem letzten Namen bezeichnet."

Im gleichen Jahre verdeutscht Heine 3, 220 auch bereits das Fremdwort: „Was uns aber an Quantität fehlt, das ersetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer — aber es ist ein ‚Löwe'"!

Seitdem häufen sich die Belege unter der Hand. So berichtet Gaudy 13, 9 (1838) offenbar im Hinblick auf Pückler: „Der Markus-Platz trägt einen aristokratischeren, exklusiveren Charakter; er ist, um mich des modernsten Ausdruckes zu bedienen, der Salon der Löwen, welche sich um ihr geflügeltes Vorbild schaaren, die Riva der Tiger. Sie ist aber auch die äußerste Schranke des Comfort und der Sitte." Alle möglichen Spielarten des Typus tauchen allmählich auf, wie der politische, der parlamentarische, der musikalische Löwe, desgleichen der Löwe der Gesellschaft und der Löwe des Tages. Vergl. Sanders 2, 173a und Meyer S. 43, Gombert in der ZfdW. 2, 264, sowie meine Bemerkungen in den Grenzb. 1904, 1. Viertelj. S. 536.

Von späteren Belegen sei noch genannt Scheffel, Tromp. (1853) S. 91:

„Und der deutsche Bär erschien ihr
Feiner bald und edler, als die
Sämmtlichen Pariser Löwen.“

Ferner Nietzsche 7, 145 (1886): ‚Die beiden Löwen von Berlin, der Anarchist Eugen Dühring und der Amalgamist Eduard von Hartmann‘.

Aber auch das weibliche Seitenstück kommt in Aufnahme. Zunächst in der französischen Form, z. B. bei Gutzkow 12, 66 (1842), welcher Anna Thillon ‚eine Lionne der Gesangswelt‘ nennt. Dann aber auch daneben die Übersetzung. So schreibt Hartmann, Erzählungen (1860) S. 177: „Eine Deutsche und eine der elegantesten, schönsten, blondesten und verrufensten Löwinnen von Paris. Es ist sehr merkwürdig, welchen großen Erfolg unsere schönen Landsmänninnen haben, wenn sie sich mit Energie und Ausdauer darauf werfen, Lionnes zu werden. Sie überstrahlen dann alle französischen Löwinnen, die doch den Ruf größerer Koketterie und höherer Grazie haben.“

Mädchen für alles wird seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein viel variiertes ironisches Witzwort, das natürlich dem Annoncendeutsch entstammt. Gutzkow 9, 44 (1846) erwähnt ‚eine Magd „für alles“‘ und die Grenzboten 1847, 2. Sem. 3, 356 ebenso ein ‚Mädchen „für Alles“.‘

Dann bringt der Kladd. 1862, 203 die stark satirische Anzeige: „Gesucht wird ein König für Alles, welcher nöthigen Falles auch auswärts schlafen kann. Auf kleines Gehalt wird mehr gesehen, als auf gute Behandlung. usw. usw.

Wittwe Hellas, Wittelsbacher Weg Nr. 1.“

Ebenda 1863, 193 wird Herr Wöniger ein ‚politisches „Mädchen für Alles“‘ genannt, und 1866, 206 inseriert mit ergötzlichster Parodie Ein Minister für Alles.

Das Stichwort ist noch heute im Schwang, wie sich aus Bleibtreu, Heyse, Nietzsche und anderen belegen ließe.

Magenfrage, ein von Lassalle 1, 39 (1863) nach englischem Vorbild geprägtes Schlagwort: „Das allgemeine Wahlrecht von 89 bis 96 Prozent der Bevölkerung als Magenfrage aufgefaßt und daher auch mit der Magenwärme durch den

ganzen nationalen Körper hinverbreiten — seien Sie ganz unbesorgt ... es gibt keine Macht, die sich dem lange widersetzen würde!" Nach Wilh. Wackernagels Angabe bei Lassalle 2, 155 f. habe während der englischen Fabrikarbeiterbewegung vom Jahre 1838 der methodistische Geistliche Stephens eine Versammlung auf dem Kersall-Moor bei Manchester angeredet: „Der Chartismus, das ist eine Messer- und Gabelfrage; die Charte, das heißt: gute Wohnung, gutes Essen und Trinken, gutes Auskommen und kurze Arbeitszeit." In dieser Form begegnet der Ausdruck dann Bl. f. lit. Unt. 1846, 191, bis ihn Lassalles Umbildung ablöst.

Magus im Norden nannte 1762 Friedrich Karl von Moser mit schlagender Wendung den bizarren und orakelnden Schriftsteller Joh. Georg. Hamann, indem er ein ‚Treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich an den Magum im Norden oder doch in Europa' erließ (Ges. moral. und polit. Schr. 1, 503). Veranlassung zu diesem doppeldeutigen Ausdruck gab offenbar Hamann selbst, der im gleichen Jahre mehrfach mit dem Begriff gespielt hatte. So versichert er 2, 400 (1762): „Ich habe Betrachtungen gelesen, und liebe die Natur, unsere alte Großmutter, wie ein Magus", oder: „Ein Magus muß man seyn, wenn man unsere schönen Geister lesen will." Auch veröffentlichte er 1762 eine Schrift unter dem Titel ‚Die Magi aus dem Morgenlande'. Deshalb bemerkt Moser 1, 510 ausdrücklich, er habe zuerst Hamann für einen Phantasten, dann für einen Mystiker gehalten und nach Lektüre dieser Publikation für einen Adepten. Hamann nahm das Epitheton sofort auf und bezeichnete sich nur zu gern damit, wie aus zahlreichen Stellen zu erweisen ist. Vergl. 4, 37 ff.

Andererseits überträgt er das Stichwort auch bereits auf Herder, den er 4, 70 (1772) als ‚Magus in Europa' rühmt und 71 mit folgendem Zuruf begrüßt: „Ihm, dem würdigsten aller meiner Freunde ... in Norden und Deutschland ... meinem Freund Herder, dem würdigsten aller meiner Freunde in Norden und Deutschland, vermache ich meine Freude und meine Krone."

Dann schrieb Wieland 32, 543 (1799) in seiner Besprechung von Herders Metakritik im Teutschen Merkur über Kant: „Aber der philosophische Zauberpalast, den der große Magus aus Norden „ἐκ μὴ φαινομένων“ hervorgehen hieß, ist seiner innern Beschaffenheit und seinem Zwecke nach von ganz anderer Importanz“ als die durchschnittlichen metaphysischen Hypothesengebäude.

Entsprechend wurde Kreuzer nach Treitschke, Deutsche Gesch. 2, 91 der ‚Magus des Südens‘ genannt und Rich. Wagner nach Tappert S. 49 von Speidel im Jahre 1878 als Magus von Bayreuth verhöhnt.

Maifeier wird seit dem Jahre 1890 das sozialistische Schlagwort für den vom Pariser Julikongreß der internationalen Arbeitervereinigung (1889) proklamierten Weltfeiertag am 1. Mai jedes Jahres. Vergl. Soz. Monatsh. 2, 63 (1898) und Holz, Sozialarist. S. 46: „Feinet Kunstblatt. Hat mer mein Personal zu de letzte Maifeier jeschenkt.“

Majorsecke, die charakteristische Bezeichnung der kritischen Periode, welche zwischen dem Avancement vom Hauptmann zum Major liegt, erscheint schon 1873 als Titel eines Lustspiels von Ernst Wichert ‚An der Majorsecke‘ (Reclam 690). Darin wird erläutert S. 13: „Der älteste Hauptmann steht immer an der Majorsecke und da — weht eben ein scharfer Wind, der manchen umwirft.“ Dann wird der Ausdruck auch freier gebraucht, zumal in der abgeblaßten Redensart von einem ‚um die Ecke gegangenen‘ Offizier.

Marinismus, ein von der Sozialdemokratie geprägtes und gegen die Marinevorlagen gerichtetes Kampfeswort, das Ende der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts auftaucht und ein modernes Seitenstück zu dem älteren Scheltwort des Militarismus ist. So wird in der Zukunft 31, 374 (1900) persiflierend über ‚unsere Kultur in den Tagen des Molochismus, Brotwuchers und Marinismus‘ gesprochen. Oder die Soz. Monatsh. 4, 654 konstatieren im gleichen Jahre: „Prinzipielle Gegnerschaft gegen die Zumutungen des Militarismus und Marinismus wurde von bürgerlichen Vertretern überhaupt nicht mehr geltend gemacht.“

Maßregeln, ein polemisches Schlagwort, um gewisse Regierungsmaßnahmen als polizeimäßig zu brandmarken. Wohl seit 1840 etwa üblich. Auerbach, Schwarzw. Dorfgesch. 3. Aufl. 1, 320 (1846) hat: ‚aus der Wallachei da 'nausmaßregeln'. In den Blättern für lit. Unterh. 1847, 254 heißt es: ‚durch Staatsprüfungen und andere Polizeimittel gemaßregelt'.

Entsprechend gebraucht man das Substantiv Maßregelung. Die Grenzb. 1847, 2. Sem. 3, 249f. schreiben: „Behüte, von Härte kann bei solchen Maßregelungen überhaupt nicht die Rede sein; im Gegenteil nur von einer übertriebenen großonkelhaften Besorglichkeit für die artige Aufführung von Landeskindern." Sanders 2, 694b und Ergb. S. 413 zeigt die Beliebtheit des Ausdrucks an einer Fülle späterer Zusammensetzungen und Ableitungen.

Maulkorbgesetz kam auf als höhnische Bezeichnung für einen im Jahre 1879 von der Regierung eingebrachten, vom Reichstag jedoch abgelehnten Gesetzentwurf, der auf eine Beschränkung der parlamentarischen Redefreiheit abzielte. Das Schlagwort wurde bald auch auf andere Verhältnisse übertragen. Siehe Harden, Apostata 1, 196 (1891): „Die sozialistische Agitation wurde unter das Maulkorbgesetz gestellt." Das Bismarck-Jahrbuch 6, 355f. bucht ferner einen Artikel der Hamburger Nachrichten vom 18. März 1898, der das Stichwort trägt: Kein Maulkorbgesetz! Darin heißt es im Hinblick auf die Beratung der Flottenvorlage: „Wir können kaum glauben, daß die verbündeten Regierungen damit einverstanden sein würden, daß sie in Bezug auf ihre finanzielle Gesetzgebung auf längeren oder kürzeren Zeitraum oder gar auf immer gebunden werden sollten; es würde eine solche Bestimmung in die Kategorie der Maulkorbgesetze gehören, von denen früher in oppositioneller Richtung öfter die Rede gewesen ist."

Menschenrechte werden zwar bereits in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, wie Feldmann ZfdW. 6, 331 an Beispielen aus Moser und Zimmermann dartut, unter dem parallelen Ausdruck Menschheits-Rechte diskutiert, gewinnen aber erst durch die Anerkennung auf dem nordamerikanischen Kongreß

vom 4. Juli 1776 wirklich staatsrechtliche Bedeutung und werden dann durch die berühmte, von Lafayette beantragte Déclaration des droits de l'homme et du citoyen vom August 1789, die auch in die folgenden republikanischen Verfassungen einging, ein politisches Schlagwort ersten Ranges.

Diese Entwicklung läßt sich an folgenden Belegen verfolgen. Gleich nachdem Dohm im Teutschen Merkur (1777), 3. Viertelj. S. 266 das 'Gefühl vom Menschenrecht' besonders betont hat, nimmt der Herausgeber Wieland ebenda, 4. Viertelj. S. 120ff. das Wort zu lebhafter Kritik. Auch Schiller spricht im 8. Briefe über Don Carlos (1788) von einer 'Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert'.

Seit der französischen Revolution dringt das Schlagwort bald in alle möglichen Schriften ein. Ich erwähne nur Lucians Neueste Reisen (1791) S. 225 und S. 226, wo von einer neuen Menschengattung die Rede ist, 'die mit einemmale von angeborener Freiheit der Menschen, von den unumstößlichen Rechten der Menschheit, von Despotismus und Tirannei mit einem Enthusiasmus sprachen, der wahre Begeisterung zu seyn schien". Ebenda heißt es S. 339: „Die Nationalversamml. schrieb zuerst die Rechte der Menschheit aus: Art. 1. alle Menschen werden frei und gleich in den Rechten geboren." Siehe ferner Wielands Ausführungen im Neuen Teutschen Merkur vom Jahre 1791 (August) S. 432 f., dann Voß 4, 221 (1793) und die Bemerkung im Wörterbuch der französischen Revolutions-Sprache (1799) S. 12: „Droits de l'homme, Menschenrechte, werden von den Unterdrückern Frankreichs nur als Aushängeschild und zu Theaterdecorationen gebraucht. Noch nie und in keinem Lande ist mit dem Wohl der Menschen so frevelhaftes Spiel getrieben, nie sind Menschenrechte so ungescheuet mit Füßen getreten worden."

Aus dem 19. Jahrhundert sei angeführt Arndt, Geist der Zeit (1806) S. 342 und die charakteristische Erklärung Börnes 11, 159 (am 16. Dez. 1832), welcher ausdrücklich bezeugt, daß sich auch in Frankreich die 'Menschenrechte' längst überlebt hatten: „Jetzt denkt Keiner mehr daran, und wenn man mit

einem Staatsgelehrten von Menschenrechten spricht, lacht er Einen aus, und wenn man in Paris zwischen zwei und vier Uhr nachmittags das Wort Menschenrechte ausspricht, werden vor Schrecken alle Wangen bleich, und die Renten fallen. Menschenrechte — das ist die Guillotine!" Schon die Verfassung vom 13. Dez. 1800 hatte diese Erklärung als überflüssig wieder beseitigt.

Die Schlagkraft des Ausdrucks wirkt aber noch bei Heine 2, 364 (1842) und 366 nach, der seinen Spott weidlich daran ausläßt, usw.

Menschenwürdiges Dasein wird von Lassalle gern als sozialistischer Kraftausdruck verwandt. So spricht er 1, 177 (1863) von dem berechtigten Anspruch der Arbeiter und Kleinbürger, vom Staate zu verlangen, daß ihnen ‚zu einem wahrhaft menschenwürdigen Dasein' zu verhelfen sei. Ebenso S. 290.

Doch ist dies Schlagwort, wie Gombert in der ZfdW. 3, 319 zeigt, nur eine Variante der älteren Forderung menschenwürdiger Zustände, die nach Wolff 2, 148 (April 1848) besonders von dem damals als Vertreter der Arbeiter auftretenden Schlöffel erhoben wurde. Heutzutage ist die Wendung nicht nur zum guten Teile gegenstandslos geworden, sondern auch durch den damit getriebenen Mißbrauch in ziemlichen Mißkredit gekommen. Vergl. auch Feldmanns Belege über Menschenwürde in der ZfdW. 6, 331 f.

Mietkasernen, ein seit Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts verbreitetes Scheltwort der vielstöckigen großstädtischen Wohnhäuser. In den Grenzboten 1872, 1. Sem. 1, 76 seufzt ein Berliner Korrespondent beweglich über „jene fürchterlichen fünfstöckigen städtischen Miethskasernen, welche den Fluch der neuen Stadttheile Berlins bilden". Zwei Jahre später schreibt Treitschke in den Preuß. Jahrbüchern 34, 295: „Die unglückliche „Miethkaserne" ist Regel in allen deutschen Großstädten, mit der einzigen beneidenswerthen Ausnahme Bremens." Lagarde gar erklärt es S. 390 allem deutschen Empfinden hohnsprechend, in einer Mietkaserne untergebracht zu sein ‚wie das

Urvieh in Noes Arche oder die Spielsachen in einer Nürnberger Schachtel'.

Aber schon 1831 berichtet Heine 3, 440 von den aus lauter kleinen und einförmigen Häusern bestehenden Straßen Londons, daß sie „nur zwei unendlich lange kasernenartige Häuser zu sein scheinen." Die unmittelbare sprachliche Vorstufe scheint mir die von Gombert ZfdW. 7, 15 beigebrachte Wohnkaserne zu sein. Heinr. Leo äußert sich im Volksblatt für Stadt und Land vom 29. Okt. 1856, Sp. 1377: „Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist es, als wenn alle europäischen Völker in einer großen Wohncaserne zur Miethe säßen .... Wenn in einer solchen Wohncaserne ein ungezogener Lausejunge von Sohn gegen Vater und Mutter frech und gottlos ist, so darf er nicht seine angemessene Tracht Prügel haben."

Milieu begegnet bei dem Geschichtsphilosophen Hippolyte Taine, Histoire de la littérature anglaise (1863) bereits als fertig ausgebildetes und nachdrücklichst betontes Schlagwort. Er, der sich auf die exakte Methode des Naturforschers so viel zugute tut und in der Introduction dieses Werkes S. XV unter anderem die charakteristischen Sätze niederschreibt: „Que les faits soient physiques ou moreaux, il n'importe, ils ont toujours des causes" und: „Le vice et la vertu sont des produits comme le vitriol et le sucre" — er erklärt S. XXII eigens als die drei Hauptkräfte: la race, le milieu et le moment. Dazu S. XXV die besondere Erläuterung: „Lorsqu'on a ainsi constaté la structure intérieure d'une race, il faut considérer le milieu dans lequel elle vit. Car l'homme n'est pas seul dans le monde; la nature l'enveloppe et les autres hommes l'entourent" usw.

Diese Theorie des milieu hat sich dann vor allem Zola zu eigen gemacht, der im ersten Bande seines großartigen Romanzyklus ‚Les Rougon-Macquart' (1871 ff.) programmatisch erklärte: „Die Erblichkeit hat ihre Gesetze wie die Schwerkraft. Ich werde versuchen, den Faden aufzufinden und zu verfolgen, der mathematisch von einem Menschen zum anderen führt, indem ich die doppelte Frage der Einwirkung der Temperamente und der

Umgebungen (milieux) löse.“ Siehe Suchier und Birch-Hirschfeld, Gesch. der französischen Literatur (1900) S. 680.

Das Schlagwort dringt anscheinend erst während der siebziger Jahre nach Deutschland und bürgert sich so rasch ein, daß es ein Jahrzehnt später bereits als leidiges Modewort empfunden wird. Vergl. Nietzsche 13, 324 (1885): „Jetzt — ist die Theorie des Milieu's am bequemsten: Alles übt Einfluß, das Resultat ist der Mensch selber.“ Derselbe Schriftsteller, der zwar 14, 215 lebhaft gegen ‚die Tyrannei des Milieus‘ eifert, aber doch die Wichtigkeit dieser Theorie für die Physiologie konstatiert, gibt ebenda 199 f. die prägnante Charakteristik: „Zola: — ein gewisser Wetteifer mit Taine, ein Ablernen von dessen Mitteln, in einem skeptischen Milieu es zu einer Art von Dictatur zu bringen.“

Für den Mißbrauch, der mit dem modischen Schlagwort getrieben wurde und noch getrieben wird, verweise ich nur auf ein paar bezeichnende Ausrufe Brennerts (1898) S. 69: „Milieu! — Was wären wir heute ohne das „Milieu“! — O Zola!“

Die deutsche Entsprechung Umwelt geht mindestens bis ins Jahr 1800 zurück, natürlich ohne den spezifisch modernen Bedeutungsinhalt zu besitzen, und ist möglicherweise eine Nachbildung des dänischen omverdenen. Vergl. darüber Stosch ZfdW. 7, 58 f. und Gombert ebenda 150 ff.

Militarismus wird anscheinend seit Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts im Deutschen als Schlagwort verwandt. Littré 2, 1: 560 (1869) verzeichnet militarisme als französischen Neologismus. Und Bamberger schreibt 4, 182 (1870) im Hinblick auf die Taktik süddeutscher Abgeordneten die bezeichnenden Sätze: „Ihre Rechnung ist vielmehr diese: der Norddeutsche Bund hält ja ein Heer, das stark genug ist, Deutschland zu schützen; weshalb sollten wir uns die Last auflegen, eine Armee zu bezahlen, Kriegsdienst zu thun; weshalb sollten wir uns den Ruhm versagen, dem Militarismus einen allzeit gern gesehenen Fußtritt zu versetzen? Kommt die Stunde der Gefahr, wird Moltke auch schon für Süddeutschland sorgen.“

Je rapider sich in den folgenden Jahrzehnten die Ausgaben für militärische Zwecke steigerten, um so leidenschaftlicher bediente man sich dieser Schelte. Vergl. bei Nordau, Die conv. Lügen (1883) S. 6 die Wendung: „Jahr für Jahr Milliarden auf dem Altar des Militarismus opfern‘ oder bei Bamberger 5, 266 (1889): „Der nimmersatte Militarismus frißt immer mehr Steuern.“

Wenn nun Bleibtreu, Die Propaganda der That S. 45 bemerkt: „Militarismus, Steckenpferd manchesterlicher Demagogen!“, so ist die Kraftwendung vom ‚Moloch des Militarismus‘ speziell als die jüngste sozialdemokratische Steigerung zu bezeichnen. Sie begegnet z. B. auch bei Georg Conrad, In purpurner Finsternis (1895) S. 155.

Mob, eine aus dem Englischen entlehnte Bezeichnung des (unruhigen) Pöbels, die zunächst ihren fremdländischen Ursprung nicht verleugnet. So führt Heine 6, 212 in einem vom 25. Aug. 1840 datierten Bericht den Mob neben der Gentry und High nobility auf. Auch Hartmann 2, 90 (1849) spricht speziell von ‚Englands Mob‘. Seit den sechziger Jahren aber wird dieser verächtliche Ausdruck auch als ein in freierer Anwendung beliebtes Stichwort gebraucht. Scherr, Blücher 2, 146 (1863) kontrastiert so den vornehmsten und den gemeinsten Mob. Lassalle 3, 3 (1864) redet nicht nur vom politischen Mob, sondern auch vom literarischen. Gleichwohl überwiegt bei weitem die Bezeichnung auf das niedere, tumultuarische Volk. Vergl. Sanders, Fremdw. 2, 80.

Moderne, nach Meyer S. 52 ein von Hermann Bahr gebildetes Abstraktum, das Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts aufgekommen zu sein scheint. Bahr gebrauchte dies nach dem Muster der ‚Antike‘ geformte Gegenstück der ‚Moderne‘ unermüdlich und brachte es so rasch in Umlauf. Eine ganze Reihe seiner Publikationen führt das Neuwort mit im Titel. So veröffentlichte er 1890 eine Sammlung von Aufsätzen und Rezensionen unter der Bezeichnung: Zur Kritik der Moderne, worin er S. 250 schreibt: „Eines scheidet die Moderne von aller Vergangenheit und gibt ihr den besonderen Charakter: die

Erkenntnis von dem ewigen Werden und Vergehen aller Dinge in unaufhaltsamer Flucht und die Einsicht in den Zusammenhang aller Dinge, in die Abhängigkeit des einen vom anderen in der unendlichen Kette des Bestehenden."

Dann folgten 1894 ‚Studien zur Kritik der Moderne' und 1897 ‚Neue Studien zur Kritik der Moderne' usw. Vergl. auch Bahr, Theater (1897) S. 10: „Einst hatte er für die „Moderne" geschwärmt, jetzt wollte er nicht mehr mit."

Moralische Eroberungen, ein viel gebrauchtes politisches Schlagwort, das nach Gomberts Nachweis bereits am 17. Mai 1847 als fertige Wendung vom Fürsten Felix Lichnowsky verwandt wurde: ‚Der Zollverein, diese große moralische Eroberung des deutschen Geistes'. Zur Vorgeschichte des Ausdrucks und zur wiederholten Neubelebung, namentlich in der Ansprache des Prinzregenten Wilhelm von Preußen an das Ministerium Hohenzollern-Auerswald am 8. Nov. 1858, vergl. die bei Büchmann S. 631 zusammengestellten Belege.

Siehe auch im Kladd. 1861, 104 die auf die Rivalität Preußens und Österreichs zielende Anspielung: Ein moralisches Wettrennen. Ferner namentlich ebenda S. 139 (am 4. Aug. 1861) ein aktuelles Seitenstück:

Müller. Wenn ich man erst wüßte, was moralische Ohrfeigen sind?

Schultze. Damit is es janz dasselbe wie mit moralische Eroberungen.

Man sagt zu dem Andern: Betrachten Sie sich als von mir jeohrfeigt oder als von mir erobert.

Damit wird Bezug genommen auf ein Rencontre zwischen dem französischen Kommandeur Grafen von Goyon und dem päpstlichen Vertreter Herrn von Merode, über den jener geäußert habe: „er könnte ihm aus Rücksicht für sein priesterliches Jewand keene Ohrfeigen jeben; er jebe sie ihm indessen hiermit moralisch." Entsprechend auch ein Ausfall S. 144. Dagegen steht Treitschke dem oben genannten Stichwort skeptisch gegenüber. Am 13. Nov. 1864 schreibt er an Gustav Freytag: „Die blöden Thoren, die von moralischen Eroberungen

Preußens im Süden träumen!" Auch Bismarck, Gedanken und Erinnerungen 1, 55 gedenkt der „Hoffnung oder Erwartung, die bis in die „Neue Ära" hinein in Phrasen von dem deutschen Berufe Preußens und von moralischen Eroberungen einen schüchternen Ausdruck fand'. Dazu die scharfe Kritik ebenda S. 77.

Die modernste Spielart ist der moralische Erfolg, der seit etwa 1890 Mode geworden zu sein scheint. Harden, Apostata 1, 9 (1890) spöttelt: „Man hatte einen neuen Begriff erfunden, den „moralischen Erfolg". Und es verging kein Tag, an dem nicht ein moralischer Erfolg erzielt worden wäre, daheim oder in Sansibar oder am Cap der Guten Hoffnung." Ähnlich S. 11: „Im Lande Phrasien erringt man ohn' Ermatten noch immer moralische Erfolge."

Moralischer Irrsinn, ein vom englischen Irrenarzt Prichard geprägter Terminus für das Fehlen moralischer Gefühle und Begriffe (Vergl. dessen Treatise on insanity, London 1835). Dieser medizinische Fachausdruck (moral insanity) dringt etwa seit den siebziger Jahren ins größere Publikum und wird nun überhaupt zum Schlagwort für jene geistige Abnormität, die sich entweder in einer Art souveräner Willkür und Größenwahn oder auch in gewissen Schwächezuständen kundgibt. Vergl. Krafft-Ebing, Die Lehre vom moralischen Wahnsinn (1871).

Dann sei verwiesen auf Nietzsche 4, 344 (1881), der unter dem Stichwort Moralischer Irrsinn des Genies ausführt: „Bei einer gewissen Gattung großer Geister giebt es ein peinliches, zum Theil fürchterliches Schauspiel zu beobachten: ihre fruchtbarsten Augenblicke, ihre Flüge aufwärts und in die Ferne scheinen ihrer gesammten Constitution nicht gemäß zu sein und irgendwie über deren Kraft hinauszugehen, so daß jedes Mal ein Fehler und auf die Dauer die Fehlerhaftigkeit der Maschine zurückbleibt, als welche sich aber wiederum, bei so hochgeistigen Naturen, wie den hier gemeinten, in allerlei moralischen und intellectuellen Symptomen viel regelmäßiger als in körperlichen Nothzuständen zu erkennen giebt" usw.

Ferner Nordau, Entartung 1, 30 (1892): „Was fast allen Entarteten fehlt, das ist der Sinn für Sittlichkeit und Recht.

Für sie gibt es kein Gesetz, keinen Anstand, keine Schamhaftigkeit. . . Wenn diese Erscheinung in hohem Grade vorhanden ist, dann spricht man von „moralischem Irrsinn", „moral insanity"." Dagegen spöttelt Bierbaum, Pankr. (1896) S. 188 über das viel beliebte Schlagwort: „Ich aber sei ein Berliner . . und leide an moral insanity, wie alle Einwohner dieser infamen Stadt."

Moraltrompeter von Säkkingen nannte Nietzsche 8, 117 (1888) mit witzigem Sarkasmus den großen Dichteridealisten Schiller und gab damit den Schillerhassern ein wirksames Schlagwort an die Hand. Allerdings war der Ausdruck nur eine orginelle Modernisierung des älteren Moralphilister. So verteidigt z. B. Scherr, Haidekraut (1883) S. 255 bereits mit Wärme den Idealisten Schiller, „welcher bekanntlich in den Augen unserer Pfaffen und Inquisitoren des materialistischen Kakangeliums nur noch ein „Moralphilister" ist."

Mucker wird nach Feldmann ZfdW. 6, 110 in Zedlers Universallexikon 22, 9 (1739) definiert: „Mucker werden diejenigen genannt, welche unter dem Scheine eines gottseligen und frommen Wandels, wie auch gäntzlicher Verleugnung der Welt, sich aus allen bei dem Weltlaufe eingeführten an sich erlaubten, oder wenigstens indifferenten Dingen eine Sünde machen, und daher dem äußerlichen Bezeigen nach den Kopf hängen, auch sonst in Kleidungen schlecht einhergehen usw., in der That aber von nichts weniger als von der wahren Frömmigkeit Profession machen. Dieses jetzt beschriebene Bezeigen solcher Menschen nennt man die Muckerey."

Der Spottname soll zuerst den Zuhörern des pietistischen Professors Franz Buddeus in Jena angehängt worden sein und wird bei Kluge, Studentenspr. S. 108 seit den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts nachgewiesen. Von den Belegen Feldmanns sei hervorgehoben Philippi, Sechs deutsche Reden (1732) S. 117: „Das, manchem Mißbrauch unterworfene, Wort Mucker, glaube ich, heiße so viel, als ein solcher stupide Mensch, der sich nicht untersteht, vor großer Leichtgläubigkeit gegen des anderen Aussprüche zu mucksen."

Darauf erwidert Liscow S. 186 mit Spott über die ‚so glücklich entdeckte Etymologie des Worts: Mucker‘.

Der Ausdruck hängt aber vielmehr zusammen mit mucken = heimlich tun, bedeutet also: Heimtücker, Scheinheiliger, Frömmler, wie Kluge, Etym. Wb. S. 274 angibt.

Weitere Zeugnisse werden aus Schubart, Pfeffel, Wieland angeführt. Vergl. dazu DWb., sowie Sanders 2, 337b und Ergb. S. 360. Besonders charakteristisch ist noch der Titel eines 1748 zu Breslau und Leipzig erschienenen Theaterstücks: ‚Der Mucker, oder Molierens scheinheiliger Tartüffe.‘ Ferner die zeitgemäße Auslassung von Hermes, Sophiens Reise 1, 74 (1770): „Heists iezt Enthousiast? dachte ich hier; vormals hies es ja Pietist? Die Schimpfnamen für rechtschafne Leute haben auch wol ihre Moden so, wie die Harlocken. Also wäre es wol sehr bürgerlich und altväterisch, wenn iemand iezt von Pietisten, Muckern und Kopfhängern in einer Gesellschaft sprechen wolte?“

Aber noch 1835 erregte der langwierige Prozeß gegen die Königsberger Mucker, deren Haupt der Prediger Wilhelm Ebel war, großes unliebsames Aufsehen und gab dem Schlagwort frische Kraft.

Mumpitz, nach Kluge, Etym. Wb. S. 275 ein seit 1850 auftretendes Slangwort, das aber seit den siebziger Jahren als Berliner Börsenausdruck neu beflügelt wurde. Vergl. auch Müller-Fraureuth, Aus der Welt der Wörter (1904) S. 30: „Dieses Wort hat zwar von Berlin aus seinen Siegeszug angetreten, es sagt aber nichts Neues; der Mumpitz ist lediglich der alte Mummputz oder (hessisch) Mombotz, das heißt das Gespenst . . Der Begriff der Schreckgestalt ging über in den eines erschreckenden oder bloß verblüffenden Geredes, das noch mehr verflachte in leeres Geschwätz, Unsinn.“ Siehe weiter Glagau (1876) S. 295 und Sanders Ergb. S. 361. Außerdem Bierbaum, Pankr. (1896) S. 182 und Holz, Sozialarist. S. 19: „Det is ja man blos son Mumpitz.“

Musikdrama, ein musikalisches Schlagwort, das Richard Wagners Opern als neue Kunstgattung charakterisieren sollte,

von diesem aber als eine ganz verunglückte Wortbildung energisch abgelehnt wurde. Er sieht 9, 302ff. in seinem Abwehrartikel ‚Über die Benennung „Musikdrama"' in diesem Ausdruck nur eine unklare und deshalb mißverständliche Bezeichnung für ein in Musik gesetztes wirkliches Drama zum Unterschied vom landläufigen Opernlibretto. Da man aber die dann logischerweise geforderte Zusammensetzung „Dramamusik" doch nicht gewagt habe, eine ebenbürtige Wortverbindung aber nicht möglich sei, auch ein ital. Dramma per musica nicht nachzuahmen war, so tritt er für die alte Bezeichnung Oper ein. Auch seinen Ausdruck Bühnenfestspiel nennt er nur eine Verlegenheitsbildung und vertröstet auf eine zukünftige Wortschöpfung.

Gleichwohl ist das Schlagwort Musikdrama üblich geworden, nur daß es nicht auf einen zeitgenössischen Journalisten oder Literaten zurückgeht, sondern auf Theod. Mundt, der schon Jahrzehnte früher lebhaft das Musikdrama zum Unterschied vom poetischen Drama befürwortet hatte. Er schreibt in seinen ‚Kritischen Wäldern' (1833) S. 82f.: „Es gab freilich auch von jeher eine Gattung von musikalischem Drama, in welchem die Musik nur als Intermezzo mitspielt, und das sich also von der Oper als dem in der Einheit von Dichtkunst und Tonkunst gegründeten Musikdrama wesentlich unterschied."

Mußpreußen nannten sich die Bewohner der von Preußen annektierten Landesteile, besonders in der Provinz Sachsen und am Rhein, jahrzehntelang, um ihren Unwillen gegen die Einverleibung in den neuen Staat zu bekunden. Gombert, Festg. belegt dieses Schlagwort seit dem Jahre 1839, und zwar bei Jak. Venedey, Preußen und das Preußentum S. 202: „Es wird noch lange dauern, ehe sich die neuen Provinzen ... nicht mehr — Mußpreußen nennen werden." Da der Ausdruck hier schon geläufig ist, darf man wohl annehmen, daß er nicht lange nach 1815 aufgekommen ist. Vergl. ZfdW. 2, 265 und Meyer S. 71, welcher betont, daß der Ausdruck nach dem Jahre 1866 mit neuem Impuls erfüllt worden sei. Wohl begreiflich bei den damaligen starken politisch-landschaftlichen Erregungen.

Musterstaat weist Gombert ZfdW. 3, 320f. als selbstgefälliges oder spöttisches Epitheton für das seit dem 22. August 1818 mit einer Verfassung bedachte Großherzogtum Baden wiederholt aus Treitschkes Deutscher Geschichte nach, z. B. 5, 327: „Also ward durch Freund und Feind die von Welcker verkündigte „große badische Idee“ genährt, die Vorstellung, daß hier am Oberrhein der liberale Musterstaat Deutschlands bestände.“ Ebenda S. 498: „Die Schwäche des Staatseisenbahnsystems, die Parteilichkeit zeigte sich hier in dem so lange durch politische Kämpfe zerrütteten konstitutionellen Musterstaate“ (d. i. Baden!). Dazu vergl. S. 193: „Baden, das gelobte Land der liberalen Musterverfassung ward jetzt auch das Land der Mustercensur, wie K. Mathy im Landtage treffend sagte.“

Mit Beziehung auf das Herzogtum Nassau und seine Verfassung begegnet das gleiche Stichwort bereits bei Görres, Teutschland und die Rev. (1819) S. 52: „So war also hier ein eigentlicher Musterstaat moderner Verfassungskunst festgestellt, die alle Menschen gleichmacht in gemeiner Dienstbarkeit, und das Werk war nach dem Vorbilde Frankreichs (als) ein Microcosm des Napoleonischen Macrocosm ausgeführt — und siehe da! der Meister sah, daß es gut war.“

Gombert vermutet wohl zutreffend, daß speziell Baden durch die Tätigkeit Rottecks und später Welckers zu der Ehre des Musterstaates gekommen sei.

‚Den Frankfurter Musterstaat‘ rühmt Bettina, Dies Buch (1843) S. 484.

Mut der Meinung stammt nach Gomberts Angabe in der ZfdW. 3, 321 von Alex. von Humboldt, der in einem am 23. April 1842 in der Rhein. Zeitung abgedruckten Brief an den Minister Grafen von Stolberg u. a. schrieb: „Man muß vor allem den Mut einer Meinung haben.“ Veranlaßt wurde er dazu, weil die Bestätigung des zur Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften vorgeschlagenen Gelehrten Dr. Ries ungewöhnlich lange auf sich warten ließ.

Vergl. Grenzb. 1847, 2. Sem. 3, 126: „Keine von beiden Parteien hatte den Muth ihrer Meinung.“ Sehr bald wird das

Schlagwort auch ironisiert. Gombert, Festg. zitiert aus Br. Bauer, Gesch. d. Parteikämpfe in Deutschl. 3, 222 (1847): „Vierzig Köthener Bürger, die wirklich den „Mut einer Meinung“ hatten, machten öffentlich bekannt, daß“ usw.

Danach wurde das auf wissenschaftliche Forscher gern angewandte Wort vom Mut des Fehlens gebildet. Vergl. auch Treitschke, Politik 1, 182: „Grade ein junger Mann soll hier den Muth der Wahrheit haben. Naive Frauen giebt es noch, aber nur wenige ganz hervorragende Naturen unter den Männern, die den Mut der Unwissenheit haben.“

Nabob, entstanden aus dem ostindischen, urspr. arabischen nawâb = Statthalter. Das Wort bezeichnete zunächst einen indischen Fürsten, dann im figürlichen Sinn einen in Ostindien steinreich gewordenen Engländer, schließlich überhaupt einen mit großem Glanz auftretenden Geldmann. Thomas Abbt 1, 238 f. (1765) berichtet ‚von einem afrikanischen Nabob, das heißt, einem dortigen armseligen Wesen, die wir in Europa Bettler nennen würden, die dort aber Könige heißen, weil sich einige andre Bettler vor ihnen bücken.‘ Vergl. Wieland 31, 99 (1770): „Ich weiß nicht, was Rousseau für Ursache hat, dem guten Willen oder dem Vermögen aller der Kaiser, Könige, Sultane, Schachs, Nabobs, Khans, Emirs usw., welche den Erdboden beherrschen, so wenig zuzutrauen.“ Desgl. Jean Paul 26, 25, welcher von einer ‚Nabobin oder Fürstin‘ spricht.

Zum übertreibenden Kraftwort scheint der Ausdruck erst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts geworden zu sein. Vergl. Gaudy 12, 150f.: „Kurz, Autor und Leser sind, so lange sie bei unserm Nabob zu Tische sitzen, in Mahomeds siebentem Himmel.“ Im Französischen wird der Ausdruck seit 1835 in freierer Anwendung gebucht. Die Beliebtheit bezeugen u. a. der Titel eines Romans von Maurus Jókai: Ein ungarischer Nabob (1856) und namentlich der eines anderen von Alphonse Daudet: Le Nabab (1877), worin das Bild eines verschwenderisch auftretenden Ausländers mit berückender Farbengebung entworfen wird.

Nationalsozial wurde seit einer Zusammenkunft vom 23. bis 25. Nov. 1896 der offizielle Parteiname für eine vom Pfarrer Naumann geführte, aus den Christlich-Sozialen hervorgegangene neue politische Vereinigung, die allerdings bereis im Jahre 1903 sich wieder mit der Freisinnigen Vereinigung verschmolz. Das Stichwort wurde durch eine rührige Propaganda in weite Kreise getragen. Vergl. nur die im Naumann-Buch S. 183 ff. angeführte Bibliographie, ferner z. B. Soz. Monatshefte 3, 344 ff., wo in einem Artikel über Die Nationalsozialen gehandelt wird.

Naturalismus ist als spezifisch literarisches Schlagwort wohl erst durch Zola seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts wirksam ausgeprägt worden, obwohl die Übertragung aufs künstlerische Gebiet bereits hinlänglich vorbereitet war. Littré, der sie 1869 noch nicht verzeichnet, trägt sie im Supplementband nach und belegt sie aus dem Jahre 1876.

Ins Jahr 1881 fallen dann zwei bedeutsame kritische Schriften Zolas, einmal: Les romanciers naturalistes, andererseits: Le naturalisme au théâtre. Vergl. hierzu Nordau, Die conv. Lügen (1883) S. 9, welcher über die französische Literatur bemerkt: „Sie huldigt einem Kunstprinzip, wofür sie die Bezeichnung Naturalismus gefunden hat." Und Scherr, Die Nihilisten (1885) schreibt über Dostojewskys Roman ‚Verbrechen und Strafe' S. 39 recht abschätzig: „Dieses Buch, den sogenannten „Naturalismus" auf die Spitze treibend, ist freilich eins der peinlichsten, die man lesen kann, wahrhaft nervenfolternd."

Zumal seit Mitte der achtziger Jahre war das Schlagwort in aller Munde und hat sich, auch als die modische, aber stark befehdete Geschmacksrichtung durch neue Bestrebungen abgelöst wurde, noch als literaturgeschichtliche Klassifikation fest behauptet. Bereits 1891 veröffentlichte Herm. Bahr eine Schrift unter dem bezeichnenden Titel: ‚Die Überwindung des Naturalismus'. Vergl. auch Holz, Sozialarist. S. 75: „Der Naturalismus hat doch jetz abjewirthschaft. Erst de Stimper, denn wir Olimper!"

Natürliche Auslese oder natürliche Zuchtwahl (aus engl. natural selection), dieses berühmt gewordene Erklärungsprinzip

der Abstammungslehre, wurde durch Darwin im Titel seines bahnbrechenden Werkes über ‚Die Entstehung der Arten' (1859) zuerst schlagend formuliert und im 4. Kapitel genauer erläutert. Vergl. die deutsche Übersetzung von J. Victor Carus, 4. Aufl. (1870) S. 93: „Diese Erhaltung günstiger und Verwerfung nachtheiliger Abänderungen ist es, was ich natürliche Zuchtwahl nenne oder Überleben des Passendsten." Ferner Haeckel S. 36: „Indem Darwin als praktischer Thierzüchter die Erfahrungen der künstlichen Zuchtwahl auf die Organismen im freien Naturzustande anwendete und in dem „Kampf um's Dasein" das auslesende Princip der natürlichen Zuchtwahl entdeckte, schuf er seine bedeutungsvolle Selektionstheorie, den eigentlichen Darwinismus."

Parallel geht die Theorie von der geschlechtlichen Auslese, welche der ästhetischen Seite der Naturbetrachtung gerecht werden soll. Vergl. dazu z. B. die Äußerung Nietzsches 15, 344 (1888): „Man hat die Auslese der Schönsten in einer Weise übertrieben, wie sie weit über den Schönheitstrieb unsrer eignen Rasse hinausgeht!"

Die Schlagwortwendung ist aber auch anderen Gebieten außer der Naturwissenschaft angepaßt worden, wie unter anderem das viel erörterte Stichwort von der sozialen Auslese zeigt. Siehe Soz. Monatshefte 1, 590 ff. (1897).

Natürliche Grenzen, eine von Frankreich ergangene Losung, um damit den Anspruch auf die Gebiete links des Rheins zu begründen, wurde im Jahre 1813 ein von den deutschen Schriftstellern leidenschaftlich befehdetes Schlagwort. Jahn 2, 479 führt eine reiche Liste von Broschüren und Aufsätzen aus den Jahren 1813—15 an, aus deren Titeln zumeist ein entschiedener Protest gegen die Wendung herausklingt. Allen voran die zündende Trutzschrift E. M. Arndts: Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze (1813).

Durch Napoleon III. wurde der nie erloschene Kampfesruf aufs neue belebt. Vergl. z. B. Kladd. 1857, 162: „Es ist nicht wahr, daß wir noch immer an die Herstellung der „natür-

lichen Gränzen Frankreichs" denken. Deutschland gegenüber kennen wir gar keine Gränzen.

La grrrrrrande Nation."

Der Ausdruck selbst ist alt, so falsch seine Anwendung auf Flüsse ist, die doch Völkerbrücken bilden. Im Deutschen bringen ihn z. B. bereits Lucians Neueste Reisen (1791) S. 294: ‚Alles in die natürlichen Gränzen eingeschränkt, die von Gebürgen und großen Flüssen gebildet wurden.' Nach Büchmann S. 566 soll Sieyès im Jahre 1793 zuerst den Ausdruck in bestimmter politischer Tendenz auf den Rhein angewendet haben. Doch zeigt Lothar Bucher in der Deutschen Revue, 12. Jahrgang, Bd. 2, S. 69 f., wie schon am 1. Januar 1792 Anacharsis Cloots einen älteren Gedanken wieder aufs Tapet bringt, indem er im Jakobinerklub die Rheingrenze mit der Begründung verlangt, daß das Schachbrett Frankreichs zwölf Felder mehr zählen werde, wenn der Rhein und die Alpen den Rahmen bildeten.

Im Januar 1795 habe darauf der preußische Legationssekretär Harnier aus Besprechungen mit Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses das Schlagwort in die amtliche deutsche Sprache übernommen, und so erscheint es denn auch in einem Metternichschen Diktat vom Nov. 1813, das der französische Baron Saint Aignan über die Friedensbedingungen an Kaiser Napoleon übermittelte: „Que les souverains coalisés étaient unanimement d'accord sur la puissance et la prépondérance que la France doit conserver dans son intégrité, et en se renferment dans les limites naturelles qui sont le Rhin, les Alpes et les Pyrénées."

Vergl. Gombert in der ZfdW. 3, 322 und Arndt 1, 201 (1840): „Wo ist von Chateaubriand bis de la Martine, bis auf den dümmsten Korporal, ein Franzose, der nicht sagte: ‚Aber der Rhein, das ist Frankreichs natürliche Grenze; was diesseits des Rheins liegt, das ist Frankreich, das muß bei der ersten besten Gelegenheit wiedergewonnen werden?'" Aus dieser Vorstellung, daß das linke Rheinufer den Franzosen von Natur, also von Rechts wegen

gehöre, erklärt Bucher auch die bis 1870 und später beliebte Wendung au delà du Rhin für Deutschland, eine Unsitte, die übrigens auch von deutschen Zeitungen nachgeahmt wurde mit dem entsprechenden Ausdruck ‚jenseits des Rheins' für Frankreich.

Naturwüchsig prägte Heinrich Leo in seinen 1833 publizierten ‚Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates' (S. 1) zum prägnanten Ausdruck für ein freies, organisches Wachstum im Gegensatz zu allem mechanisch Gemachten.

Zur Geschichte dieses Schlagwortes, das nach anfänglicher heftiger Opposition zum beliebten Modewort herabsank und eine Reihe anderer, zum Teil parodistischer Neubildungen hervorrief, vergl. meine Ausführungen in der ZfdU. 16, 701 und 17, 235f. Ich füge dem nur einen lehrreichen Beleg aus Mosens sämtlichen Werken 4, 423 (Leipzig 1880) hinzu, der im Jahre 1842 schreibt: „Wo kein naturwüchsiger Staat besteht, welcher sich so zu dem Geiste der Nation verhält, wie der menschliche Leib zu seiner Seele, welche ihn belebt, da vertritt seine Stelle der mechanische Polizeistaat, welcher keine Staatsbürger kennt, sondern nur träge Massen von nutzbaren Spießbürgern, verwaltet nach den Grundsätzen der Stallfütterung."

Nervös. Die Geschichte dieses wichtigen und ungemein elastischen Schlagwortes habe ich in der ZfdW. 6, 119ff. ausführlich klarzulegen versucht. Danach ergibt sich, daß der moderne Bedeutungsinhalt im Deutschen etwa seit 1830 nachweisbar ist, daß das Wort aber dann in den folgenden Jahrzehnten derart in Aufnahme kam, daß es schließlich nicht mehr vom Menschen und seinen körperlichen und geistigen Zuständen allein gebraucht wurde, sondern ebenso auch von Tieren, leblosen Dingen und abstrakten Begriffen. Wilh. Michel charakterisiert es daher gar nicht übel als den universalsten Lückenbüßer, den die Wörterbücher je gesehen haben, da es eben jedem Substantiv auf den Leib passe. Ich habe es mit dem Lieblingswort des 17. und 18. Jahrhunderts zusammengestellt, dem ebenso vielseitig gebrauchten und mißbrauchten Adjektiv galant.

Der Ausdruck hat einen merkwürdigen Bedeutungswandel durchgemacht. Die Sache selbst, die wir heute mit dem Wort

nervös bezeichnen, war dem 18. Jahrhundert schon nicht fremd. Aber erst seit Anton Mesmers epochemachender Entdeckung des sogen. tierischen Magnetismus fing man allgemein an, sich für derartige krankhafte Nervenzustände zu interessieren. Was in medizinischen Aufsätzen und Schriften eifrigst erörtert wurde, fand nämlich einen deutlichen Niederschlag in der Literatur überhaupt. Weit verbreitete Zeitschriften, Theaterstücke, Romane spielen von da ab nur zu gern auf das beliebte Thema von den kranken Nerven an. Iffland, Jean Paul und Kotzebue mögen zeugen für viele. An einem einheitlichen Ausdruck für diesen Krankheitszustand aber fehlt es auch dem ausgehenden 18. Jahrhundert noch. Man spricht von Reizbarkeit, von reizbaren, schwachen oder überspannten Nerven, von hysterischen Umständen, von Hypochondrie, von Nervenschwäche usw., nie aber von nervös oder von Nervosität.

Das erklärt die Geschichte des Wortes. Denn noch im ganzen 18. Jahrhundert schließt sich nervös eng an die Grundbedeutung seines Stammwortes an: der Nerv oder die Nerve, wie es zumeist gebucht wird. Dementsprechend hat nervös, abgeleitet aus lat. nervosus unter Beeinflussung der französischen Form nerveux, durchaus den Sinn von nervenvoll, nervenreich, nervig bez. nervicht = sehnig, kraftvoll, eindringlich — eine Behauptung, die ich durch Belege vom zweiten bis letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts erhärtet habe.

Weiter führt erst eine Angabe von Campe in seinem Ergb. (1813) S. 434. Zwar verzeichnet auch er nervös noch mit der alten Bedeutung: kräftig, stark, nervig, aber er notiert daneben auch schon die Wendung ‚nervöses Flußfieber'. Aus dem Verdeutschungsvorschlag, für das Lehnwort vielleicht nervicht zu verwenden, läßt sich entnehmen, daß nervös neben seiner ursprünglichen prägnanten Bedeutung seit Beginn des 19. Jahrhunderts den allgemein Sinn = die Nerven betreffend angenommen hat. Denn Campe ist mit seiner Unterscheidung von nervig = starke Nerven habend und nervicht = Nerven ähnlich, sich auf die Nerven beziehend, unmittelbar von Adelung abhängig.

Von dieser Zwischenstufe war zum modernen Bedeutungsinhalt von nervös nur ein Schritt. Die Vermittlung geschieht durch die medizinische Terminologie, wie schon Campes Beleg zeigt. Und diese medizinische Färbung haftet dem Ausdruck auch noch geraume Zeit an, nachdem sich der neue Sinn bereits durchgesetzt hat. Den allmählichen Übergang beleuchtet eine Stelle aus dem Rheinischen Merkur vom Jahre 1814 (Görres 2, 357): „Wie die leiblichen Krankheiten dieser Jahrhunderte einen nervösen Charakter angenommen haben, so ist es auch um die moralischen Revolutionen . . beschaffen." Ferner ein Zitat bei Goethe, der aus einer Schrift des Physiologen Purkinje anführt (Ausg. letzter Hand 50, 38): „Das Blendungsbild hingegen pflegt bei nervöser Stimmung in asthenischem Zustande länger nachzuhalten." Der Aufsatz Goethes ist 1824 veröffentlicht worden. Aber erst nach Ablauf dieses Jahrzehnts kommt die neue Bedeutung allgemein auf und macht den Ausdruck zum modischen Schlagwort.

An Zeugnissen dafür, daß sich im 19. Jahrhundert das Interesse für derartige krankhafte Nervendispositionen andauernd steigerte, ist kein Mangel. Gleichwohl nehmen die Romantiker den Ausdruck nervös dafür noch nicht auf. Auch Börne, der sich oft mit diesem Zustand beschäftigt, kennt ihn ebensowenig. Und doch lag er in der Luft. Die Zeitstimmung beurteilt Gutzkow entschieden zutreffend in seinem Romane ‚Wally' (1835) S. 50: „Das allmähliche Herunterkommen der Romantik erschlafft die bisher angespannten Nerven der Nationen. Es waren Deutsche genug, die an Hoffmanns Tode litten, Franzosen genug, welche die üblen Folgen von Victor Hugo's ruhendem Federkiel spürten. Sie alle wollten Reiz".

So ist es durchaus kein Zufall, daß gerade die unbefriedigten, negierenden, zwiespältigen — mit einem Wort nervösen Schriftsteller des Jungen Deutschlands besonders das Wort nervös als willkommenen Ausdruck für krankhafte Unruhe oder ohnmächtige Erschlaffung aufnahmen und aufs eifrigste in Kurs setzten. Ungefähr seit 1830 spielt der Ausdruck, in dem ihre kritische, zersetzenden Tendenz, ihre pointierte Effekthascherei ein

prägnantes und tönendes Schlagwort fand, in der deutschen Literatur seine Rolle. Wohl möglich, daß dabei englischer Einfluß mitwirkte. Wenigstens lassen das die von Pückler im Jahre 1830 veröffentlichten Briefe eines Verst. vermuten. Darin berichtet er 4, 184 (unter dem 19. September 1827) von einer bei Sturm unternommenen Turmbesteigung: „Nur muß man sich den entmutigenden Gedanken keinen Augenblick überlassen, das beste und einzige Mittel, wenn man, wie die Engländer sagen, „nervous“ zu werden anfängt.“ Ebendort sagt er S. 264 f. ausdrücklich (unter dem 2. Dez. 1827): „Da ich einmal im Citiren bin, laß mich Dir eine kurze Stelle aus einem hier sehr beliebten medizinischen Buche abschreiben, die auch außer uns gar vielen Naturen unsrer Zeit über sich selbst Aufschluß geben kann. Höre: ‚Eine Art Individuen, ohne im Allgemeinen schwach zu seyn, werden doch von der Wiege bis zum Grabe stets das seyn, was man nerveus nennt; das heißt, sie mögen von Natur fest und gut gebildet seyn, so weit das Grundwerk der Maschine geht . . . und dennoch werden sie in einem Punkte immer schwächlich genannt werden müssen, nämlich die Organe, welche von der Natur bestimmt sind, die Eindrücke des Gefühls und Empfindens weiter zu befördern, werden so beschaffen seyn, daß sie mit Blitzesschnelle durch die leichteste Irritations-Ursache in einen unordentlichen Zustand übergehen, zu einer Zeit krankhaft reizbar sind, zu einer andern in eine Art Gefühlslosigkeit verfallen.‘“

Selbst eine ergötzliche Abschilderung eines typischen ‚nerveusen Kranken‘ wird noch mitgeteilt. Dann habe ich auf eine Stelle in Immermanns Miscellen (1830) verwiesen. Der Dichter schildert nämlich in der Novelle ‚Der Carneval und die Somnambüle‘ eine nervöse Betrügerin, die sich im Banne eines schwindelhaften Magnetiseurs und Charlatans befindet und in dem Modebade Ems als seine scheinbare Patientin gutgläubige Kurgäste und Besucher anlocken und ausplündern helfen muß. Zu einem Verehrer dieses Mediums äußert der angebliche Arzt S. 165: „Schon gestern ahnte ich, daß Sie die Reizbarkeit einer nervösen Natur selbstsüchtig zu entzünden gewußt hatten.“

Die rasche Verbreitung des modernen Schlagwortes ist durch eine Belegliste aus Gutzkow, Gaudy, Jeremias Gotthelf, Alex. Grafen von Württemberg, Gustav Freytag, Auerbach, Mörike, Heine, Wilh. Jordan usw. usw. von mir genauer veranschaulicht worden, zu der man beliebig Nachträge schon aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch häufen kann. Daraus ist zu erkennen, wie das Wort in wenigen Jahrzehnten in Novellen, Romane, Dramen, kritische und literaturgeschichtliche Darstellungen, ja selbst in die Lyrik eingedrungen ist und bald unentbehrlich wird. Dabei verbleicht die medizinische Färbung immer mehr, so daß sich die Gebrauchssphäre zusehends erweitert. So widmet Goltz in seinen 1860 erschienenen ‚Typen der Gesellschaft' der wichtigen Modekrankheit ein eigenes Kapitel: Nervöse Damen-Pathologie überschrieben. Darin wird namentlich die Charakteristik der modernen nervösen Frau mustergültig abgehandelt, natürlich mit humoristischen Übertreibungen. Seine Ansicht zeigt die Äußerung zu Beginn der Schilderung: „Am nichtsnutzigsten, unerträglichsten und inkurabelsten zeigen sich aber die nervösen Frauenzimmer. Sie sind des Morgens, des Mittags und des Abends und selbst im Traume schachmatt. Zum Sterben sind sie zu kräftig, zum Leben und Arbeiten viel zu schwach."

In der Folgezeit wird das Schlagwort derart abgehetzt, daß man jetzt nur die erste beste Erzählung oder Zeitung zu lesen braucht, um darauf zu stoßen. Selbst Bismarck verschmäht es nicht. Siehe Polit. Reden 12, 448 (nervöse Unruhe). Von den zahlreichen Anführungen bei Nietzsche vergl. 3, 65: „Die eigentlichen Dichter und Künstler der Gegenwart lieben es, ihre Gemälde auf einen roth grün grau und goldig flackernden Grund aufzutragen, auf den Grund der nervösen Sinnlichkeit: auf diese verstehen sich ja die Kinder dieses Jahrhunderts." Sogar von ‚Übernervosität' redet er 12, 196.

Die Substantivbildung Nervosität ist mir zur Bezeichnung des krankhaften Zustandes, auch charakteristisch genug, zuerst bei dem 1849 verstorbenen Arzt Feuchtersleben begegnet. Er schreibt 6, 50 mit Beziehung auf eine exaltierte Briefstelle der Rahel: „Erinnern wir uns dabei an die Nervosität, anerethistische Asthenie

(womit ihr krankhafter Zustand zu bezeichnen wäre) der Schreibenden ... so wird diese Emphase über ein Goethesches Gedicht von ihrem Seltsamen viel verlieren." Auch das Substantiv ist rasch durchgedrungen. So ist z. B. Nietzsche 8, 151 (1888) ‚Rußland der Gegensatz-Begriff zu der erbärmlichen europäischen Kleinstaaterei und Nervosität.' Vergl. auch Krafft-Ebing, Über gesunde und kranke Nerven (5. Aufl. S. 3): „Der Wurm, der an der Frucht des Kulturlebens nagt und Lebensfreude und Lebensenergie unzähliger Menschen vergiftet, ist die sogenannte Nervosität, ein allgemeiner, verschwommener, populärer Ausdruck für Zustände von Schwäche und Erregtheit des Nervensystems bis zu ausgesprochener Nervenkrankheit." Der Ausdruck ist nach französischem Muster gebildet. Denn schon im Compl. du dict. de l'Acad. fr. von 1839 wird nervosité als neologische Bildung angegeben: Qualité de ce qui est nerveux.

Während aber im Französischen, wo derselbe Bedeutungswandel des Adjektivs zu beobachten ist, und in den verwandten romanischen Sprachen die alte Bedeutung kraftvoll auch später noch im wörtlichen und übertragenen Sinne fortgeführt wird, verdrängt beim deutschen nervös der neue Inhalt schnell und endgültig die ursprüngliche Bedeutung. Belege dafür sind im 19. Jahrhundert an sich schon spärlich. Zwar nennt Eichendorff in seinem dramatischen Märchen ‚Krieg den Philistern' (1823) im 3. Abenth. die muskulösen Waffenschmiede noch schlechthin ‚nervöse rußige Kerls', aber nach dem Auftreten des modernen Inhalts merkt man das Bestreben, durch andere Adjektiva oder einen schattierenden Zusatz einem Mißverständnis vorzubeugen, da die alte Bedeutung im Aussterben begriffen war. Menzel schreibt im Lit. Bl. 1836, 387: „Die mitgetheilten Erzählungen ... verhalten sich zu Tausend und einer Nacht wie ein dicker spleenhafter englischer Stockjobber zu dem freien, leichten, nervösen und phantasieschwelgenden arabischen Kind der Wüste." Und bei Görres heißt es in seiner Christlichen Mystik 2, 288 (1837), daß der Mensch im kosmischen Bezuge zu der umgebenden Welt, zwischen das sonnenhafte Oben derselben und das erdenhafte Unten gestellt, beide in sich einigt ‚in dem nervösmusku-

laren Mittleren.' Der Prozeß freilich ist durch derlei Anfrischungen nicht aufgehalten worden.

Bei der außerordentlichen Abnutzung des Schlagwortes nervös ist es begreiflich, daß man sich gelegentlich nach gleichbedeutendem Ersatz umsah. Meyer hat S. 68 neurasthenisch als einen solchen Terminus bezeichnet, der neuerdings aus den Krankenbüchern ins große Publikum dringe. Entsprechend auch Neurasthenie und das als Ersatz für eine vorhandene Lücke sich empfehlende Substantiv Neurastheniker. Vergl. Bierbaum, Pankr. (1896) S. 182: „Mumpitz! Neurasthenisch seid Ihr." Und Nietzsche 15, 75 (1888) gesteht: „Ich habe mich gefragt, ob man nicht alle diese obersten Werthe der bisherigen Philosophie, Moral und Religion mit den Werthen der Geschwächten, Geistes-Kranken und Neurastheniker vergleichen kann: sie stellen in einer milderen Form, dieselben Übel dar." Andererseits spricht Nietzsche des öfteren von Neurose und Neurotikern, z. B. 7, 460 (1887): „Die religiöse Neurose erscheint als eine Form des „bösen Wesens": daran ist kein Zweifel," oder er summiert sein Urteil über Wagners Kunst, die im innersten Kerne krank sei und lauter Hysterikerprobleme in überreizter Sensibilität behandle, in dem Schlagsatz 8, 18 (1888): „Wagner est une névrose". Ebenda nennt er S. 156 ‚die Theorie vom milieu, eine wahre Neurotiker-Theorie'.

Trotz mancher Differenzierungen ferner, die der allgemeine Sammelbegriff erfahren hat (vergl. Trottoirkrankheit, Platzscheu, Bammel oder Tatterich), sind die Schlagworte nervös und Nervosität bei weitem die beliebtesten geblieben. Ja, neuerdings verbindet man, wie Wilh. Michel (Münchener Neueste Nachr. vom 15. Dez. 1904) mit Recht bemerkt, durchaus nicht immer einen nachteiligen Sinn damit: „Wenn man das Automobil als ein „nervöses" Fahrzeug bezeichnet, so will man damit doch nicht seine Untauglichkeit, sondern seine Feinheit und Fähigkeit zu blitzschnellem Reagieren auf den Willen des Lenkers hervorheben. Und wenn man von der „nervösen Feinheit japanischer Zeichnung und japanischen Kolorits" spricht, so bedeutet das ein Lob für die gesunde Sinnlichkeit dieses Volkes, das für

die zartesten Reize von Farbe und Bewegung noch empfänglich bleibt.

So könnte es schließlich kommen, daß wir uns durch einen zweiten Bedeutungswandel wieder zu dem ehemaligen Inhalt des Wortes zurückfänden."

Neue Ära, ein im eigentlichen wie übertragenen Sinne längst üblicher Ausdruck (vergl. nur den Prolog Schillers zu Wallensteins Lager (1798) V. 50f.: „Die neue Ära, die der Kunst Thaliens Auf dieser Bühne heut' beginnt") wurde seit dem Nov. 1858, als König Friedrich Wilhelm IV. endgültig die Regierung an seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm von Preußen, übertragen hatte, das spezifische politische Schlagwort für die durch das neugegründete Ministerium erhoffte Wandlung in der inneren Politik. Gombert, Festg. belegt in diesem Sinne das Schlagwort aus Lassalle und erklärt, daß seine ältesten Zeugnisse auf die Berliner Volkszeitung zurückführen.

Da das Volk aber in seinen Erwartungen früh genug sich enttäuscht sah, nahmen die Sticheleien und Verhöhnungen seit 1860 zumal kein Ende. Der Kladd. 1860, 21 redet bereits vom ‚neuen Äraschwindel'. Eine ganze Musterkarte weiterer Anzapfungen findet sich 1861, 85: „Man erinnert sich eines Frühlings und einer „neuen Ära", die viel versprachen und wenig gehalten haben" usw. Die gleiche Tendenz hat ein parodistisches Lied daselbst S. 119 mit dem Kehrreim: „Immer langsam voran, daß die neue Ära nachkommen kann."

Der Kladd. 1862, 54 bringt dann bereits ein Lied: Die allerneueste Ära, womit oppositionelle Blätter das am 24. Sept. 1862 gebildete Ministerium Bismarck, das in Wahrheit eine neue Ära heraufführte, zu verspotten pflegten. Vergl. auch Nehry S. 385.

Neuer Kurs, ein volkstümliches Gegenstück zu der Versicherung Kaiser Wilhelms II. vom 22. März 1890: „Der Kurs bleibt der alte". Eine Erklärung, auf die auch der Reichskanzler v. Caprivi am 15. April dieses Jahres nochmals zurückkam (Büchmann S. 674). Beide Schlagworte haben sich fest eingebürgert, jenes zur Bezeichnung der kaiserlichen Politik, dieses

zur Bezeichnung der Bismarckischen Periode. Vergl. z. B. Grenzb. 1891, 2. Viertelj. S. 1 die entsprechende Kontrastierung: „Alter Kurs — neuer Kurs!“ Doch wurde das letztere zumal bald auch in freier Übertragung auf andere Verhältnisse gebraucht. So steht in den Soz. Monatsheften 4, 695 ff. (1900) sogar ein Aufsatz unter dem Titel: ‚Der neue Curs in der italienischen Sozialdemokratie‘.

Niederkartätschen zitiert Meyer S. 57 als demokratische Verwünschung des Jahres 1848 aus Schwetschkes nov. ep. obscurorum virorum. Vergl. das frz. mitrailler, das schon bei Grün S. 60 (1845) in entsprechender Anwendung erscheint: „Sie würden auch nicht dulden, daß man das Volk mitraillirte, wenn es Arbeit sucht.“ Die übertragene Bedeutung von niederkartätschen weist Sanders 1, 871 c später bei Waldau nach.

Nihilist wurde durch Turgenjews Roman ‚Väter und Söhne‘ (1861) zur schlagenden Bezeichnung eines radikalen russischen Sozialisten, der die absolute Zertrümmerung alles Bestehenden, vor allem der gesellschaftlichen und staatlichen Grundlagen anstrebt. Scherr, Die Nihilisten (1885) schreibt S. 67 über dieses Anklagewerk: „Da hatte der berühmte Novellist den Begriff des Nihilismus, d. h. Idee und Doktrin der allgemeinen und unbedingten Verneinung, entwickelt und den Typus eines Nihilisten (Bazarow) zuerst hingestellt. Seitdem waren dann die Bezeichnungen Nihilismus und Nihilisten dem europäischen Sprachschatze einverleibt worden.“ Zugleich zitiert er aus der 1869 zu Mitau erschienenen deutschen Ausgabe S. 38: „Ein Nihilist ist ein Mensch, der sich vor keiner Autorität beugt, der ohne Prüfung kein Prinzip annimmt und wenn es noch so sehr in Ansehen steht.“ Wenn Scherr außerdem darauf hinweist, daß der Typus des Nihilisten früher dagewesen sei als der Name, so darf man hinzufügen, daß auch der Ausdruck selbst schon längst vorhanden war, allerdings nicht in dieser Beschränkung auf die spezifisch russischen Umstürzler.

Vielmehr war Nihilismus zuerst ein wohl von F. H. Jacobi gebildeter philosophischer Kunstausdruck. Vergl. Büchmann S. 396, wo auch an einigen Belegen gezeigt wird, wie der

theoretische Begriff allmählich praktische Bedeutung gewinnt. Ich füge nur berichtigend noch zwei Stellen aus Görres hinzu, welcher 5, 44 (1822) über die unbedeutende Camarilla schreibt: „So schwanken diese Nihilisten ewig in all ihrem Thun und Treiben und tragen dieselbe nebulirende Unbestimmtheit in alle Verhältnisse, in die sie sich mischen dürfen", und ebenso 5, 47: „Möchte noch immerhin eine solche einzelne Regierung, die in der Angst vor der Zeit sich nicht zu lassen weiß, unter den Bettlermantel jener Nihilisten sich verkriechen."

Vergl. auch Auerbach 20, 189 (1846): „Ein moderner Nihilismus versucht es bereits vielfach, die atheistische Verzweiflung im Volke auszubreiten." Trotzdem dann auch Gutzkow im Jahre 1850 ausdrücklich des ‚politischen Nihilismus' gedenkt, scheint es mit Wundt, Völkerpsychologie 1. Bd. 2. Teil, 2. Aufl. S. 579 wahrscheinlicher, „daß bei der Feststellung der späteren Bedeutung eine Erinnerung an die frühere überhaupt nicht vorhanden war, sondern jedesmal eine Neubildung aus dem nämlichen Wort nihil vorliegt."

Spätere Belege für die moderne politische Färbung des Ausdrucks haben Sanders, Fremdw. 2, 107, ferner die Grenzb. 1879, 3. Quartal, S. 538 und Scherr in seinem oben genannten Buch, wo S. 112 ff. auch die russischen Nihilistinnen charakterisiert werden.

Noble Passionen verwendet Ayrenhoff 1769, offenbar ein vorhandenes Stichwort nutzend, zum Titel seines Lustspiels: Der Postzug oder die noblen Passionen. In diesem viel gespielten, sogar von Friedrich dem Großen sehr belobten Stück geißelt der Dichter vor allem die lächerliche Pferdeliebhaberei eines gräflichen Kavaliers. Als Variante wird auch die Wendung ‚galante Passionen' gebraucht.

Seit dem 19. Jahrhundert wird das Stichwort immer beliebter und läßt sich zahlreich literarisch belegen. Vergl. Gombert in der ZfdW. 3, 322 und Festg., welcher Passion noble im Dict. de l'Ac. von 1835 notiert. Siehe auch Gutzkow 12, 18 (1842) und Joh. Scherr, Blücher 1, 227 (1862). Heutzutage wird der Ausdruck sowohl auf Sport- und

Kunstliebhabereien wie auch auf Spiel- und Liebesleidenschaften angewandt.

Nordischer Koloß, wie man Rußland gern mit ironischer Anspielung auf den tönernen Koloß der Bibel (Siehe Büchmann S. 47) zu bezeichnen pflegt, soll auf Börne zurückgehen. Später wird in den Grenzboten 1842, 1. Sem. S. 146 der Kaiser von Rußland ‚der nordische Coloß' genannt.

Dazu schon bei Laube, Das neue Jahrh. 1, 11 (1833) als Variante: „Noch ist's ein asiatischer Koloß mit vielen aufgepfropften Kulturreisern ohne Kultur".

Der ‚russische Koloß' erscheint in den Grenzboten 1849, 1. Sem. 1, 220 und bei Goltz, Ein Jugendleben 1, 250 (1852) uff.

Obstruktion, ein von England herübergekommenes parlamentarisches Schlagwort, das zuerst für die seit 1879 betriebene systematische Opposition der irischen Abgeordneten ausgeprägt wurde, welche durch endlose Anträge, Dauerreden und dergleichen eine geordnete Geschäftsführung des Unterhauses gewaltsam zu verhindern suchten. Für sie selbst kam der Name Obstruktionisten auf.

Derartige Vorfälle haben sich nicht nur in England in späteren Sessionen wiederholt, sondern sind auch in anderen Ländern nachgeahmt worden. Ins Deutsche dringt das Schlagwort während der achtziger Jahre ein. Bismarck, Polit. Reden 12, 272 (1887) spricht sowohl von ‚Obstructionspolitik' als 12, 324 von ‚obstruirender Politik'. Aber allgemeine Resonanz fand der Ausdruck erst seit dem Jahre 1897, als die durch die Sprachenverordnungen hervorgerufenen Skandale des österreichischen Parlaments Tagesgespräch waren. Vergl. nur Die Zeit 11, 65 (1897), wo ein eigener Artikel über ‚Das Wesen der Obstruktion' handelt.

Von da wurde das Schlagwort dann auch auf ähnliche Lärmszenen der Sozialdemokraten im Deutschen Reichstage übertragen. Vergl. ferner für amerikanische Verhältnisse Bamberger 5, 409 (1892): „Was wir Obstruktion nennen, was aber hier gerechte Notwehr ist, nennen die Amerikaner „flibustieren", flibuster."

Offener Brief überschreibt Jahn im Jahre 1836 die Einleitung zu einer Streitschrift und erklärt darin seinem Freunde Karl Euler: „Auf mehrere Briefe bin ich Dir Antwort schuldig geblieben, und da ich endlich wohl mal antworten mußte, . . so kann ich doch bei meiner schweren Hand die Zeit dazu nicht anders erübrigen, als einen offenen Brief an Dich drucken zu lassen. Das erspart mir eine Vorrede.“ Zum wirklichen Schlagwort indessen ist wohl der Ausdruck erst seit dem 8. Juli 1846 geworden, als König Christian VIII. von Dänemark den von Bernh. Ernst von Bülow entworfenen Offenen Brief in die Welt hinaussandte, worin er seine Ansprüche auf die Elbherzogtümer verfocht und durch seine Auffassung von der Ungeteiltheit der dänischen Gesamtmonarchie in ganz Deutschland einen Sturm der Entrüstung erregte. Vergl. Geibels Protestlied 2, 84f.: „Es hat der Fürst vom Inselreich Uns einen Brief gesendet.“ Und K. Heinzen, Teutsche Rev. (1847) S. 335 bezeugt: „Der Lärm, den der offene Brief in Teutschland hervorgerufen, erinnert sofort an die Rheinliedsperiode.“

Als Aufruf zur Heeresfolge freilich ist die Wendung alt. Siehe Goethes Reineke Fuchs, 5. Ges. Vers 106f.: „Braun und Isegrim sandten sofort in manche Provinzen Offene Briefe, die Söldner zu locken.“

Öffentliche Meinung, ein buntschillerndes Schlagwort, über welches Lothar Bucher in der Deutschen Revue, 12. Jahrg. Bd. 2, S. 75ff. in fesselnder Darstellung gehandelt hat. Nach seiner Angabe soll der Ausdruck im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts durch Wieland aus dem Französischen eingeführt worden sein, wo bereits in Rousseaus Nouvelle Héloise (1759) l'opinion publique belegt wird.

Für die Ausprägung zum allgemeinen Stichwort aber wird auf eine Denkschrift Neckers (1784) nachdrücklich hingewiesen. Von älteren Zeugnissen deutscher Schriftsteller sei noch erinnert an Friedr. Schlegels ‚Lucinde‘ (Reclam) S. 15ff.

Öffentlichkeit, ein erst im 18. Jahrhundert aus dem Adjektivum abgeleitetes Wort, das sich zwar bei Adelung 3, 893

(1777) bereits lexikalisch gebucht findet, aber noch bei Heynatz 2, 309f. (1797) durch die kritische Auslassung glossiert wird: „Die Öffentlichkeit führt Adelung, ohne etwas dabei zu erinnern, für die Eigenschaft einer Sache an, da sie öffentlich ist oder geschiehet. Man wird aber schwerlich die Öffentlichkeit des Gottesdienstes, des Jahrmarktes, eines Hauses, Amtes, einer Bekanntmachung finden. Am ersten möchte noch die Öffentlichkeit eines Verbrechens in älteren Schriften vorkommen (wiewohl wenigstens Stieler und Frisch nichts davon erwähnen).

Jetzt fängt man an, Öffentlichkeit für Publicität, d. i. Hervorziehung an das Tageslicht, zu gebrauchen; und da wäre zu wünschen, daß man zur Verhütung der Mehrdeutigkeit das Wort in den übrigen Bedeutungen geradehin veralten ließe."

Zum Schlagwort wurde der Ausdruck erst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gestempelt, als die lebhafte Agitation für Einführung der Geschworenengerichte begann. Schon Börne 1, 171 (1819) spricht in diesem Sinne von ‚Öffentlichkeit der Justiz'. Besonders beliebt wurde aber die schlagende Zwillingsformel: ‚Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen'. So bei Carl von Rotteck, Sammlung kl. Schriften 3, 187 (1821) und sonst.

In den vierziger Jahren fängt man bereits an, über diese viel gebrauchten Stichworte zu spötteln, wie ich ZfdW. 5, 118 angedeutet habe. Neuerdings ist die aus einer Prozeßäußerung des Freih. Marschall von Bieberstein (vom 4. Dez. 1896) geschliffene Wendung von der ‚Flucht in die Öffentlichkeit' geflügelt geworden. Darüber belehrt Büchmann S. 679f.

Offiziös übersetzt noch Campe, Ergb. (1813) S. 446 nur mit ‚dienstfertig, dienstwillig'. Spätestens seit den sechziger Jahren aber dient es nicht nur als einfacher Gegensatz zu offiziell im Sinne von halbamtlich, sondern speziell als Verdächtigung politischer Abhängigkeit und Käuflichkeit. Schon 1864 spottet der Kladd. S. 54 in einem satirischen Gedicht unter den Stichwörtern Officiös und officiell:

„Gestern bei der Officiösen
Schöpft ich aus der Wahrheit Quell;
Daß kein Wörtchen wahr gewesen,
Hör' ich heute officiell.
Gestern dachten wir noch Wunder,
Wie das Blatt sei inspirirt;
Heute wird der ganze Plunder
Kalt und vornehm dementirt."
usw. usw.

Dann spielte besonders 1866 die preußische ‚offiziöse Presse' eine wichtige Rolle. Der starke Mißbrauch, der mit diesem Schlagwort nachgerade getrieben wurde, veranlaßte schließlich Bismarcks geharnischte Erklärung vom 9. Februar 1876 (Polit. Reden 6, 336), worin er sich zunächst auf die in der Presse kultivierten Kriegslügen bezieht: „Daß bei solchen Entstellungen der Wahrheit das Wort „officiöse Zeitung" eine große Rolle spielt und wesentlich gemißbraucht wird, das hat mich namentlich veranlaßt, Werth darauf zu legen, bei dieser Gelegenheit das Wort zu ergreifen und über diesen Schwindel, der mit dem Worte „officiös" getrieben wird, meine offene Verurteilung auszusprechen."

Denn Bismarck sah in dem Gebaren, gewisse Nachrichten, sei es aus Irrtum, bösem Willen oder Reklamebedürfnis als offiziöse zu bezeichnen, die es doch gar nicht waren, eine erhebliche Schädigung der amtlichen Politik. Deshalb faßt er S. 338 f. zusammen: „Es hat keine Dummheit gegeben, die man mir auf diese Weise nicht imputirt hat durch das einfache Wort „officiös"; und deshalb ergreife ich diese Gelegenheit, um auf das Bestimmteste zu erklären, daß es kein officiöses Blatt des Auswärtigen Amts gibt, auch keine officiöse Mittheilungen und Artikel an irgend ein Blatt ergehen."

Siehe auch ebenda S. 24 f. (1873) bereits eine ähnliche Verwahrung. Von späteren Zeugnissen über dies noch heute durchaus lebenskräftige Stichwort sei nur der ihm gewidmete eingehende Grenzbotenartikel 1895, 1. Viertelj. S. 193 ff. genannt, der betitelt ist Die offiziöse Presse und im einzelnen ausführt:

„Es gibt kaum einen unbestimmteren Begriff als den der offiziösen Presse. Unter der Regierung des Fürsten Bismarck hatte sich geradezu die Unart ausgebildet, jedes Blatt, das die Bismarckische Politik zu der seinigen gemacht hatte, jeden Brief, der in den grundlegenden politischen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen auf Seiten des großen Mannes stand, als „offiziös“ zu bezeichnen. Es geschah das in der deutlichen Absicht, den betreffenden Zeitungen, Briefen und Männern den Kredit abzuschneiden, ihre regierungsfreundlichen Äußerungen als bezahlte Arbeit bestochner Subjekte hinzustellen, als Auslassungen zu brandmarken, denen schon deshalb, weil sie Pläne und Handlungen der Regierung billigten, irgendwelche überzeugende Kraft nicht innewohne.

Dieses ehrabschneiderische Verfahren stand namentlich zur Zeit der Kämpfe um die Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck von 1879 und um das Tabakmonopol in üppigster Blüte, und freihändlerische und monopolfeindliche Zeitungen ... bezeichneten mit absprechender Sicherheit jeden Freund gemäßigter Schutzzölle und der Monopolisierung der Tabakfabrikation für einen „Offiziösen“, das sollte heißen für einen Mann, der seine überzeugungslose Weisheit im Solde der Regierung verzapfte.“

Dem gegenüber wird vielmehr definiert: „Offiziös kann nach dem herrschenden Sprachgebrauch nur der genannt werden, der materiell oder ideell in seinem Verhältnis zur Regierung abhängig ist, nicht aber der, der aus eigner Überzeugung und freier Entschließung für die Maßnahmen der Regierung eintritt.“

Oktroyieren (von frz. octroyer = bewilligen, verleihen) gehört seit dem Dezember 1848 zu den Haupttrümpfen der Demokraten, um die preußische Verfassung vom 5. Dez. 1848 als eine vom König gewaltsam aufgenötigte, mit den gesetzlichen Volksvertretern unvereinbarte zu brandmarken. Im Volksbl. 1848, 1587 (am 20. Dez.) heißt es: „Da haben wir's! Die Nationalversammlung ist aufgelöst und eine Verfassung oktroyirt. Hu, über das böse, ausländische Wort, das Einen so unheimlich aus allen liberalen Blättern angrinzt! Kein Mensch hat früher etwas davon gehört und nun macht es so böses Blut.“ Entsprechend

auch das Substantiv Oktroyierung, z. B. ebenda S. 1620 und 1624: „Zuerst müssen wir zugeben, daß die Octroyirung dieser neuen Verfassung immer doch ein Gewaltstreich war."

Vergl. Bismarck, Polit. Reden 1, 88 (21. April 1849): „Die Frankfurter Verfassung bringt uns unter ihren Geschenken zuerst das Prinzip der Volkssouveränität, sie trägt den Stempel derselben offen auf der Stirn, sie erkennt es an in der ganzen Art, wie die Frankfurter Versammlung uns diese Verfassung — ich würde mich, wenn ich zur Linken gehörte, des Ausdruckes „octroyirt" bedienen."

Opportunist, ein seit dem Jahre 1876 von Frankreich aus verbreiteter Name, der zunächst für die gemäßigten Republikaner unter Gambetta aufkam, um ihre Politik als eine den obwaltenden Zeitumständen angepaßte zu charakterisieren. Vergl. Littré, Suppl. (1877) S. 248.

Das Schlagwort wurde rasch auch ins Deutsche übernommen und mit Vorliebe als Bezeichnung eines prinzipienlosen Gelegenheitspolitikers verwandt. So spricht Dühring (1881) S. 91 von dem ‚Opportunismus oder, mit andern Worten, der Gelegenheitspolitik nach Profitconjuncturen' und Virchow äußerte im Jahre 1887 im preußischen Landtag (Stenogr. Ber. 806 f.): „Ich halte einen Opportunismus, wie ihn der Herr Reichskanzler nach außen treibt, auf die Dauer für vollkommen zerstörend, weil er den verschiedenen Parteien zumuthet, daß sie ihre Grundsätze aufgeben und sich seinen jeweiligen Anweisungen fügen sollen."

Damit opponierte er gegen Bismarcks ausdrückliche Versicherung (Polit. Reden 12, 369): „Ich würde mich schämen, wenn ich überhaupt in meiner Stellung ein Doctrinär sein wollte; und wenn Sie mich einen Opportunisten nennen, nehme ich auch diese Bezeichnung dankbar an; denn was ist ein Opportunist? Es ist ein Mann, der die günstigste Gelegenheit benutzt, um das durchzuführen, was er für nützlich und zweckmäßig hält, und das ist ja eben die Aufgabe der ganzen Diplomatie." Neuerdings ist das Stichwort mit regem Eifer von den Sozialdemokraten gegen Bernstein und seine Anhänger

ausgespielt worden. Siehe Soz. Monatshefte 3, 492 und 597ff. (1899).

Verwandt damit ist das Schlagwort Politik von Fall zu Fall. Darüber vergl. Büchmann S. 662 und Scherr, Gestalten und Geschichten (1886) S. XVIII, wo auch als synonymer Ausdruck die Bezeichnung ‚Opportunitätspolitik‘ erscheint.

Optimismus, ein Schlagwort, das zunächst als philosophischer Kunstausdruck aufkam für die von Leibniz in seinem Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu (1710) vertretene Lehre von der besten Welt, dann aber, und zwar noch im 18. Jahrhundert, zur prägnanten Bezeichnung wurde für eine heitere, mit allem zufriedene Lebensansicht. Entsprechend auch im Französischen, wie unter anderem Voltaires satirischer Roman Candide, ou l'optimisme (1759) und des Dichters Collin d'Harleville Stück L'Optimiste (1788) lehren.

Im Deutschen vergl. Lessing 6, 409ff., wo in der von Lessing und Mendelssohn gemeinsam verfaßten Streitschrift: Pope ein Metaphysiker! (1755) auf das ‚System des Optimismus‘ Bezug genommen wird, ferner die von Kehrein S. 473 aus Goethe und Herder angeführten Belege und den ersten Aphorismus von Klingers Betrachtungen und Gedanken (1801).

Organisation der Arbeit, ein seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts umlaufendes Schlagwort französischer Sozialisten, das Louis Blanc im Jahre 1840 aufnahm und zum Titel einer Aufsehen erregenden Schrift wählte, in der er diesen Gedanken zu einem eigenen System entwickelte. Vergl. Heine 6, 229 (am 6. Nov. 1840): „‚L'organisation du travail‘ ist eine Schrift von Louis Blanc, die bereits vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Wenn auch nicht gründliches Wissen, doch eine glühende Sympathie für die Leiden des Volks zeigt sich in jeder Zeile dieses kleinen Opus.“

Das Schlagwort war nur eine Variante des älteren Ausdrucks Organisation der Industrie, der zu den Grunddogmen der St. Simonistischen Schule gehörte. Siehe Enfantin, œuvres 1, 45 (1831) ‚l'organisation de l'industrie‘, 2, 66 usw.

Seit Blancs Buch wird die Wendung von der ‚Organisation der Arbeit' auch von deutschen Schriftstellern zahlreich gebraucht und ruft lebhafte Debatten hervor. Vergl. außer Gombert, Festgabe, der sie bei V. A. Huber und Br. Bauer belegt, namentlich Karl Grün (1845) S. 259: „Organisazion der Arbeit, Organisazion der Arbeit! So heißt heute das uralte Räthselwort, das gleich einer ewigen Frage durch die Gehirne der Generazionen zuckt." Ebenso S. 294 f.: „Dieses Wort, welches seinen schönen und tiefen Sinn hat, sobald die Organisazion der Arbeit mit der Gründung der Gesellschaft selbst zusammenfällt, ist eine widerwärtige französisch-deutsche Kupfermünze geworden, mit der alle journalistischen Spaziergänger in den Zeitungen um sich werfen. Der deutsche Liberalismus, ebenso wie der französische Demokratismus und Reformismus haben sich die „Organisazion der Arbeit" in jüngster Zeit zum Stichwort erlesen und trompeten sie seelenvergnügt in die Welt hinaus".

Zur Sache selbst sei verwiesen auf L. Stein, Der Socialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs (2. Aufl.) S. 430 ff. Siehe auch Bismarck, Polit. Reden 9, 33 (1881).

Ostelbier und entsprechende Wortbildungen sind seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts als politische Deckworte im Schwange, unter denen man die Vertreter der deutschen Landwirtschaft bekämpft. Vergl. Die Zeit 12, 146 f. und Bismarck-Jahrb. 5, 335 (1897): „Dazu eignet sich die fremdsprachige Bezeichnung „Agrarier", oder auch „ostelbische Junker" — unter solchen Bezeichnungen kann man Alles ohne Schaden für die eigene Sache verleumden und angreifen." Siehe auch Meyer S. 82.

Georg-Conrad, In purpurner Finsternis (1895) erwähnt S. 325 ferner ‚Agrarier aus Ostelbien'.

Pairschub, ein seit etwa 1862 verbreitetes parlamentarisches Stichwort für die nach englischem Vorbild beabsichtigte oder erfolgte Ernennung einer größeren Anzahl regierungsfreundlicher Mitglieder der ersten Kammer, um dadurch bestimmte Vorlagen bei der Abstimmung durchzubringen. Vergl. Bismarck,

Polit. Reden 2, 34 (Protokoll der Budgetkommission): „Die Brechung des Widerstandes des Herrenhauses durch einen Pairschub sei etwas Bedenkliches.“ Derselben Ansicht war er auch bei dem viel erörterten Pairschub Ende 1872, der ganz entgegen seinen und Roons Wünschen doch vorgenommen wurde (Polit. Reden 5, 353 und 355). Dazu Treitschke, Zehn Jahre (1873) S. 399: „Durch einen Pairschub . . zwingt die Krone dem Oberhause ihren eigenen Willen auf; das Haus erscheint unfrei und entwürdigt, die Geschobenen spielen eine kaum minder klägliche Rolle als die bisherige Mehrheit. . . . Ein Pairschub ist, trotz der formellen Ähnlichkeit, ein weit gewaltsamerer Schritt als eine Auflösung des Abgeordnetenhauses; er gehört zu jenen zweischneidigen Waffen des französischen Constitutionalismus, welche um eines augenblicklichen Erfolges willen den Bestand der Verfassung gefährden“.

Panslawismus kam als schlagende Parole für die unter Rußlands Führung erstrebte Einigung der slawischen Völker seit dem vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Aufnahme. Eine Bewegung, die von rührigen Agitatoren geschürt, im Prager Slawenkongreß vom Juni 1848 einen ersten geflissentlichen Ausdruck fand, dann aber seit den siebziger Jahren allmählich wieder abflaute, ohne jedoch zu erlöschen. In den Grenzboten 1843 erscheint das Schlagwort schon eingebürgert. So heißt es S. 341 mit Beziehung auf die ungarischen Verhältnisse: „Endlich ist in neuester Zeit hinzu noch die Aufregung getreten, die der Panslawismus über alle Völker slawischer Zunge gebracht hat.“

Ebenda spricht Kuranda S. 1263 auch von Pangermanismus. Eine weitere Parallele bringt Moritz Hartmann in den Demokr. Studien 1860, 286f.: „Man hat uns ein neues Schreckbild aufgestellt, den Pan-Romanismus oder Pan-Latinismus, der mit einer Einigung der Völker romanischer Zungen unter französischer Hegemonie drohen soll. Das Wort drückt einen bei weitem größeren Unsinn aus als Panslawismus und Pangermanismus.“ Vergl. auch Sanders, Fremdw. 2, 162f.

Passiver Widerstand, eine ältere Wendung, welche schon im Morgenbl. 1834, 989 zu lesen ist (vergl. auch Büchmann S. 637), die aber erst Viktor v. Unruh als Präsident der Nationalversammlung in der Nacht zum 10. Nov. 1848 zur schlagenden Losung ausprägte, indem er im Hinblick auf die politische Krisis äußerte: „Ich wäre entschieden der Meinung, daß hier nur passiver Widerstand geleistet werden könne“ usw. Der bei Büchmann angeführten Briefstelle Bismarcks vom 11. Nov. 1848 sei zunächst eine weitere aus einem Schreiben Theodor Möglings an Emma Herwegh vom 4. Dez. 1848 hinzugefügt (Briefe von und an Georg Herwegh, herausg. von Marcel Herwegh, S. 257): „Die neuesten politischen Ereignisse in Deutschland kennen Sie natürlich ebenso gut, wie ich, und werden sich ebenso über die schlechte Aufführung der Preußen geärgert haben. Passiver Widerstand!?! Was doch die Spieße noch für Ausdrücke erfinden, um ihre Feigheit mit dem schmutzigen Mantel der Legalität zu bedecken.“

Keiner aber hat mit flammenderer Rhetorik gegen diese ‚hektische Geburt des passiven Widerstands‘ geeifert als Lassalle in seiner leidenschaftlichen Düsseldorfer Assisenrede vom 3. Mai 1849. Vergl. darüber 3, 406 ff.: „Der passive Widerstand der Nationalversammlung, ich wiederhole es, war ein Verrat, er war zugleich eine der seltsam absurdesten Erfindungen, welche je das Licht der Welt erblickt; er sichert seinen Erfindern auf ewig das Erbteil eines unauslöschlichen Gelächters zu, das die Geschichte an ihren Namen knüpfen wird“. Darauf fährt er fort: „Denn mit welchem Hohngelächter würde man nicht ein großes Volk brandmarken, und es aus der Reihe der Völker streichen, welches von einem fremden Eroberer angegriffen, statt auch nur den Versuch zu machen, seine Freiheit mit den Waffen in der Hand zu schützen, sich begnügt, eine bloße Rechtsphrase, den feierlichen Protest, den passiven Widerstand dem Eroberer entgegen zu setzen??“ Denn: „Der passive Widerstand, meine Herren, das ist der Widerspruch in sich selber, es ist der duldende Widerstand, der nicht widerstehende Widerstand, der kein Widerstand ist. Der passive Widerstand, das ist wie Lichtenbergs Messer ohne Stiel,

dem die Klinge fehlt; das ist wie der Pelz, den man waschen soll, ohne ihn naß zu machen.

Der passive Widerstand ist das Produkt von folgenden Faktoren: Die klar erkannte Schuldigkeit, pflichtgemäß widerstehen zu müssen, und die persönliche Feigheit, nicht widerstehen zu wollen."

Pathos der Distanz benannte Nietzsche mit prägnanter Schlagwortformel das Prinzip der Differenzierung, das einen scharfen Gegensatz zwischen herrschenden und beherrschten Menschen und Gesellschaftsklassen bedingt. Vergl. Nietzsche 7, 235 (1886): „Ohne das Pathos der Distanz, wie es aus dem eingefleischten Unterschied der Stände, aus dem beständigen Ausblick und Herabblick der herrschenden Kaste auf Unterthänige und Werkzeuge und aus ihrer ebenso beständigen Übung im Gehorchen und Befehlen, Nieder- und Fernhalten erwächst, könnte auch jenes andre geheimnisvollere Pathos gar nicht erwachsen, jenes Verlangen nach immer neuer Distanz-Erweiterung innerhalb der Seele selbst, die Herausbildung immer höherer, seltnerer, fernerer, weitgespannterer, umfänglicherer Zustände, kurz eben die Erhöhung des Typus ‚Mensch'." Von weiteren Zeugnissen sei noch hervorgehoben eine Stelle 8, 148 (1888): „Die Kluft zwischen Mensch und Mensch, Stand und Stand, die Vielheit der Typen, der Wille, selbst zu sein, sich abzuheben — Das, was ich Pathos der Distanz nenne, ist jeder starken Zeit zu eigen." Dazu die ergänzende Bemerkung 8, 273: „Und unterschätzen wir das Verhängniß nicht, das vom Christentum aus sich bis in die Politik eingeschlichen hat! Niemand hat heute mehr den Muth zu Sonderrechten, zu Herrschaftsrechten, zu einem Ehrfurchtsgefühl vor sich und seines Gleichen — zu einem Pathos der Distanz."

Pauperismus, frz. le paupérisme, kommt Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf zur Bezeichnung der durch die geänderten wirtschaftlichen Verhältnisse bewirkten Massenverarmung des Proletariats. Baron Alex. v. Bülow bemerkt in einem Aufsatz über ‚Pauperismus und Colonisation' in den Grenzboten 1842, 2. Sem. S. 563: „Es ist dies die That-

sache des Elends der arbeitenden Klassen, der Pauperismus. Ein neues Wort, ein energischer Ausdruck, der geschaffen ward, um von einer bisher unbekannten Situation ein vollständiges, wahres Bild zu geben."

Perfides Albion, ein von Frankreich ausgegangener Entrüstungsruf, als die von England, Rußland, Österreich und Preußen am 15. Juli 1840 abgeschlossene Konvention gegen den Pascha von Ägypten bekannt wurde. Die ministerielle Anzeige, ‚des in London ausgebrüteten Verrats' wirkte nach Heines Bericht 6, 203 (vom 27. Juli 1840) in Paris wie ein Trompetenstoß: „Mit Ausnahme der Legitimisten, die ihr Heil nur vom Ausland erwarten, versammeln sich alle Franzosen um die dreifarbige Fahne, und Krieg mit dem „Perfiden Albion" ist ihre gemeinsame Parole." Derselbe Berichterstatter spöttelt 6, 205 über den überlisteten Guizot, dem jener Geierblick fehle, „der die Ränke des perfiden Albions zeitig genug auszuspioniren weiß." So wurde der älteste, dann nur noch poetisch gebräuchliche Name für Britannien durch das gehässige Epitheton zum herben Scheltwort gestempelt. Vergl. jetzt auch Büchmann S. 580.

Perle von Meppen, diese originelle Bezeichnung des ehemaligen Zentrumführers Windthorst, ist zurückzuführen auf die Rede des Abgeordneten v. Mallinckrodt, der in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 10. Februar 1872 über diesen Vertreter von Meppen Bismarck gegenüber ausrief (Bismarck, Polit. Reden 5, 273): „Meine Herren, man hat eine Perle annectirt, und wir haben die Perle in die richtige Fassung gebracht!" — eine Äußerung, die große Heiterkeit erregte, auf die aber Bismarck die schlagfertige Antwort nicht schuldig blieb, indem er darauf hinwies: „Ich theile dies in seinem Sinne vollständig; für mich aber hängt der Werth einer Perle sehr von ihrer Farbe ab; ich bin darin etwas wählerisch." Alsbald wurde das Witzwort, gern durch den entsprechenden Zusatz von der schwarzen Perle von Meppen noch weiter ironisiert, von den politischen Gegnern rasch verbreitet.

Pessimismus, ein Ausdruck, der zwar seit Anfang des 19. Jahrhunderts wiederholt sich findet, der aber erst durch

Schopenhauer und in weiterer Aus- und Umbildung durch Eduard von Hartmann zum spezifischen Schlagwort wird für die Überzeugung von der Zwecklosigkeit, ja Hassenswürdigkeit des menschlichen Lebens. Dieser metaphysische Pessimismus wird etwa seit den vierziger Jahren die Weltanschauung weiter Kreise.

Zur Geschichte des Ausdrucks vergl. zunächst den ersten Aphorismus in Klingers Betrachtungen und Gedanken (1801): „Der Optimism und Pessimism sind Zwillingsbrüder. Ob der letzte ehebrecherisch durch Superfötation hinzugepfuscht sei, ist jetzt, da man die Mutter vor kein geistliches Gericht ziehen kann, und der Vater immer schweigen wird, schwer aus zu machen. Mir scheinen sie beide ehrlicher Geburt, keiner älter als der andre.“

Die Anwendung auf das politische Gebiet zeigt Immermann 7, 132f. (1836): „In den Geschichten der Revolutionen, namentlich in denen der französischen, wird zuweilen das Wort: Pessimismus gebraucht. Es bedeutet das Streben der Factionen durch künstliche Hervorbringung eines allerschlechtesten Zustandes die Menschen in eine Wuth zu stürzen, welche sie blindlings den Planen der Bösen zutreibt.“ Und kurz darauf: „Medon hatte sich vorgesetzt, ein Pessimist im deutschen Sinne zu sein. Voll von dem ätzenden Gefühle, daß die öffentlichen Einrichtungen Deutschlands im Widerspruch mit einer schönen, freien, großen Entwickelung seien, hielt er dafür, daß der Weg zu einer Erneuung unsres Lebens durch das Labyrinth einer vollkommenen Anarchie gehe.“

Dann aber schreibt Scherr, Aus der Sündflutzeit (1867) S. 117f.: „Die ganze Moral der Weltgeschichte läßt sich auf die Formel zurückführen: Macht oder Unmacht, Gelingen oder Mißlingen, Sieg oder Niederlage, Reichthum oder Armuth. Will man diese Anschauung, nein, diese Thatsache mit der Bezeichnung „Pessimismus“ abfertigen, so mag man das zum Troste schwacher Seelen und zur Berückung blöder Geister immerhin thun.“

In neuester Zeit hat vor allem Nietzsche, der sich 15, 58 selbst einen moralischen Pessimisten nennt, dieses Schlagwort

unermüdlich kritisiert und ausgemünzt. Vergl. nur 7, 444 (1887): „Der europäische „Weltschmerz", der „Pessimismus" des 19. Jahrhunderts ist wesentlich die Folge einer unsinnig plötzlichen Stände-Mischung." Zugleich konstatiert er 14, 221 (1888): „Man hat mit einem willkürlichen und in jedem Betracht zufälligen Wort, dem Wort „Pessimismus", einen Mißbrauch getrieben, der wie ein Contagium um sich greift."

Peterspfennig, (engl. Peterpence) auch Petersgroschen, ein altes Stichwort für die früher in England und anderen Ländern gezahlten Abgaben an den päpstlichen Stuhl, wird seit 1859 auch auf die freiwilligen Liebesgaben übertragen, die zu gleichem Zwecke gesammelt werden.

Im alten Sinne belegt das DWb. 7, 1578 Peterspfennig aus Luthers Tischreden, während z. B. Liscow (1733) S. 417 spöttisch von der ‚Wiedereinführung des Peters-Groschen in Engelland' spricht.

Den modernen Bedeutungsinhalt pflegt dann namentlich der Kladderadatsch durch ironische Notizen andauernd zu bespötteln. So heißt es daselbst 1860, 43:

„Wer den Peterspfennig nicht ehrt,
Ist den Louis d'or nicht werth."

Vergl. auch S. 76 und 114f. Der Jahrgang 1864, 91 bringt die satirische Bemerkung über den neuen Kaiser von Mexiko: „60000 Frs. hat er bei seiner Abreise von Rom als Trinkjeld — — wollt' ich sagen als Peterspfennig retourjelassen" usw.

Philanthrop, Philanthropie, Philanthropin und eine Fülle weiterer Ableitungen gehören seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts zu den Lieblingsschlagworten für die von Basedow erstrebte naturgemäße Reform des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Den Ton gab an seine 1774 zu Dessau begründete Musterschule, von ihm Philanthropinum benannt. Vergl. darüber den Teutschen Merkur 1775, 2. Viertelj. S. 134ff. Ferner die von Kehrein S. 523f. und Sanders, Fremdw. 2, 248 mannigfach beigebrachten Belege aus Wieland, Schiller,

Goethe, Herder, Musäus, Schelling usw. Ich füge nur zwei Stellen hinzu. So bezeichnet Bahrdt, Lebensbeschreibung 2, 266 (1790) ein in Marschlinz errichtetes Erziehungsinstitut als ein projektiertes zweites ‚Philanthropin in der Welt (ein Name, der zu der Zeit noch großen Respekt hatte)‘, und im Melchior Striegel S. 167 (1794) heißt es ausdrücklich: „Man wundere sich nicht, das Wort Philanthrop hier aus dem Munde eines Schusters zu hören. Seit der Errichtung der sogenannten Philanthropine ist dieser Ausdruck populär geworden“.

Philhellene wurde seit Anfang des griechischen Freiheitskampfes gegen die Türken der allgemeine Parteiname, unter dem sich die Griechenfreunde aller Länder zu gemeinsamen Hilfeleistungen zusammenscharten. Ein Schlagwort, das zumal seit dem Fall Messolongis, also von 1826 ab, in Tagesblättern und in der Literatur ein lautes Echo weckte. Vergl. nur Hauff 3, 169 (1826) und Goethe, der 29, 565 (Hempelsche Ausg.) von einem ‚erklärten Philhellenen‘ spricht, während er sich selbst 29, 572 als einen ‚gemäßigten Philhellenen‘ bezeichnet. Auch in einem Briefe an Zelter (vom 9. Aug. 1828) spielt Goethe auf ‚die Philhellenen des Tags‘ an.

Sonst sei nur noch genannt: Müller, Gesänge der Hellenen und Philhellenen (Bremen 1828).

Philosophie der Tat betitelte sich nach Gombert, Festg. eine Abhandlung von Moses Heß, die im Jahre 1843 in Herweghs Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz abgedruckt wurde. Deshalb nennt ihn noch Br. Bauer, Gesch. der Parteikämpfe 3, 33 ausdrücklich den Entdecker der „Philosophie der That“. Das Schlagwort ist nicht so rasch verklungen, als Gombert meint. So betitelt Gutzkow eine gegen Hegel gerichtete Schrift, die er im Jahre 1836 „Zur Philosophie der Geschichte‘ benannte, später in der Gesamtausgabe (1845 ff.) eigens ‚Philosophie der That und des Ereignisses‘. Andererseits polemisiert Marx im Kommunistischen Manifest (1848) S. 27 gegen die deutschen Philosophen und Schöngeister, die ihren philosophischen Unsinn hinter die sozialistische und kommunistische Literatur Frankreichs schrieben, obwohl die Verhältnisse in Deutschland ganz andere

seien: „Die Unterschiebung dieser philosophischen Redensarten unter die französischen Entwicklungen tauften sie „Philosophie der That“, „wahrer Sozialismus“.“

Noch Nietzsche 5, 129 (1882) nennt mit Beziehung auf Shakespeares Julius Cäsar den Poeten „ein Wesen, welches von Möglichkeiten der Größe, auch der sittlichen Größe, zu strotzen scheint, und es doch in der Philosophie der That und des Lebens selten selbst bis zur gemeinen Rechtschaffenheit bringt.“

Herauszuhören ist das Schlagwort auch aus einer Wendung Carl Vogts, der in der Paulskirche am 17. März 1849 (Mollat S. 540) pointierte: „Es ist eine Politik der That, die ich hier auseinander gesetzt habe.“ Überdies schrieb schon Immermann 18, 184 (1840) über Fichte: „Nun bleibt er und thut seine größte That, er, der Philosoph des Thuns.“

Piepmeyer wurde im Jahre 1848 der klassische Ausdruck für eine ganz bestimmte Art von politischen Schwächlingen, die der Advokat Joh. Herm. Detmold in einer satirischen Skizzensammlung, unterstützt von begleitenden Federzeichnungen des trefflichen Genremalers Adolph Schrödter, vernichtend an den Pranger stellte. Diese Schrift war betitelt: Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur constituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M.

Schwetschke, Jubiläums-Ausg. der novae epistulae obsc. vir. erwähnt S. 49: „Piepmeyer, dieses Urbild eines sogen. gesinnungstüchtigen, aber dabei sehr eitlen und beschränkten Politikers“. Laube, Das erste d. Parlament 2, 108 (1849) nennt ihn schlankweg ‚den gesinnungslosen Gesinnungshelden, den Sklaven der Freiheit, den Wicht der Popularität, den Lump der stolzen Phrase‘ und berichtet zugleich über die heilsame Wirkung dieser originellen Charakterkarikatur. Ebenda S. 115: „Die Besseren unterzogen sich dann wohl noch lieber den Ausbrüchen des Hasses und Hohnes von Seiten der Linken und der Galerie als dem mitleidigen Lächeln ihrer Umgebung und dem abscheulichen, wenn auch noch so leise geflüsterten Worte „Piepmeyer“.“ Kurz vorher schon bemerkt er: „Piepmeyerei wurde bald eine Eigenschaft genannt, welche freilich zu allen Zeiten als Schwäche des

Charakters vorhanden, aber besonders nur zu den Zeiten eines gelinden Terrorismus sichtbar ist. Wer nicht die Kraft hatte, unpopulär zu werden, der piepmeyerte."

Hübsch ist auch die Erläuterung, welche Fr. Ludw. Jahn 2, 1062 in einem Brief an seine Wähler gibt (20. März 1849): „Nun giebt es noch Leute, man nennt sie „Piepmeiers", wahre Prachtkerle, die des Abends mit einer andern Meinung zu Bette gehen und des Morgens mit einer andern zum Vorschein kommen." Siehe ferner Grenzboten 1852, 1. Sem. 1, 424: „Die Zeitung . . . zahm und schwankend, das richtige Organ norddeutscher Piepmeierei, weil ihr erster Gesinnungspunkt ist, es mit den spießbürgerlichen Kannegießeru des Landes nicht zu verderben." Vergl. Sanders, Ergb. S. 352.

Platz an der Sonne, nach einer Notiz in der Zukunft 43, 355 ein der französischen Literatur entstammendes Schlagwort, das zufrühst bei Pascal, Pensées sur la religion, première partie, article IX, § 53 (1670) nachweisbar ist. Daselbst steht der Satz: „Ce chien est à moi, disaient ces pauvres enfants; c'est là ma place au soleil: voilà le commencement et l'image de l'usurpation de toute la terre." Außerdem wird noch mitgeteilt: „In späteren Ausgaben von Rousseaus Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes ist die Stelle citirt; in der ersten Ausgabe vom Jahre 1755 fehlt das Citat, das also, von Rousseau selbst oder von einem Herausgeber, nachträglich hinzugefügt worden sein muß. In den Tagen der Revolution wurde der „Platz an der Sonne" von Rednern nicht selten beschritten; und einer der würdigsten Schüler Bossuets hat einst für den Klerus die place au soleil de la patrie gefordert.

Möglich ist übrigens, daß die Redensart aus Erinnerungen an das von Laertius und Plutarch überlieferte Gespräch entstand, das Alexander der Große in Korinth mit Diogenes geführt haben soll." Siehe auch Zukunft 43, 318, wo aus Balzac, Le colonel Chabert (1832) angeführt wird: „Je ne suis plus qu'un pauvre diable, nommé Hyazinthe, qui ne demande que sa place au soleil."

Zugleich wird zu Büchmanns Angabe S. 680, daß schon Karl Hillebrand im Jahre 1882, also vor der effektvollen Reichstagsrede des Reichskanzlers Fürsten v. Bülow vom 6. Dez. 1897, die Wendung im Deutschen gebraucht habe, berichtigend bemerkt: „Ungefähr zwölf Jahre vorher hatte Ludwig Bamberger, der aus einem Revolutionär ein Nationalliberaler geworden war, an die ob solchen Glaubenswechsels einigermaßen erstaunten süddeutschen Demokraten geschrieben: „So lasset dem Anfang der Einheit, wie schlecht Ihr ihn immer haltet, seinen Spielraum und gönnet ihm den Versuch, sich einen Platz an der Sonne zu verdienen." Vergl. Bamberger 5, 51 (1881).

Die Vermutung, daß also der viel belesene Parlamentarier die französische Schlagwortwendung fürs Deutsche gewonnen habe, hat manches für sich.

Pleite, ein seit den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts eingebürgertes Stichwort für größere oder kleinere Bankrotte. Im Kladd. 1856, 173 heißt es: „Ultimo! Die große Pleite Ist gekommen der Papiere usw." Ebenda liest man 1857, 218 von einer ‚Pleiten-Epidemie' und S. 239 das ergötzliche Zwiegespräch:

Müller: Was heeßt denn eijentlich: Perpetuum mobile?
Schultze: Wenn etwas jar nich aufhört.
Müller: Ach sooo! Also was wir jetzt auf Deutsch „Pleite" nennen?

Der Ausdruck entstammt der Gaunersprache (von hebr. plêtô = Flucht). Vergl. vor allem Kluge, Rotwelsch 1, 384f., wo in einer Liste der Berliner Verbrechersprache (von 1847) bereits die moderne Bedeutung verzeichnet wird. Siehe auch Sanders, Fremdw. 2, 284.

Plusmacher bezeichnet ursprünglich einen gewinnsüchtigen Finanzmann, der um jeden Preis, gleichviel durch welche Mittel, Überschüsse erstrebt, schließlich überhaupt einen Ausbeuter oder schwindelhaften Unternehmer. Der Ausdruck scheint gegen Mitte des 18. Jahrhunderts aufgekommen zu sein. Er ist z. B. Hamann 3, 277 in einer 1764 erschienenen Zeitungskritik

schon ganz geläufig. Derselbe Schriftsteller gebraucht auch 7, 116 und ganz frei 4, 132 (1773) den Ausdruck Plusmacherei. Dazu vergl. Pfeffel 7, 132 (1797): „Plusmacherey vermehrt Renten, Allein sie gräbt die Quellen ab.“ Siehe ferner Sanders 2, 195c, der überdies die humoristische Wendung ‚Plurimummacher‘ aus Jean Paul (1798) beibringt, bei dem sich auch 7, 166 das Gegenstück ‚Minusmacher‘ findet.

Sehr frei gebraucht Börne 3, 342 (1830) das Scheltwort: „Daß ihr Hochdiener und Plusmacher mit eurer verdammten Kriecherei und Unterthänigkeit aus einem Menschen, der oft nicht einmal ein ganzer ist, viele macht!“ Neuerdings lesen wir bei Bismarck, Polit. Reden 8, 414 (1881) die Äußerung von einer gewissen ‚financiellen Plusmacherei‘ des Staates.

Poetische Gerechtigkeit, ein Kunstwort der Poetik, das seit dem achtzehnten Jahrhundert viel erörtert wird. Im Englischen (poetical justice) weist es Murray 5, 640 schon von 1679 ab bei Dryden nach. Man versteht darunter die gerechte Verteilung von Lohn und Strafe in den Dichtwerken, die von den einen gefordert, von den anderen bestritten wird. Darüber debattieren z. B. im Hinblick auf Richardsons Clarissa zwei Briefsteller im Archiv der schweizerischen Kritik 1, 37f. (1750), wo der eine bemerkt: „Ich will ihnen ihre theoretischen Lehren von der poetischen Gerechtigkeit gelten lassen, aber ich muß ihnen dabey sagen, daß diese in dem Werke besser beobachtet ist, als sie wahrgenommen haben.“ Darauf die Erwiderung: „Hier leidet die poetische Gerechtigkeit, die nach meinem Bedenken sich in dem Gewebe des Werkes uud nicht erst in dem Beschlusse desselben in Gegenden und auf eine Art zeigen sollte, welche nicht in der Gewalt des Verfassers stehen.“ Vergl. ferner Goethe, Wilh. Meisters Lehrj. (1796) 3. Bch. 2. Kap.:

„Der Held war ein vornehmer, tugendhafter, großmütiger und dabei verkannter und verfolgter Mann, der aber denn doch zuletzt den Sieg über seine Feinde davontrug, über welche sodann die strengste poetische Gerechtigkeit ausgeübt worden wäre, wenn er ihnen nicht auf der Stelle verziehen hätte.“ Oder eine Mitteilung Zelters an Goethe vom 5. Sept. 1821 über

eine Aufführung der ‚Stella‘ mit dem der poetischen Gerechtigkeit entsprechenden tragischen Schluß.

Später sieht namentlich Nietzsche in diesem optimistischen Element den notwendigen Ruin der Tragödie und spricht 1, 100 (1871) in herber Kritik von dem ‚flachen und frechen Prinzip der „poetischen Gerechtigkeit“‘.

Politik der freien Hand. Diese Wendung prägte nach Büchmann S. 645 der preußische Minister Graf von Schleinitz im Jahre 1859 mit Beziehung auf den französisch-österreichischen Krieg und bereicherte damit die diplomatische Terminologie um einen neuen schlagenden Ausdruck. Freilich machte man sich in zahlreichen humoristischen und satirischen Äußerungen alsbald darüber lustig. Der Kladd. 1861, 101 spöttelte z. B. in ironischem Verschen:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand:
Die Politik der freien Hand.“

Schärfer ist der Ausfall ebenda S. 106: „Darum, meine Herren, wollen wir den Abgeordneten wählen, der sich zunächst dahin ausspricht, daß Preußen wieder etwas in den Leib bekommt, ob nun Holsteiner Austern oder Leipziger Lerchen oder Braunschweiger Mumme oder Hannover'schen Pumpernickel oder Gothaer Würste oder was sonst die Annexionskelle gibt, das ist für die „Politik der freien Hand“ gleichgiltig, wenn die „Politik der langen Finger“ daraus gemacht werden kann.“ Vergl. auch Kladd. 1862, 32 usw.

Dagegen urteilt Scherr, Blücher 1, 51 (1862) in entschieden anerkennendem Sinn über Friedrich den Großen: „Seine preußische Politik der „freien Hand“ war eine, welche los- und zuschlug im rechten Augenblick, unbedenklich, sicher und fest.“ Mit gleichem Nachdruck wiederholte auch Bismarck, Polit. Reden 2, 278 (am 22. Januar 1864) das Schlagwort: „Ich halte überhaupt noch heute wie in der Commission die Politik der freien Hand, des Gewahrtseins jedes Standpunkts, Ihnen gegenüber aufrecht.“

Die verwandten Wendungen Politik von Fall zu Fall und namentlich die in letzter Zeit so lebhaft erörterte, seit dem

Jahre 1899 formulierte Politik der offenen Tür behandelt Büchmann S. 662 und 586.

Polizeistaat wird seit Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts ein heftiges Scheltwort eines starren und äußerlichen Autoritätsregiments. So spricht schon Alexis, Wiener Bilder (1833) S. 49 von der „Idee eines vollkommenen Polizeistaates‘. Gombert ZfdW. 2, 269 bringt weitere Zeugnisse aus Leo und Görres vom Jahre 1838. Von da ab gewinnt das Schlagwort zusehends an gehässigem Nebensinn. Ruge, Briefw. 1, 223 (1841) erklärt: „Das Geschrei nach Subjektivität und Persönlichkeit ist der dunkle Drang und das Gefühl, daß die Staatsordnung des Polizeistaates der Moloch ist, dem das freie Subjekt, dem die Kinder Gottes mit ihrem absoluten Inhalte geopfert werden.“ Und Auerbach 20, 82 (1846) schreibt unwillig: „Der moderne Polizeistaat mit seiner zutäppischen Vielregiererei hat die zartesten Keime des Volksthums zerdrückt und verunstaltet.“ Ausführlich polemisiert namentlich Bamberger 3, 27 dagegen (am 11. April 1848): „„Polizeistaat!“ Daß dieser — oft gedankenlos hingeworfene — Ausdruck die ganze Anstalt der öffentlichen Wohlfahrt im Grund ihres Wesens bezeichnete, das wird jetzt erst recht augenscheinlich: ein träges, steifes, seelenloses Uhrwerk, nicht von dem außer ihm liegenden Zweck, die Interessen der Gesellschaft zu fördern, belebt und bewegt, sondern einzig regiert von den mechanischen Gesetzen .., die auf nichts berechnet waren, als das Uhrwerk selbst zu erhalten; eine Erfindung, deren Absicht nicht das Regieren, sondern das Befehlen, nicht das Wohl des Ganzen, sondern das Ansehen der Herrschenden war, eine Maschine der Maschinisten wegen.“ Daher bekämpft man mit diesem Schlagwort besonders erbittert die bürgerfeindlichen Maßnahmen der Obrigkeiten im Revolutionsjahr 1848.

Vergl. außerdem Laube, Das erste d. Parl. 1, 257 (1849): „Den Polizeistaat, diesen schwarzen Peter jener Tage, schalt er wacker mit und die Reaktion desgleichen.“ Ferner Prutz, Kl. Schr. 2, 58f. (1850).

Potemkinsche Dörfer, jenes viel berufene Stichwort für eine raffiniert-höfische Vorspiegelung falscher Tatsachen, findet sich

bei Jean Paul 29, 40 (1822) in der Vorbereitung zur endgültigen Fassung: „Welch' einen ganz andern Anblick gewährt ein solches neues Nikolopolis, das jeder schon bewohnt, ich meine, welchen ganz andern Anblick gegen jene gemalten bloßen Dorf-Façaden Potemkins, an denen alles blind war, nicht blos Fenster, sondern auch Mauer, und welche doch (nach Kotzebue) der Feldherr die große Katharina, auf ihrer Reise durch Taurien, von der Landstraße herab aus der Ferne sehen ließ!"

Entstanden ist der Ausdruck aus Berichten über die Machenschaften, durch welche der russische Feldmarschall und erklärte Günstling der Kaiserin seine Herrin über den Zustand der Krim zu täuschen verstand, als sie diese Provinzen im Jahre 1787 besuchte.

Praktisches Christentum ist ein von Bismarck geschöpftes politisches Schlagwort, das er in die Debatte über das Unfallversicherungsgesetz am 2. April 1881 hineinwarf, indem er sich äußerte (Polit. Reden 9, 23): „Wenn der Herr Abg. Bamberger ... für unsere Bestrebungen einen Namen finden wollte, den ich bereitwillig annehme, so ist es der: praktisches Christenthum, aber sans phrase, wobei wir die Leute nicht mit Reden und Redensarten bezahlen, sondern wo wir ihnen wirklich Etwas gewähren wollen."

Der Ausdruck schlug sofort entschieden ein, so daß Bismarck selbst am 9. Januar 1882 (Polit. Reden 9, 207) darauf nochmals zurückkam: „„Praktisches Christenthum" . . . das heißt Bethätigung unserer christlichen Sittenlehre auf dem Gebiet der Nächstenliebe. Ich habe gefunden, daß in der Presse mehr als im Parlament diese Bezeichnung manchen Anstoß gegeben und manche Gegner geschaffen hat, denen es unangenehm ist, das Wort „christlich" so scharf accentuirt zu sehen." Unter den Gegnern dieses Schlagwortes nenne ich nur Gildemeister, Essays 1, 123ff., welcher einen besonderen Aufsatz damit überschreibt und darin u. a. sagt: „In kurzer Zeit bürgerte sich die Mode ein, die gesamte auf Regulirung der Arbeiterverhältnisse gerichtete Thätigkeit der Gesetzgebung als praktisches Christenthum zu bezeichnen." Vergl. auch Bamberger 1, 375ff.

Zum besonderen Ruhmestitel wendet Friedr. Naumann die Einführung des Wortes „praktisches Christentum“ in die Politik, wenn auch Bismarck die Konsequenzen dieses Ausdrucks nur teilweise gezogen habe, und begeistert predigt er (Naumann-Buch S. 166): „Die Zeit, welche nach Bismarck kommt, muß den Gedanken des praktischen Christentums mit immer tieferem Ernst erfassen. Ein praktisches Christentum aber ist ein soziales Christentum, ein Christentum der Tatkraft und der Gemeinsamkeit, ein Christentum der Umgestaltung und Erneuerung, kein bloßes Gewohnheitschristentum, sondern ein heiliges, glühendes Feuer von Gerechtigkeit und Brüderlichkeit.“ Sogar in die schöne Literatur hat das Stichwort seinen Weg gefunden. Rosegger, Das ewige Licht (1897) S. 4 läßt den Bischof dem Stadtpfarrkaplan vorhalten: „Wir haben das praktische Christentum zu vertreten, verstehen Sie?“

Presse nennt man mit bezeichnendem Ausdruck seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine Anstalt, welche junge Leute in möglichst kurzer Zeit für ein bestimmtes Examen drillt. Das gilt vor allem für militärische Prüfungen zum Zwecke des Einjährig-Freiwilligen- oder Fähnrichszeugnisses. Vergl. Sanders, Ergb. S. 394 und in der Deutschen Revue, 13. Jahrg. Bd. 4, S. 344 f. die abfälligen Bemerkungen über ‚die künstliche Treibhaus-Vorbildung ... in den sogenannten „Pressen“‘. In humoristischer Satire beleuchtet das Leben solcher ‚Herren Pressiers‘ Wolzogens Roman: Die Entgleisten.

Preßfrechheit wurde nach Lexers Nachweis im DWb. durch das Zensur- und Religionsedikt des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen vom Jahre 1788 zum politischen Schlagwort, das auch im 19. Jahrhundert wiederholt, zum Teil in freiester Übertragung (Siehe Börne 10, 30) sich findet. Auch Wieland nimmt im Teutschen Merkur 1788, 4. Viertelj. S. 84 ff. sofort Stellung zu der vielfach erörterten und oft recht beunruhigend aufgefaßten Schelte. Er zieht zum Vergleich das Wortspiel zwischen Eßfreiheit und Freßfreiheit heran und findet in dem neuen Ausdruck nur eine Spitze gegen allzu unbesonnene und zügellose Preßäußerungen.

Meyer verweist S. 27 zur Vorgeschichte auf Mosers Reliquien (1766) S. 24, wo es bereits heißt: „Schon in den politischen Verfassungen ist zwischen der Freiheit und der Frechheit der Pressen ein großer Unterschied" und belegt ferner die Nachbildung ‚Glaubensfrechheit' bei Gotthelf, der dafür später freilich wieder Glaubensfreiheit einsetzte.

Prestige (frz. prestige), ein diplomatisches Schlagwort zur Bezeichnung eines blendenden, gewissermaßen zauberhaften Ansehens, insbesondere einer Respekt gebietenden Machtstellung, scheint im Deutschen seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts sich verbreitet zu haben. Darüber zahlreiche Belege bei Sanders, Fremdw. 2, 339. Dann brachte aber anscheinend der Reichstagsabgeordnete Eugen Richter das gern auf Bismarck gemünzte Wort dadurch erneut aufs Tapet, daß er am 2. April 1881 behauptete: „Man urtheilt jetzt ganz anders über den Reichskanzler und ist viel weniger geneigt, so unbedingt seine Einsicht und Unfehlbarkeit auf wirthschaftlichem Gebiete anzuerkennen, wie es früher in weiten Kreisen des Volkes der Fall war. Mit einem Wort: er hat das Prestige im Volk verloren." Darauf erwiderte Bismarck seinem Vorredner mit der ausdrücklichen Versicherung (Polit. Reden 9, 12): „Er hat damit geschlossen, daß mein Prestige im Schwinden wäre. Ja, wenn er Recht hätte, möchte ich sagen: Gott sei Dank! Denn Prestige ist etwas furchtbar Lästiges, etwas, an dem man schwer zu tragen hat, und das man leicht satt wird."

Vergl. weiter die Anspielung E. Dührings (1881) S. 92, wo von der ‚Politik des militärischen Prestige' die Rede ist.

Preußentum erscheint seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als arges Scheltwort angeblich undeutschen, rauhen und aufgeblasenen Wesens. Der Geschichte des Ausdrucks hat Gombert in der ZfdW. 3, 150ff. und 325f. mit Erfolg nachgespürt. Vermutlich ist er nur eine Verdeutschung des älteren Tadels Borussismus, wobei vielleicht das Jahnsche Volkstum mit einwirkte. Aretin, Die Plane Napoleons und seiner Gegner (1809) S. 60 meint: „Was man uns jetzt aufdringen möchte, ist nur Nord-Teutschheit, eigentlich Borussis-

mus und Anglicismus. Ähnlich schon Fr. v. Cölln, Wien und Berlin (1808) S. 257: „Compiègne sollte eine Ähnlichkeit von Potsdam werden. Ludwig XV. nur war schwer zu borussomanisieren.“

Alsdann findet sich die Zusammensetzung Altpreußentum im Rheinischen Merkur vom 11. Sept. 1815: „Nun kommen aber diese und bringen ihr verjagtes Gespenst wieder herbeigeschleppt: ihr Altpreußentum in seiner ganzen Herbheit und der widerwärtigeu Schärfe — als solches nicht etwa dem wackern Stamme angehörig, sondern als der Inbegriff aller fiskalischen, kameralistischen, militärisch despotischen sogenannten Tendenzen der letzten Zeit betrachtet — wollen sie der Welt von neuem aufdringen, die es in innerster Seele haßt und es überall von sich abgetrieben.“ Darauf bringt Gombert einen Beleg aus Maßmann (1817) über ‚undeutsches Preußenthum‘.

Über die gegen das Preußentum obwaltenden Antipathien spricht sich auch Görres 3, 448ff. in einem im Frühjahr 1818 niedergeschriebenen Fragment aus: „Das alte starre schroffe Preußenthum war zur Freude der Welt gedemüthigt und gebrochen, und der hoffärtige Dünkel des Soldatengeistes zu schanden geworden; aber die Masse des Volkes bewies sich brav und würdig, und in seiner Mitte sammelte sich, was Ehre besaß, um die Schmach zu fühlen, und Kraft und Muth und Hoffnung und Charakterstärke genug, um auf ihre Anwendung zu sinnen und die Rettung vorzubereiten. Von ihnen schied sich auf die böse Seite eine andere Partei, die zum Theil von jenem alten Stockpreußenthum, zum Theil von der aufgelösten Liederlichkeit ausgegangen, in allen entgegengesetzten Untugenden wurzelte.“ Ebenda S. 459 redet er von dem Begriff einer ‚mißbrauchten, bloß von Selbstsucht ausgehenden, hinterlistigen Klugheit, die man unter dem Namen der preußischen Pfiffe fürchtete, und als wesentlich dem Stammescharakter anhängend betrachtete.“ Vergl. auch 4, 142 (1819).

Solches geflissentliche Pochen auf sein sogenanntes Preußentum wird auch in der Zeitung f. d. eleg. Welt 1819, 1663 offen gemißbilligt. Die Stelle handelt von einer in diesem Jahre ver-

öffentlichten Broschüre von Julius Voß, betitelt ‚Rede über Blüchers Grab an die Preußen‘, die sich weniger mit dem Sieger an der Katzbach als mit gewissen politischen Ideen befasse: „Diese drehen sich Alle um eine, erst seit Kurzem so schneidend ausgesprochenen Idee, die man mit dem Namen: Preußenthum belegt hat. Es gab eine Zeit, wo jeder preußische Unterthan stolz auf einen Friedrich den Einzigen, auf die Siege seiner Heere, auf die Staatsverwaltung in finanzieller Hinsicht, auf seine Justizpflege und auf die Fortschritte in allen Künsten und Wissenschaften, sich durch den Namen, ein Preuße, geehrt fühlte, aber es fiel keinem damals ein, von einem Preußenthum, als etwas von anderen Völkern ganz Abgesonderten zu deklamieren. Ruhig und selbständig verfolgte man das Ziel des Fortschreitens im Innern, ohne durch ein solches Wort den Neid des Auslandes zn reizen.“

Die Schale seines Spottes gießt aber vornehmlich Börne 7, 203 f. über das herausfordernde Schlagwort aus: „In der Rede, welche der Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz bei der Beerdigung Blücher's gehalten hat, ist ein ungemein schöner Witz ... Durch das einzige Wort Preußenthum, dessen sich Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz so glücklich bediente, ist die Sprache mit hundert neuen Wörtern bereichert worden ... Gibt es ein Preußenthum, so gibt es auch ein Fezthum, ein Marokkothum“ usw. usw. So geht er ironisch ‚die ganze Bundestonleiter auf und ab‘ und will auch den mediatisierten Staaten ‚das schöne Thumrecht nicht versagen‘. Vergl. 4, 128 und 8, 69. Daß freilich der genannte Freiherr nicht als Erfinder angesprochen werden darf, ist nach dem Gesagten einleuchtend.

Weitere Zeugnisse über das Fortleben des Schlagwortes zitiert Gombert aus Pfizer (1831), ferner von Jak. Venedey: Preußen und Preußenthum (1839) usw.

Eine neue Auffrischung bedeutet dann das um 1847 auftretende spezifische Preußentum. Die Grenzb. 1849, 1. Sem. 1, 215 haben einen Aufsatz: ‚Das spezifische Preußenthum und das österreichisch-kaiserliche Bewußtsein‘, worin auf den

Herbst 1847 Bezug genommen wird und auch die Kontrastbildung ‚das spezifische Österreichertum‘ sich findet. Siehe ferner die von mir ZfdW. 5, 119 aufgezählten Belege aus dem Jahre 1848. Außerdem vergl. Meyer S. 37 und Bismarck, Polit. Reden 1, 112 (am 6. Sept. 1849): „Der vorliegende Verfassungsentwurf aber vernichtet das spezifische Preußenthum.“ Und namentlich S. 113: „Was uns gehalten hat, war gerade das spezifische Preußenthum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußenthums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht.“ Wie Bismarck dieser besonderen Schelte die Spitze abzubrechen versucht, so reklamiert er im folgenden Jahre nicht minder das alte Tadelswort altpreußisch als ehrendes Epitheton (Polit. Reden 1, 239): „Wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geiste, nennen Sie ihn stockpreußisch, wenn Sie wollen, nicht mehr Concessionen machen, als bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an eine Verwirklichung derselben.“ Vergl. Gomberts Zitat aus Radowitz (1851), ferner unter den sonst genannten Spielarten unseres Schlagwortes vor allem noch das von J. B. Sigl geprägte Hohnwort Prussakentum mit seinem boshaften Anklang an das russische Kosakentum.

Aber noch im Jahre 1866 bemerkt Bamberger 3, 335 über das gefürchtete Preußentum: „Es ist der Gesamtbegriff von steifer Eleganz und abstoßender Grazie, die Kunst, sich unnötig verhaßt zu machen und jede Tugend mit einem Stachelkranze von Unausstehlichkeiten zu umgeben — das ist es, wovor man, jetzt wie vor siebzehn Jahren, südlich vom Main zurückschaudert.“

Will man ein ganz frühes Zeugnis für die Entwicklung dieses Bedeutungsinhaltes, so genügt es an Lessing 2, 224 (1763) zu erinnern, der Franziska zu Tellheim sagen läßt: „Kommen Sie nicht so, wie Sie da sind; in Stiefeln, kaum frisirt. Sie sind zu entschuldigen; Sie haben uns nicht vermuthet. Kommen

Sie in Schuen, und lassen Sie Sich frisch frisiren — So sehen Sie mir gar zu brav, gar zu Preußisch aus!"

Prinzipienreiter, ein Schlagwort, das durch einen wunderlichen Erlaß des Fürsten Heinrich LXXII. zu Lobenstein und Ebersdorf vom 12. Okt. 1844 hervorgerufen wurde. Siehe Büchmann S. 630. Der Ausdruck wurde als spöttische Schelte rasch beliebt. So schreibt Michel Bakunin am 8. Dez. 1848 an Georg Herwegh (Briefe von und an Georg Herwegh S. 226): „Ich finde keinen Ausdruck, um Dir die Stupidität, den Leichtsinn und die abstrakte Prinzipienreiterei der sogenannten demokratischen Führer in Deutschland zu bezeichnen."

Vergl. auch Laube, Das erste d. Parlament 1, 288 (1849) und Jahn 2, 1062 (1849): „Schlimmer wie diese sind die Prinzipritter. Die haben sich etwas zu Sinn gezogen und etwas in den Kopf gesetzt, was sie nun nicht wieder herauskriegen können. Sie würden gern anders stimmen, wenn das Prinzip nicht wäre." Gegen solches Verranntsein auf gewisse Grundsätze wendet sich auch Walesrode in den Demokratischen Studien (1860) S. 472, wo er über die demokratischen Schriftsteller schreibt: „Sie sollen nicht — wie einseitige Einfalt es ihnen zumuthet — hungernde Tendenzbären sein, die nicht aufhören können politisch zu brummen; nicht in einem fort Schule auf irgend einer Prinzipienrosinante reiten."

Proletarier (frz. prolétaire, vom lat. proletarius), dringt seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts aus Frankreich in deutsche Schriften und Zeitungen ein und wird bald eins der wirkungsvollsten demokratischen Schlagworte für den besitzlosen, bedürftigen Lohnarbeiter. Den Übergang zur modernen Bedeutung, in der es im Dict. de l'Acad. erst 1835 gebucht wird, zeigt Littré 2, 1: 1344. Den spezifisch politischen Inhalt verliehen dem Wort die Saint-Simonisten. Das bezeugt uns mit gutem Grunde Mundt, Gesch. der Ges. S. 142: „Ihn, den Mann der freien Arbeit, der keinen andern Besitz hatte als den seiner physischen Kraft, nannte man Proletarier, welches nichts Anderes heißt als Kinderbesitzer, wodurch dies dem alten römischen Staatsleben entnommene lateinische Wort am

bezeichnetsten wiedergegeben werden könnte. Das Proletariat ist der Kinderbesitzstand, ein Stand, der keinen andern Besitz hat als seine Kinder . . ., mit welcher Nachkommenschaft (proles) der Arme in dem alten Rom gewissermaßen seine Abgaben an den Staat bezahlte, die er durch nichts Anderes zu entrichten vermochte. Dieser in der neuen Zeit durch die Schule der Saint-Simonisten wieder aufgenommene und verbreitete Name des Proletariers, der mit schneidendem Hohn die ganze gesellschaftliche Mißstellung dieser Volksklasse ausdrückt, bezeichnet doch zugleich gerade die gewichtigste und gefährlichste Seite seiner Bedeutung." Zugleich führt er den unheilvollen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariern auf die Konstitution von 1791 zurück.

So erwähnt Laube, Das neue Jahrhundert 2, 235 (1833) ‚Pescherähs und Proletarier'. Auch Ed. Gans, Rückblicke auf Personen und Zustände (1836) S. 100 redet in einem Bericht über die St. Simonisten von ihren Bemühungen um die moderne Sklaverei der Fabrikarbeiter und fährt fort: „Soll in diese elende Proletarier kein Funke von Sittlichkeit gebracht werden können? sollen sie nicht erhoben werden dürfen zur Teilnahme an Demjenigen, was sie jetzt geist- und gesinnungslos thun müssen?" Ferner: „Die folgende Geschichte wird auf ihren Seiten mehr wie einmal von dem Kampfe der Proletarier gegen die mittleren Klassen der Gesellschaft zu sprechen haben." Von den seit dem folgenden Jahrzehnt außerordentlich häufigen Belegen nenne ich nur Brunner, Die Prinzensch. 1, 191 (1848), welcher von ‚Proletariern, d. h. . . . Leuten mit leerem Sack und leerem Magen und leerem Herzen' redet, sowie Auerbach, Tagebuch aus Wien (1849) S. 137, der schon Aufnahme des Schlagwortes in amtliche Bekanntmachungen bezeugt: „Das „Proletariat", das hier zum ersten Male officiell mit diesem Namen in den Zuschriften der Generäle usw. bezeichnet wird, das Proletariat hat hier noch lange nicht den klassischen Höhepunkt erreicht, den manche Pessimisten wünschen, um dann ihre Erlösungstheorie ins Werk setzen zu können."

Von nüancierenden, mehr oder minder freien Zusammensetzungen vergl. Marx, Kommunistisches Manifest (1848) S. 17:

‚Das Lumpenproletariat, diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft‘. Gegen die ‚Kunst-Proletarier‘ und das ‚Kunst-Proletariat‘ eifern die Grenzb. bereits 1847, 2. Sem. 3, 345. Dann wurde in jüngster Zeit besonders eine Äußerung Kaiser Wilhelms II. vom 4. Dez. 1890 (Penzler 1, 159) viel besprochen: „Da ist das Wort, das vom Fürsten Bismarck herrührt, richtig, das Wort von dem Abiturientenproletariat, welches wir haben.“

Propaganda der Tat, d. h. die Agitation durch aufregende Gewalttaten, ist ein vom russischen Revolutionär Sergei Netschajew um 1869 aufgebrachtes und durch Fürst Peter Krapotkin besonders verbreitetes anarchistisches Programmwort, das in den siebziger Jahren auch nach Deutschland drang. Mehring (1879) S. 185 konstatiert: „Das „Propagandamachen per That“ ist ein Lieblingsausdruck der Bakunisten.“ Wiederholt nimmt auch Scherr, Die Nihilisten (1885) den Ausdruck auf, z. B. S. 91 und S. 101: „Dieser Ausgang des zweiten Versuches einer „Propaganda der That“ hat eine zeitweilige Zurückwendung der russischen Revolutionspartei zur „Propaganda des Wortes“ herbeigeführt“. Karl Bleibtreu betitelt sogar eine Novelle: Die Propaganda der That.

Publizität, seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ein allgemein beliebtes Schlagwort. Vergl. Herder 15, 55 (1781) und die bei Kehrein S. 581 angeführten Belege aus Schiller und Goethe. Die Karikaturen (1788) S. 177 widmen dem Ausdruck einen besonderen Artikel, worin es heißt: „Wenn die ganze Publizität in ihrem gegenwärtigen Zustande nichts ist und nichts nutzt, so ist doch die deutsche Sprache um ein Wort durch dieselbe bereichert worden; und wenn nur einmal das Wort da ist, die Sache wird schon nachkommen.“ Und Bürde, Verm. Ged. (1789) bezeugt ausdrücklich S. 126:

„Das große Losungswort, das jetzt ein jeder kräht,
vor dem in ihren Staatsperücken
sich selbst des Volkes Häupter bücken,
horch auf! es heißt: Publicität!!! —“

Der Ausdruck bleibt ungefähr bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts im Schwange, veraltet aber dann ziemlich schnell.

Die Französierung la publicité verwendet z. B. Enfantin, œuvres 2, 180 (1831) und 183.

Putsch wird seit Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts von Zürich aus als Stichwort für einen plötzlichen, rasch vorübergehenden Volksaufstand übernommen.

Zugrunde liegt ein schon seit dem 16. Jahrh. bezeugtes schweizerisches Dialektwort. Vergl. zu den Angaben im DWb. noch Sanders 2, 608a und Ergb. S. 397, wo auch Zusammensetzungen und Ableitungen reichlich gebucht sind.

Sonst nenne ich nur Laube, Das erste d. Parlament 2, 288 (1849), dem die Wendung ‚Putschen und Revoltiren' schon ganz geläufig ist.

Radau, ein seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts aus der Berliner Straßensprache in die Zeitungen eingegangenes und rasch weiter verbreitetes Scheltwort öffentlichen Lärms. Zu den von Sanders, Ergb. S. 402 aufgeführten Zusammensetzungen und Ableitungen (radauen, Radauer) vergl. namentlich Kluge, Rotwelsch 1, 428, der aus einem in den achtziger Jahren erschienenen Buche als Ausdrücke der Kundensprache verzeichnet: „Radau = Lärm, Geschrei; Radau blasen = Lärm machen; Radaubruder = ein gewohnheitsmäßig Lärmender." Als Schlagwortausdrücke erscheinen außer dem zuletzt genannten vor allem noch ‚Radaublättchen' in den Grenzboten 1891, 1. Viertelj. S. 281 und ‚Radau-Antisemiten' bei Bierbaum, Stilpe S. 305, während das Simplex allmählich eine ziemlich farblose Bezeichnung auch ganz harmloser Unruhe geworden ist.

Radler ist ein seit der raschen Verbreitung des Fahrradsportes im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts aufgekommenes volkstümliches Scherzwort. Das zugrunde liegende Verbum wird von Sanders, Ergb. S. 402 in der Form ‚herumradeln' (velozipedieren) aus dem Salon 4, 127 belegt. Hoffmann von Fallersleben, der 5, 228f. (1871) ein Spottlied auf den neumodischen ‚Strampelwagen' verfaßte, kennt die Neubildung noch nicht. Vergl. ferner Bamberger 1, 110 (1894):

„Einmal verfiel ich auf den Gedanken, über das Radeln zu schreiben. Es hätte den Vorteil, daß es zum allerneuesten gehört.“

Max Möller bildet in einem Radfahrer-Schwank (Reclam 3315) bereits eine ganze Reihe Zusammensetzungen, wie S. 9 ‚Radlerlied‘, S. 15 ‚Radlerfeind‘, S. 21 ‚Radlerzunft‘. Dehmel dichtet (Deutsche Chansons S. 40) einen eigenen humoristischen Sang auf des ‚Radlers Seligkeit‘, und Ompteda betitelte einen Roman Die Radlerin (1901).

Rassenkampf, ein Ausdruck, den zwar schon Auerbach, Tagebuch aus Wien (1849) S. 112 stark betont, der aber erst durch Gobineaus berühmten Essai sur l'inégalité des races humaines (1853ff.) die volle Resonanz erhalten hat und im Gefolge der judenfeindlichen Agitation seit Ausgang der siebziger Jahre geradezu zum Modeschlagwort wird.

So wählte ihn Gumplowicz im Jahre 1883 zum prägnanten Titel eines Bandes soziologischer Untersuchungen. Dann findet er sich wiederholt in den Nachlaßbänden Nietzsches. Vergl. nur 12, 191 und 13, 349. Überhaupt verschwindet das Stichwort Rasse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr aus der öffentlichen Diskussion und geht zahlreiche schlagende Verbindungen ein. Erinnert sei an „Racenhaß“ bei Marr (1879) S. 40 und 50. Ferner an zwei Aussprüche Nietzsches 13, 356: „Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen!“ Und ebenda die Maxime: „Mit keinem Menschen umgehn, der an dem verlognen Rassenschwindel Antheil hat.“

Eine treffliche Darstellung und Kritik des Rassenproblems gibt Ludwig Stein in der Zukunft 49, 85ff. (1905). Ich hebe nur ein paar Sätze heraus: „Das Wort „Rasse“ ist ursprünglich ein ganz harmloses Bild, ein recht dürftiger Wort-Proletarier . . . Rasse heißt also hier: Menschengeschlecht. Später aber verstand man unter Rasse „Spielart“, „Varietät“, „Abart“, „Klassenunterschied der Thiere desselben Stammes, sofern er unausbleiblich ist“ (so definirte Kant). Das Wort hatte früher vornehmlich in den Kreisen der Tierzüchter vortrefflichen Klang . .

Von hier aus nahm das Wort seinen Weg ins Boudoir, das von je her eine unterirdische Vorliebe für sportlich angehauchte Bilder und Redewendungen besaß .. Die Karriere des Wortes „Rasse“ führt heute bis zu Kanzel und Katheder hinauf. Wir müssen uns mit diesem Wechselbalg von Ausdruck ernstlich beschäftigen, denn wir haben zu unseren leidigen politischen, nationalen, religiösen und sozialen Fragen in jüngster Zeit noch eine künstlich herausgeputzte und mit dem Flittergold einer Talmigelehrsamkeit herausstaffierte ‚Rassenfrage‘.“

Raubstaat, ein Scheltwort für die kleineren thüringisch-sächsischen Staaten ist nach Gomberts Vermutung in der ZfdW. 3, 327 nicht lange nach 1830 in Preußen aufgekommen, als die Verwicklungen Frankreichs mit den afrikanischen Raubstaaten öffentlich bekannt wurden und die egoistische Ausbeutung der Hoheitsrechte einiger mitteldeutscher Kleinstaaten (Prägung minderwertiger Münzen, Ausgabe ungedeckten Papiergeldes usw.) die Übertragung nahelegte.

Gombert vergleicht auch Held, Dem deutschen Volke (1846) S. 263, der über Gutzkows Zopf und Schwert bemerkt: „Am Schlusse des 3. Aktes darf nicht gesagt werden: „Reuß, Greiz, Schleiz und Lobenstein“, sondern es wird geändert in „Algier, Tunis und Tripolis.“ — Nun, das hat im Grunde nicht viel auf sich; denn Algier, Tunis und Tripolis sind auch keine üblen Raubstaaten.“ Ähnlich redet Ludwig v. Gerlach, Zwölf Rundschauen (1849) S. 214 von einem ‚revolutionären Barbareskenstaate Köthen‘.

Noch 1895 gestehen die Grenzb. 1. Viertelj. S. 432: „Was war das doch für ein Elend, wenn man vor vierzig Jahren hundert Thaler bekam, zum Teil in schlechten Viergroschenstücken . . . und in schadhaften Thalerscheinen irgend eines kleinen „Raubstaates“.“ Daher folgert auch Bamberger 3, 179 (1859) kurz und bündig: „Das ist und bleibt doch der einzige Ausweg aus Deutschlands Jammerzustand, daß Preußen möglichst weit das Raubstaatensystem absorbiere.“ Auch der Kladderadatsch beschäftigt sich mit dem Schlagwort, indem er z. B. im Jahre 1865, 172 zwei Illustrationen bringt, deren eine

überschrieben ist ‚Deutscher raubstaatlicher Partikularismus‘ und die andere „Italienischer raubstaatlicher Partikularismus‘.

Mit Beziehung auf Afrika ist schon im Melchior Striegel (1793) S. 222 von einem Allianztraktat mit dem ‚algierischen Kaperstaat‘ die Rede, und Börne spricht seit 1822 wiederholt von den Raubstaaten (Tunis, Algier und Tripolis) z. B. 3, 132 oder 5, 291.

Reaktion und Reaktionär gehören seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu den verhaßtesten politischen Schmähworten gegen alle fortschrittsfeindlichen Bestrebungen und Mächte. So wird der Ausdruck réactionnaire im Dict. de l'Acad. im Jahre 1835 als Neologismus gebucht.

Bei Detmold, Randzeichnungen (Reclam) S. 40 erscheint der Ausdruck Reaktion in diesem Sinne 1844 bereits durchaus eingebürgert: „Nichts soll mich hindern", rief er, „bis zu meinem letzten Atemzuge die Reaktion zu bekämpfen, unter welcher Maske sie auch auftritt."

Die größte Schlagkraft wurde freilich diesen Worten erst im Jahre 1848 verliehen, als die Demokraten damit alle antirevolutionären Elemente aufs leidenschaftlichste bekämpften. Das Volksblatt 1848, 1429 widmet ihnen einen besonderen Artikel, in dessen Eingang es heißt: „Reaktion heißt Entgegenwirken. Auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse angewandt, bedeutet das Wort also ein Wirken gegen die Richtung, welche seit dem 19. März zur Umgestaltung des preußischen (oder überhaupt deutschen) Staatslebens eingeschlagen worden ist."

Vergl. ebenda S. 821: „Warum fürchtet man sich so sehr, für einen Reactionär zu gelten? Warum protestirt man bei jeder Gelegenheit dagegen? Mag doch der große Haufe einen Reactionär für ein Ungethüm mit Schwanz, Klauen und Hörnern halten. Mich kümmert es nicht." Übereinstimmend äußert sich Meinhold (1848) S. 60f.: „Mögen dem säbelbeinigen Philister immerhin die Kniee schlottern und die Haare sich vor Entsetzen aufsträuben, wenn er das Wort „Reaktion" hört." Und er merkt eigens an: „Das Stichwort „Reaction" heißt bekanntlich weder im Englischen noch Französischen (im classischen Latein

kommt das Wort reactio gar nicht vor) „das Zurückversetzen in den alten Stand", wie es die sophistische Presse aller Orten nimmt, sondern in beiden Sprachen „Gegenwirkung" und daß ich nur die letztere, nicht das erstere will, geht zwar aus meiner ganzen Darstellung hervor, scheint hier aber dennoch der Böswilligen wegen, besonders bemerkt werden zu müssen." Auch Laube, Das erste d. Parlament 1, 176 (1849) charakterisiert dieses ‚Schreckwort' durch eine lehrreiche Schilderung.

Noch heutigestags hat es überdies seinen üblen Klang nicht verloren.

Realpolitik bezeichnet im Gegensatz zu der von der Idee bestimmten Idealpolitik diejenige politische Richtung, die mit den gegebenen Verhältnissen praktisch rechnet. Schöpfer dieses Programmwortes wurde Gustav Diezel mit der Aufsehen erregenden Schrift ‚Grundsätze der Realpolitik, angewandt auf die staatlichen Zustände Deutschlands' (1853). Gegen diese Anschauung hat keiner mehr geeifert als Joh. Scherr, der sich zum förmlichen Anwalt der Idealpolitik aufwirft und sich seitenweis mit den Ausdrücken ‚Realpolitik', ‚realpolitisch' und ‚Realpolitiker' herumschlägt, z. B. Aus der Sündfl. 1867, 299ff. und sonst. Wenn er sich damit vornehmlich gegen Bismarcks Politik wendet, so stimmt dazu Nietzsches Ausspruch 5, 299 über ‚Bismarcks Macchiavellismus mit gutem Gewissen, seine sogenannte „Realpolitik"'.

Recht auf Arbeit (frz. droit au travail) ist ein von Charles Fourier geprägtes Schlagwort, das seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts auch bei den deutschen Sozialisten viel diskutiert wird. Grün (1845) S. 158 zitiert anscheinend aus Fouriers 1808 erschienenen Werke Théorie des quatre mouvements den Passus: „Die heilige Schrift sagt uns, Gott habe den ersten Menschen und seine Nachkommenschaft dazu verdammt, im Schweiße ihres Angesichts zu arbeiten; aber er hat uns nicht dazu verdammt, der Arbeit beraubt zu sein, von welcher unsere Subsistenz abhängt. Wir können also, was die Menschenrechte anlangt, die Philosophie und die Zivilisazion ersuchen, uns der Hülfsquelle nicht zu berauben, die uns Gott für den schlimmsten

Fall und als Züchtigung gelassen hat, und uns mindestens das Recht zur Arbeit, für die wir erzogen worden sind, zu garantiren." Vergl. S. 175 und 211.

Während z. B. Auerbach 20, 246 (1846) das „Recht zur Arbeit" durchaus als berechtigte Forderung anerkennt, polemisiert der Demokrat Julius Fröbel dagegen, obwohl er in seinem System der sozialen Politik 2, 333 (1847) bezeugt: „Man hat in neuester Zeit von einem „Rechte auf die Arbeit" gesprochen, und das „droit au travail" bildet einen wichtigen Artikel im politischen Glaubensbekenntniß der sozialistischen Demokraten Frankreichs." Danach reden die Blätter für lit. Unt. 1850, 48 im unmittelbaren Anschluß an einen Buchtitel von Moreau Christoph: Du droit à l'oisiveté et de l'organisation du travail von einem Recht auf Müßiggang.

Nehry S. 441 erinnert an eine Äußerung Bismarcks vom 9. Mai 1884 und die dadurch hervorgerufene Debatte: „Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, solange er gesund ist, sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist." Vergl. ferner Nietzsche 7, 166 (1886): „Ein Recht auf Philosophie — das Wort im großen Sinne genommen — hat man nur Dank seiner Abkunft." Ebenda spricht er S. 470 (1887) von einem ‚Recht auf Dasein', und 8, 138 (1888) überschreibt er einen Aphorismus Das Recht auf Dummheit.

Rechtsboden, ein von Gombert in der ZfdW. 2, 271 seit 1833 (zuerst in einer Begründung des badischen Abgeordneten von Rotteck) nachgewiesenes Stichwort, das seit den vierziger Jahren mit neuem Nachdruck ertönt, bis es durch Georg Freih. v. Vincke zu einem der Haupttrümpfe der verfassungsfreundlichen Partei wird. Vergl. auch Büchmann S. 624.

Die Veranlassung dazu gab König Friedrich Wilhelm IV. selbst mit seiner Thronrede vom 11. April 1847, in der er die Versammelten mit folgenden Worten zum Kampfe gegen ‚die bösen Gelüste der Zeit' aufforderte: „Ihre Einmüthigkeit mit mir, Ihr thätiges Bekenntniß, mir helfen zu wollen: den Boden des Rechts (den wahren Acker der Könige) immer mehr zu be-

festigen und zu befruchten, wird aus diesem Landtage eine gewonnene Hauptschlacht wider jenes arge, rechtlose, Deutschland betrübende und entehrende Treiben machen."

Schon während der Adreßdebatten am 15. April 1847 (R. Haym, Reden und Redner S. 78) stellte Vincke in scharfer Pointierung dem Boden der politischen Parteien den des Rechts wieder gegenüber. Dann wird das Schlagwort sowohl in der beschlossenen Adresse wie auch in der königlichen Antwort vom 22. April 1847 entschieden betont. Denn jene Kundgebung spricht u. a. auch von ‚der Wohlfahrt, die auf der Stärke des monarchischen Prinzips und auf einem sichern und geordneten ständischen Rechtsboden beruht', und diese Erwiderung sieht zwar auch ‚in einer auf dem Rechtsboden begründeten, innigen Vereinigung der Krone mit den Ständen' einen schönen Beruf der Volksvertreter, wahrt aber unzweideutig den Standpunkt königlicher Souveränität. Siehe Haym, ebda. S. 464f.

Um so mehr fühlte sich Vincke in seiner glänzenden Rede vom 31. Mai 1847 veranlaßt, noch einmal die oben angeführten Worte der königlichen Thronrede im Zitat aufzugreifen, um ihre Tendenz sofort zu einer eindringlichen Wahrung gerade der ständischen Rechte umzubiegen: ‚stets den Boden, den Acker des Rechtes pflügen.' Und weiterhin: „Ich erinnere mich mit gerechtem Stolze, daß meine Vorfahren den Acker des Rechtes seit vielen hundert Jahren gepflügt und demselben viele köstliche Früchte abgewonnen haben, werthvoller, als die materiellen Güter dieser Erde. Ich weiß nicht, wie lang die Spanne Zeit ist, die mir hier noch zugemessen ist. Wenn aber einst meine letzte Stunde schlagen sollte, dann wünsche ich nur, auf dem Acker des Rechtes meine Grabstätte zu finden."

Erst durch diese Rede erhielt der Ausdruck seine volle Schlagkraft. Vincke wurde aber auch der Schöpfer der besonderen Wendung vom später viel verspotteten und parodierten durchlöcherten Rechtsboden. In seiner Rede vom 21. Juni 1848 sagte er in der Frankfurter Nationalversammlung (Wigard 1, 439): „Ich stehe auf dem Standpunkte des durchlöcherten Rechtsbodens. Wir haben in früheren Zeiten gesehen, daß der

Rechtsboden von Oben her durchlöchert wurde, und in einer solchen Zeit habe ich mich mit vielen gleichgesinnten Freunden auf den Rechtsboden gestellt.“ Überhaupt ist der Anfang dieser Rede ein fortwährendes Anspielen und bildliches Ausbeuten des Begriffs.

Darum charakterisiert R. Haym, Reden und Redner S. 61 (1847) Georg v. Vincke durchaus zutreffend mit den Worten: „Er ist zuerst und vor Allem der Mann des Rechts. In seiner ganzen Kälte und Unbiegsamkeit macht er geltend: das Recht. An der Begeisterung für das Recht sind seine Worte, wie am Feuer der Stahl gehärtet. Das Recht ist sein Schwert, mit dem er schlägt, das Recht sein Maßstab, mit dem er mißt.“

Aber schon während des Jahres 1848 wird man des Schlagwortes vom Rechtsboden recht überdrüssig. Die Entwicklung der politischen Verhältnisse brachte es mit sich. So bedauert eine Glosse im Volksblatt 1848, 789, daß Preußen durch die Beratungen in der Paulskirche in kritischer Periode seine tüchtigsten Männer entbehre: „Ganz besonders vermissen wir dort Hrn. v. Vincke, den berühmten Vertheidiger des „Rechtsbodens“ und wenn wir nicht irren, auch den Erfinder dieses Wortes, das im vorigen Jahre noch eine so große Rolle spielte, und das man heut kaum in den Mund nehmen darf, wenn man nicht von denselben Männern, die es früher stets im Munde führten, in die Acht erklärt werden will ... So lange man den „Rechtsboden“ gegen den König als Vorwand nehmen konnte, so lange tummelte man sich lustig und bis zum Überflusse auf demselben herum; jetzt aber, wo der König auf demselben Rechtsboden eine unantastbare Stellung einnimmt, jetzt will kein Mensch mehr etwas davon wissen; jetzt beruft man sich nicht mehr auf das Recht, sondern auf das Gegentheil davon, auf die Gewalt, die Volkssouveränität, den Aufstand, die Revolution, oder wie man es sonst nennt.“ Noch an vielen anderen Stellen ist davon die Rede. Vergl. auch Gombert ZfdW. 3, 153.

Rechtsstaat wird von Gombert ZfdW. 3, 327 bei Görres (1826) als eingebürgertes Stichwort belegt und vermutungs-

weise auf den aus Fichte (1800) mehrfach nachgewiesenen ‚rechtsgemäßen Staat' zurückgeführt. Von späteren Zeugnissen vergl. außer Arndt 1, 283 (1840) nur einen kritischen Artikel in den Grenzboten 1879, 2. Quartal S. 81 ff.: „Immer und immer wieder hört man in unseren Parlamenten den „Rechtsstaat" rühmen und als das Ziel aller inneren politischen Entwickelung bezeichnen, und doch ist dieses Ideal gewisser Parteien so, wie es in der Regel gemeint wird, eine Einseitigkeit und weder wünschenswerth noch erreichbar. Die Rechtsstaatstheorie ist das Ergebniß einer rein rationellen Auffassung des gesellschaftlichen Lebens, sie verlangt ausschließliche Berechtigung der individuellen Freiheit und absolute Gerechtigkeit . . .

Die Theorie vom Rechtsstaate ist in ihrer modernen Form ein Produkt der Kant'schen Philosophie."

Regierungslosigkeit. Mit diesem Schlagwort rügte der Abgeordnete Dr. Lasker in der Reichstagssitzung vom 21. März 1877 die ihm unbegreifliche Zurückhaltung Bismarcks in den Beratungen über den Sitz des Reichsgerichts: „Danach scheint mir nicht, daß wir in der Entscheidung des Bundesrats, so betrübend die Geschichte ihrer Entstehung ist, irgend ein System wirklich energisch sich entwickelnden Partikularismus zu suchen haben, sondern das Symptom einer Krankheit, die wir vor einiger Zeit an anderer Stelle schon getadelt haben: die Regierungslosigkeit im Reich. Wenn politisch bedenkliche Symptome auftreten, so ist es nur von Nutzen, wenn man sie richtig bezeichnet" (Stenogr. Ber. 1, 294).

Wie ungerecht aber dieser Vorwurf war, zeigen die Grenzboten 1879, 2. Quartal S. 531 durch den Hinweis: ‚Von der Regierungslosigkeit unter einer Regierung, der an Reichtum, Kühnheit und nötigenfalls an Zähigkeit der Initiative keine jemals an die Seite gesetzt werden kann!' Die rhetorische Hyperbel erklang noch öfters als Tadelsvotum oppositioneller Parteien. Dieses Schlagwort ist das Gegenstück zu einem Ausspruch Börnes 5, 228: „Monarchien, Aristokratien und Demokratien, leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens."

Rehabilitation der Materie oder Rehabilitation des Fleisches, ein von Enfantin formuliertes Dogma der St. Simonisten, das seit 1831 von ihm mit wahrem Feuereifer vertreten wurde. Vergl. nur dessen œuvres 1, 44 (1831): „Notre apostolat consiste donc autant dans l'affranchissement de la femme que dans la réhabilitation de la chair.“ Dadurch, daß er aber die Forderung, die durch das Christentum entwertete Materie in ihre alten Rechte wieder einzusetzen, einseitig auf die Spitze trieb, führte er gerade den Bruch der Schule herbei.

Wie so manche andere wurde auch diese Parole durch die Schriftsteller des Jungen Deutschlands bald nach Deutschland getragen, wo sie in den dreißiger Jahren aufs leidenschaftlichste für und wider erörtert wurde. Vergl. Heine 5, 251 (1833) ‚Rehabilitation des Fleisches‘ und 4, 222 (1835): „Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste.“

Das gewaltigste Aufsehen rief jedoch Mundts ‚Madonna‘ (1835) hervor, worin S. 261 ff. die Wiedereinsetzung des Fleisches mit solcher Schrankenlosigkeit verkündet wurde, daß man öffentliches Ärgernis daran nahm. Dazu vergl. Ludw. Geiger, Das junge Deutschland und die preußische Censur (1900) S. 75.

Dagegen bekennt Gutzkow, Rückbl. S. 135 aus eigener Erfahrung: „Unter den Blüthenbäumen der Bergstraße, an der kühlen Schlucht des Wolfsbrunnens träumte ich oft der Ausdehnung eines Begriffes nach, den Heinrich Heine von Frankreich herüber in die Literatur der Deutschen geschleudert hatte, dem Wort von der „Emanzipation des Fleisches“. Woher hatte man die Berechtigung genommen, sich unter diesem Begriff nur die Entfesselung der Leidenschaften, die Zerstörung der Sitten vorzustellen?“ Vielmehr urteilt er S. 136: „Was konnte da die „Emanzipation des Fleisches“, von welcher in der unsinnigsten Weise von damaligen Anklägern und noch immer in den Lehr-

büchern der Literaturgeschichte, wie diese nach Vorschrift der preußischen Schulregulative geschrieben werden müssen, gefabelt wird, anders verstanden sein, als die Wiedereinsetzung des Natürlichen!"

Reinkultur ist ein naturwissenschaftliches Stichwort, das seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch die Zeitungen verbreitet und bald auch in freier Übertragung beliebt wird. Vergl. dazu die bei Nehry S. 52 angeführte Äußerung des Reichskanzlers von Caprivi vom 27. November 1891 und die entsprechende Wiederholung durch den Kultusminister Grafen von Zedlitz-Trützschler am 21. Januar 1892.

Ähnlich wird der Ausdruck in den Soz. Monatsheften 3, 376 (1899) gebraucht, wo vom ‚dialektischen „Cant", den Genossin Luxemburg in Reinkultur züchtet', gesprochen wird.

Reklame. Dieses Schlagwort ersten Ranges dringt etwa um 1842 von Frankreich aus ins Deutsche ein. Erst im gleichen Jahre wird auch im Complément du dict. S. 1027 das Neuwort la réclame offiziell gebucht und erläutert: „petit article que l'on insère dans le corps d'un journal, avec les nouvelles et les faits divers, et qui contient ordinairement l'éloge payé d'un livre, d'un objet d'art, dont le titre se trouve aux annonces." Es wird also geschieden zwischen der Angabe des Titels und Preises unter den Annoncen auf der Rückseite der Zeitung und der eigentlichen Reklame, für welche im Journal selbst eine besondere, den Lesern wohlbekannte Rubrik für bezahlte Anpreisungen existierte. Dem neuen Ausdruck liegt das Wort le réclame zugrunde, womit man den Lockruf oder die Lockpfeife der Jäger zur Täuschung des Wildes bezeichnet. Also eine sehr charakteristische Anlehnung und Übertragung.

Als frühen Beleg im Deutschen notiere ich in den Grenzboten 1842, 1. Sem. S. 133 die Erwähnung von eigenartigen Anzeigen, „denen man den eben so sinn- als bedeutungslosen Namen Reklam (Lobhudelei oder Großsprecherei) gibt." Die Parenthese zeigt den Ausdruck als neu und erklärungsbedürftig an. Vier Jahre später widmet dieselbe Zeitschrift der Einrichtung einen besonderen Artikel. Siehe Jahrgang 1846, 1. Sem. 1, 581ff.

Darin wird bereits der Begriff der lebenden, d. h. persönlichen Reklame an einem amüsanten Beispiel erläutert. Man sieht den rapiden Fortschritt, der freilich dadurch notwendig wurde, daß sich die französische Reklame als unmaskierte Empfehlung des Verlegers oder Autors im Gegensatz zu den versteckten Ankündigungen der Deutschen viel rascher abgenutzt hatte. Gleichzeitig verzweifelt der Verfasser des genannten Artikels an einer treffenden deutschen Übersetzung. Gutzkow 12, 440 (1846) will Réclame mit Eingesandt verdeutschen, fügt aber hinzu: „Gut, bemerkte man, das mag das richtige Wort sein, aber der Franzose ist viel klüger, er bezahlt das Eingesandt, verbittet sich aber, daß man Eingesandt darüber setzt."

Das Fremdwort ist im Deutschen in kurzer Zeit fast unentbehrlich geworden und wird längst nicht mehr von den Zeitungsanpreisungen allein gebraucht, sondern dient überhaupt als Ausdruck für allerlei Versuche, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, sei es durch Wort, Schrift oder Bild. Einen überaus lehrreichen Artikel, der an anschaulichen Beispielen die schier unerschöpflichen Spielarten dieses üppig ins Kraut schießenden Gewächses aufzeigt, bringen die Grenzboten 1866, 1. Sem. 2, 104ff. Jetzt spricht man nicht nur von Reklamehelden und -heldinnen, sondern auch von einer oft geradezu virtuosen Reklamekunst.

Religion als Privatsache erklärte das Gothaer Programm der Sozialdemokratie vom Mai 1875, ein Leitsatz, den Mehring S. 271f. eine nicht unglückliche Umschiffung einer gefährlichen Klippe nennt: „Denn damit ist sie an sich nicht bestritten, allein das Prinzip ist immer noch insofern gewahrt, als der „private" Charakter der Religion im Zukunftsstaate alle gottesdienstlichen Culte von selbst ausschließt."

Reptil, ferner Reptilienpresse und ähnliche verächtliche Schlagworte gehen zurück auf die Rede Bismarcks vom 30. Januar 1869 (Polit. Reden 4, 131), worin er die Agenten des depossedierten Kurfürsten von Hessen und des ehemaligen Königs von Hannover als ‚bösartige Reptilien' charakterisierte.

Der Ausdruck wurde aber von den Angegriffenen gereizt

zurückgegeben und bald gerade auf die von der Regierung unterstützten oder inspirierten Journalisten angewandt. Der zur Bekämpfung jener Umtriebe aus dem einbehaltenen Vermögen der abgesetzten Fürsten gebildete Fonds wurde nun höhnisch als Reptilienfonds gebrandmarkt.

Vergl. Büchmann S. 654 f., der auch an die Replik Bismarcks am 9. Febr. 1876 (Polit. Reden 6, 339) erinnert: „Das Wort Reptilie, Reptilienvater, Reptilienpresse in der Meinung, wie es gebraucht wird, kommt mir immer vor, als wenn Leute, die mit dem Gesetze in Konflikt treten, auf die Polizei schimpfen und sie Diebsjäger und dergleichen nennen. Reptilie — wie entstand das Wort? Unter Reptilien verstanden wir die Leute, die in Höhlen — bildlich gedacht, kurz und gut in verwegener Weise intrigieren gegen die Sicherheit des Staats, und man hat das nun umgedreht und nennt jetzt Reptile diejenigen, die das aufzudecken streben."

Über die Vorgeschichte dieses Schlagwortes, die nach Frankreich und England führt, werden am gleichen Orte ebenfalls einige Angaben gemacht. Sonst nenne ich Scherr, Porkeles (1882), der S. 27 ironisch auf eine ‚Reptilienkasse' anspielt und S. 109 voller Hohn gegen die Herren ‚Reptilienfoundländer' zu Felde zieht.

Beachtenswert ist auch die ingrimmige Polemik Lagardes (1884) S. 443: „Die konservative Partei muß darauf bestehn, daß dem Reptilismus der Garaus gemacht werde. Keines ihrer Mitglieder würde sich soweit wegwerfen, ein Exemplar des aus jenen Mitteln geästen Ungeziefers sich ankriechen zu lassen: wir wünschen, daß die höchsten Beamten des Staats jedwede Verbindung mit derartigen Subjekten aufgeben. Vergl. hierzu den Parallelartikel ‚Welfenfonds'.

Rettende Tat. Nach meinem Nachweis gebrauchte dieses berühmt und berüchtigt gewordene Stichwort zuerst der Historiker Dahlmann in seiner Frankfurter Parlamentsrede vom 14. Dez. 1848 (Wigand 6, 4097), worin er seinen Standpunkt, ob der Reichsregierung ein absolutes oder suspensives Veto gegeben werden sollte, dahin präzisierte: „Es muß im Staat ein Recht

der rettenden That geben, der rettenden That, und es wird dies immer stattfinden; aber damit dieses Recht der rettenden That auch in der Ferne als gesetzlich erscheine, ist es rathsam und staatgemäß, es in den Staat gesetzlich einzuführen durch das entscheidende Veto." Die Wendung erfreute sich rasch großer Beliebtheit und wurde immer freier gebraucht. Vergl. außer Gombert, Festg. in den Demokratischen Studien (1860) S. 473, wo von einem Philisterium der rettenden That oder S. 474, wo von ‚Ministern der rettenden That' gesprochen wird. Ferner Nietzsches Ausspruch 1, 56: „Der Satyrchor des Dithyrambus ist die rettende That der griechischen Kunst." So ist der Ausdruck auch in den Schatz der Geflügelten Worte eingegangen. Siehe Büchmann S. 638.

Rettung. Zum Schlagwort wurde der Ausdruck wohl erst durch Lessing, der die Anwendung 5, 268 (1754) in der Vorrede eines Bändchens ausdrücklich rechtfertigte: „Die wenigen Abhandlungen desselben sind alle ‚Rettungen' überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verstorbne Männer, die es mir nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesichte dafür machen werden." Siehe S. 272 ff. ‚Rettungen des Horaz', S. 310 ff. ‚Rettung des Hier. Cardanus' usw. Ähnliche Anwendung läßt sich schon vorher belegen, z. B. in der Züricher Samml. 9, 109 (1743): Vindiciae Hallerianae, oder Rettung der Sprache Hrn. Hallers.

Heutzutage hat das Schlagwort oft den Nebensinn einer übertriebenen Ehrenrettung.

Revolution der Literatur betitelte im Jahre 1886 Karl Bleibtreu eine viel genannte Flugschrift und gab damit das weithin tönende Feldgeschrei für die neu aufstrebende Dichtergeneration des Naturalismus. Vergl. auch Arno Holz, Revolution der Lyrik (1900).

In verwandtem Sinne spricht schon Ayrenhoff 4, 173 von der großen ‚Literatur-Revolution' des Sturms und Drangs und 175 von der ‚shakespearischen Geschmacks-Revolution'.

Revolutionärs in Glacéhandschuhen titulierte nach den Grenzboten 1850, 1. Sem. 2, 481 der bayrische Staatsminister Freiherr von der Pfordten kurz vorher ,die liberalen Heuchler', die im Sinne des kleindeutschen Programms für den Anschluß an Preußen agitierten. Die Grenzboten verwahren sich in diesem Artikel, der überschrieben ist: Die Revolution in Glacéhandschuhen, aufs entschiedenste gegen diese abfällige Bezeichnung, die eine Partei nach einer äußerlichen Eigenschaft einzelner Anhänger charakterisiere, um sie dadurch beim Volke in Mißkredit zu bringen.

Ebenso meint Prutz, Die deutsche Literatur der Gegenw. 1, 99 (1859) in seiner Charakteristik Dingelstedts, der ihm der echte Repräsentant der stichelnden und witzelnden vornehmen Welt ist: „Sie ist nachträglich bekannt genug geworden, diese „Revolution in Glacéhandschuhen.""

Derartige Ausdrücke lagen damals in der Luft. Vergl. Auerbachs Wendung von den genußsüchtigen „Stallbuben in Glacéhandschuhen," deren ganzes Talent im Erben bestehe (Tageb. aus Wien 1849, 31) und die Notiz in den Grenzboten 1849, 1. Sem. 1, 463: „Sistieren ist ein vom Belagerungszustand in Glacéhandschuhen erfundener Ausdruck für arretieren."

Über das Schlagwort von den Revolutionären in Schlafrock und Pantoffeln, das auf die Rede des preußischen Ministers Freih. v. Manteuffel vom 8. Januar 1851 zurückgeht, und dessen Vorgeschichte vergl. Büchmann S. 278f. Die neueste Variante bringt Holz, Sozialarist. S. 43: „Rewolutzjonähr in Jummischleicher!"

Revolution von oben, nach Friedrich Schlegels Angabe in der Concordia (1820ff. S. 38) ein eigener Kunstausdruck, den ,die Anhänger der aus der Revolution hervorgegangenen neuen Despotie' aufgebracht haben, ist von eben diesem Schriftsteller mit Nachdruck in Umlauf gebracht worden. Ebenda erläutert er: „Ich meine jene, so viele alte Institute vernichtende Zerstückelung und Verschleuderung des Reichs von 1803, die in jedem der nachfolgenden unseligen Friedensschlüsse weiter fortgesetzt, und immer anders modificirt ward, ohne doch je zu einem conse-

quenten Abschluß zu gelangen.“ Ergänzend urteilt er S. 42 über die Revolutionsepoche von 1789 oder 1792 bis 1814 oder 1815: „Es war dieser Act nicht eher geschlossen, als bis die Revolution, die von Einer Nation und von unten ausgegangen, dann schnell in eine große Despotie und Revolution von oben übergegangen war.“ Weiter unten: „Auch hat die „Revolution von oben“ viel tiefer noch in das europäische Fleisch eingeschnitten, mehr geschadet und verwüstet, als die erste anarchische Bewegung, weil sie die Anarchie selbst erst in eine gewisse Ordnung gebracht und dauerhaft gemacht hatte.“ Vergl. S. 49.

Dann aber schöpft er S. 165 für die konstitutionellen Bestrebungen, die er als einen convulsivischen Übergang von der monarchischen zur republikanischen Verfassung, oder als ein gefahrvolles Schwanken zwischen beiden bezeichnet, einen analogen schlagenden Ausdruck, indem er ausführt: „So ist es denn endlich dahin gekommen, daß nachdem erst die Revolution von unten, dann die Revolution von oben ihre volle Zeitperiode hindurch ausgewüthet hatten, nun noch ein neues politisches Unheilsphänomen, als erstes eigenthümliches Kennzeichen der neuesten, eben jetzt beginnenden Epoche hervorbricht. Ich möchte es die Revolution aus der Mitte heraus nennen; denn so könnte man wohl diese plötzliche Staatsauflösung und Anarchie am schicklichsten bezeichnen, die nicht etwa bloß in einem einzelnen Acte der Empörung und rebellischer Gewalt sich kund giebt, sondern von allen Seiten, und wie aus allen Gliedern und Theilen des ganzen Staatskörpers zugleich losbricht, die ganze Monarchien mit einem Schlage epidemisch ergreift, schnell wie eine Flamme wachsend, über ferne Länder sich ausbreitet, und Europa, seit dem Anbeginn dieses 1820ten Jahres, mit einer neuen furchtbaren Krisis und allgemeinen Erschütterung bedroht.“

Noch bei der letzten Reichstagswahl spielte die Phrase von der sozialen Revolution von oben und für oben in sozialdemokratischen Flugblättern eine ziemliche Rolle.

Vergl. auch Nordau, Die conv. Lügen (1883) S. 14: „Es giebt nur noch Reaktion und Reform, das heißt Revolution nach rückwärts oder nach vorwärts.“

Revolverpresse wird seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts das böse Scheltwort für diejenige Gruppe Zeitungen, die von skandal- und erpressungssüchtigen Journalisten geleitet wurden. So wird schon in den Grenzboten 1873, 1. Sem. 2, 474 von Bestrebungen gegen diese entartete „Revolverpresse“ gesprochen. Gutzkow, Rückbl. (1875) S. 136f. entlädt seinen ganzen Groll gegen diese Korruption in dem Satze: „Die regelmäßigen Angriffe auf alles, was von mir ausging, kamen theils von einem elenden Subjekte in Frankfurt am Main, Namens Schuster, der einer der Ersten jener Pest von Autoren gewesen ist, die in den größern Städten Deutschlands allmälig die „Revolver-Presse“ (La bourse ou la vie!) geschaffen haben.“ Ebenda S. 174 erwähnt er die Hamburger ‚belletristische Revolverpresse‘, in der sich einige selbstgefällige hämische Skribler getummelt hätten. Dagegen eifert Glagau S. VIIIff. (1876) aufs entschiedenste gegen die liberalen Zeitungen, welche neuerdings alle Blätter als „Skandalblätter“, „Revolverblätter“ oder „Revolverpresse“ zu bezeichnen pflegten, die den Ausschreitungen und der Überhebung der Judenschaft, überhaupt der Ausplünderung des Volkes durch Gründer und Börsenmänner entgegentraten. Vergl. auch Sanders, Ergb. S. 394.

Ring, ein aus dem amerikanischen Slang übernommenes Schlagwort zur Bezeichnung einer geschlossenen kaufmännischen oder industriellen Interessengruppe behufs eigennütziger Ausbeutung des Marktes, dann auch als politischer Ausdruck für ‚ein festes Konglomerat von Parteien‘ üblich, kam nach Heyne 3, 115 in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Deutschland auf. Vergl. auch Marr (1879) S. 19.

Vor allem aber Bismarck, Polit. Reden 8, 375 (1881): „Ich glaube, es ist eine weltbekannte Sache, daß in Berlin der Fortschritt regiert, ein fortschrittlicher Ring die Stadt beherrscht, der gar nicht zu durchbrechen ist.“ Dazu die Abwehr des Abgeordneten Loewe: „Meine Herren, wer da weiß, welche Bedeutung mit diesem Ausdruck „städtischer Ring“ verbunden worden ist, wie dieser Ausdruck über das Meer hergebracht worden ist als Kennzeichen der tiefsten Corruption, der größten

Verbrechen, die jemals gegen eine Stadtverwaltung geübt worden sind . . ., der muß sagen, wenn derselbe hier in Berlin wiederholt wird, daß dies nur in Kreisen geschehen kann . ., die kein Gefühl haben von ihrer Verantwortlichkeit gegenüber den öffentlichen Angelegenheiten."

Eine Unterstellung, die Bismarck, Polit. Reden 8, 387 ff. entschieden zurückwies: „Ich habe gesagt „der Ring", und der Vorredner hat für den Ausdruck, um mir eine Beleidigung imputiren zu können, den übelsten Ursprung zurückgesucht, auf welchem Wege dieser Ausdruck zu uns gekommen wäre, nämlich von einem New-Yorker Verbrecherring. An den habe ich nicht gedacht, der Ausdruck ist bei uns geläufig, es ist ein guter, richtiger Ausdruck, wir hatten früher in Köln einen spezifischen Ausdruck, den die meisten Leute nicht verstehen, und der etwas Ähnliches bedeutet."

Dagegen tritt in den modernen Schlagworten: Kohlenring, Petroleumring usf. die alte schlimme Bedeutung wieder ziemlich deutlich zutage.

Rotes Gespenst, die Übersetzung des französischen Le spectre rouge (de 1852), wie Auguste Romieu eine im Jahre 1851 erschienene und alsbald auch ins Deutsche übersetzte Broschüre betitelte, in der er für Frankreich den Bürgerkrieg prophezeite, wurde sofort als Schlagwort empfunden. Vergl. Büchmann S. 356 und Kladd. 1857, 171 oder 207. Der Ausdruck ist nun neuerdings nach der unheimlichen Zunahme sozialdemokratischer Stimmen zu einer charakteristischen Bezeichnung für die drohende soziale Revolution geworden.

Rowdy, ursprünglich ein Name für den Newyorker Straßenpöbel, abgeleitet von engl. to row (lärmen), wurde seit den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts ins Deutsche übernommen als Bezeichnung roher und gewalttätiger Subjekte. Diese ist Kürnberger (1855) bereits geläufig. Er erwähnt wiederholt, z. B. S. 285 f. oder S. 572 den ‚Rowdy' bez. die Newyorker ‚Rowdies'. Vergl. auch Sanders, Fremdw. 2, 453. Bleibtreu, Revolution der Literatur (1886) S. XXV befehdet entsprechend das „Literarische Rowdiethum".

Säbelrasseln ist seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts sowohl als Stichwort für militärische Großsprecherei als auch für geräuschvolle Kriegsdrohungen zu belegen. So schreibt Scherr, Blücher 3, 233 (1863) über den General Wrede: „Im Übrigen ein Mann von ganz mittelmäßigen Gaben, welcher Säbelrasselei mit Feldherrntalent verwechselte." Hierzu die Bemerkung im Kladd. 1866, 77: „Durch den Streit zwischen Österreich und Preußen gewinnt — Deutschland und segnet alles Säbelrasseln und Kriegsgeschrei." Vergl. auch Sanders, Ergb. S. 405 und das DWb.

Säbelregiment wird von Meyer S. 57 als demokratischer Kraftausdruck des Jahres 1848 nachgewiesen. Bismarck, Polit. Reden 1, 152 (am 24. Okt. 1849) spielt darauf an, indem er versichert, ‚daß die preußische Verfassung zwischen der Scylla eines wohlthuenden Säbelregiments und der Charybdis der Jacobinerherrschaft glücklich hindurchgeschifft ist.' Diese Bezeichnung militärischer Gewaltherrschaft büßte noch nach Jahren ihre Schlagkraft nicht ein. Vergl. nur Lagarde (1884) S. 428, der einen Programmentwurf für die konservative Partei Preußens durch die Tendenz motiviert, ‚der immer näher herandrohenden Revolution und der im Gefolge dieser Revolution einherschreitenden Säbelherrschaft vorzubeugen'.

Sansculotte, ein wahrscheinlich von Abbé Maury herrührendes Spottwort, der es zuerst in der Konstituante gegen einige auf der Tribüne lärmende Kerle geschleudert haben soll, das aber seit Anfang der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts nicht nur zur Bezeichnung der extremsten französischen Revolutionäre überhaupt erwuchs, sondern auch im Deutschen bald in freiester Übertragung verwendet wurde.

Vergl. außer Büchmann S. 564f. Wielands Bemerkung im Teutschen Merkur 1792, Bd. 2, S. 379 (vom 26. Juni): „Diese Menschen bestehen beynahe bloß aus Leuten mit zerrißnen Hosen (Sans-Culottes), aus Leuten ohne Eigenthum, und ohne Talent oder Neigung, sich durch rechtmäßige Mittel welches zu erwerben." Siehe auch Wieland 34, 233 und 343ff., sowie Sanders, Fremdw. 2, 468f.

Sauregurkenzeit, zunächst die geschäftsstille, dann besonders die an politischen Ereignissen arme Zeit des Hochsommers. So schreibt Zelter am 31. Juli 1821 an Goethe: „Unser Theater ist jetzt wieder lavirend, wie immer in der Sauergurkenzeit.“ Oder am 19. Juli 1828: „Hier zu Lande geht es eben etwas mager her; die Kaufleute nennen's: die Sauergurkenzeit“. Demnach scheint dieses Scherzwort seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gebräuchlich zu sein. Eine besondere Rolle spielt es später im Kladderadatsch, z. B. 1856, 151 (Briefkasten): „Hat etwas starken Beigeschmack der Saurengurkenzeit.“ Hier also schon eine humoristische Anspielung auf die Verlegenheitsberichte der Zeitungen in den stoffarmen Hundstagen. Siehe auch 1857, 129:

„Beglückt der Mann, der, von Geschäften fern,
In dieser Zeit des sauren Gurkenthums
Hinaus kann eilen.“

Ebenda erklingt S. 137 ein ‚Sauregurkenzeitgemäßer Stoßseufzer eines daheimgebliebenen Berliners‘ usw. Vergl. Deutsches Museum, 15. Jahrg. Bd. 2, S. 490 (1865): „„Saison“ existirt nicht. Wir haben das, was berliner Natives die „allersauerste Sauregurkenzeit“, die Franzosen „die große Stachelbeerzeit“, die Engländer die „season of the very smallest potatoes“ (die Saison der allerkleinsten Kartoffeln) heißen.“

Scharfmacher ist ein aus einer Äußerung des Freiherrn Ferdinand von Stumm geschliffenes politisches Schlagwort, der nach Gombert, Festg. und Büchmann S. 677 in einer Unterredung mit dem Delegierten der evangelischen Arbeitervereine, dem Pfarrer Lentze, im Herbst 1895 sagte, er werde den Kaiser ‚scharf zu machen suchen zur Anwendung rückhaltloser Gewalt, zum Kampf auf Leben und Tod‘. Danach berichten die Soz. Monatshefte 3, 527 (1899): „1898 erreichte also die . . herbeigeführte Zahl der Streiks fast diejenige, welche in den vorhergehenden acht Jahren zu verzeichnen war; die Ursache davon dürfte auf das im letzten Jahre so beliebte „Scharfmachen“, wie auf das Vorgehen der Regierung gegen die Arbeiterorgani-

sationen und gegen die Streiks zurückzuführen sein." Ebenda S. 489 spricht Wolfg. Heine vom ‚Scharfmachertum' der anderen Gesellschaftsklassen.

Vergl. in den Grenzboten 1903, 2. Viertelj. S. 240 die Anspielung auf ‚die plumpe Scharfmacherei gegen alles, was zur sozialen Hebung der Arbeitermassen gefordert wird und geschieht'.

Schaukelpolitik. Dieses moderne Tadelswort einer wankelmütigen oder unsicher tastenden Regierung ist aus dem älteren Ausdruck Schaukelsystem entwickelt worden, den Gombert ZfdW. 3, 329 zuerst bei Görres (1821) belegt. Gleichzeitig mit Pfizer schreibt auch Börne 10, 93 (1831): „Die Franzosen haben kein Temperament zum Juste-Milieu. Was wir jetzt sehen, ist nur ein künstliches Schaukelsystem, das keine Dauer haben wird." Daß ein solches mundgerechtes Schlagwort in dem Revolutionsjahre 1848 neuen Impuls erhielt, ist einleuchtend und von Gombert durch eine Zeitungsstelle bestätigt worden.

Er erinnert ferner an Radowitz, Neue Gespräche aus der Gegenwart 2, 173 (1851): „Ich verstehe unter diesem Schaukelsysteme ein solches, das sich aus allen Parteyen ein Stück aussucht und aus den entlehnten Lappen dann sein Gewand zusammensetzt: etwas schwarz-weiß, etwas schwarz-roth-gold, ja auch etwas roth, in reichster Mannigfaltigkeit, sehr bequem und nach neuestem Schnitte."

Vergl. Bamberger 5, 338f. (1891): „Dasselbe Schaukelspiel hatte sich im Laufe der Jahre in zahllosen anderen Experimenten wiederholt. Als letztes Andenken haben wir die Kolonialpolitik behalten, das Urbild politischer Momentphotographie."

Das moderne Stichwort selbst ist mir bei Brennert (1898) S. 60 begegnet, welcher von der „Schaukelpolitik" des „englischen Vetters" unter den Modeworten berichtet.

Schaumspritzen der jungen Freiheit, ein Schlagwort, das aus einer Äußerung des Abgeordneten Jung, die er am 14. Juni 1848 in der preußischen National-Versammlung tat, entwickelt wurde. Siehe Büchmann S. 635 und Gombert in der ZfdW. 3, 330. Die Worte lauteten: „Wenn man . . sofort bei jeder kleinen Störung, weil die Wellen uns ins Gesicht spritzen, den

Muth verliert und Gesetze geben will . . , dann verliert man die Macht, in der Bewegung etwas zu vermögen." Daraus bildete nach dem Berliner Zeughaussturm wohl als erster der Oberstleutnant von Griesheim am 17. Juni die bitter vorwurfsvolle Wendung vom Schaumspritzen der aufgeregten Wellen. In dieser Form wurde dann das Schlagwort wiederholt gegen demokratische Ausschreitungen gekehrt. Vergl. Grenzb. 1849, 2. Sem. 3, 413: „Als damals die Souveräne der Straße ihre Vertreter mit Stöcken und Knütteln bedrohten, meinten die Herren Jung u. s. w., man sollte sich durch solches „Schaumspritzen der aufgeregten Wogen" nicht irre machen lassen." Ähnlich spricht Bismarck 1, 240 (am 15. April 1850) vom ‚ersten Schaumspritzen der Märzwellen' überhaupt.

Daneben lief seit dem Juli 1848 die später besonders beliebte Variante vom Schaumspritzen der jungen Freiheit um, womit im Stuttg. Morgenblatt vom 18. Juli 1848 ebenfalls auf den sogenannten Zeughaussturm gezielt wird.

Schema F als Schlagwort büreaukratischer Schablonisierung scheint seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts üblich geworden zu sein. So läßt Wolzogen in seinem 1892 geschriebenen Romane ‚Die Entgleisten' S. 70f. das Titelstichwort folgendermaßen erklären: „Ich denke mir darunter überhaupt alle die verfehlten Existenzen, die da immer massenhafter werden, je accurater unser ganzes Staats- und Gesellschaftsleben reglementirt, auf Schema F zugeschnitten wird." Das „Schema F" erwähnt auch die Freiin Frieda von Bülow, Tropenkoller (1896) S. 158.

Schlachtenbummler ist eine im Jahre 1870 aufgebrachte Bezeichnung derjenigen Zivilpersonen, die sich bei der aktiven Armee meist nur aus Schaulust aufhielten, dann überhaupt ein scherzhaft-ironischer Ausdruck für die Zuschauer bei Manövern und ähnlichen militärischen Übungen. In den Grenzboten 1871, 1. Sem. 2, 602 wird das Stichwort noch als neu hervorgehoben. Vergl. auch Sanders, Ergb. S. 123, der ferner die verwandten Zusammensetzungen ‚Festbummler' und ‚Überschwemmungsbummler' usw. nachweist. Nehry S. 322 verzeichnet als eine vom Reichs-

kanzler Grafen v. Caprivi am 5. März 1892 geprägte Schelte den Kolonialbummler, welchen er den zwar oft lästigen, aber doch nicht schädlichen Schlachtenbummlern gegenüberstellte: „Ob aber die Thätigkeit von Kolonialbummlern ebenso unschädlich bleiben könnte, ist mir zweifelhaft.“

Bierbaum, Pankr. (1896) S. 216 verwendet den Ausdruck sogar in übertragener Weise: „Ich armer, lahmer Schlachtenbummler auf der Wahlstatt der Kunst.“

Schlachtendenker ist seit 1870 stehender Ruhmestitel des großen Strategen Moltke und wird im DWb. seit dem Okt. dieses Jahres aus Geibel belegt. Vergl. auch Wagner 10, 240, der eine Antwort unseres berühmten „Schlachtendenkers“ erwähnt. Allmählich wurde das Stichwort auch in ironischer Weise mitverwandt. So bezeichnen die Preuß. Jahrbücher (1875) S. 560 den ultramontanen Führer im bayrischen Landtag, den Abgeordneten Jörg, als „Denker der Schlachten“.

Der Ausdruck selbst ist bedeutend älter. Das DWb. erinnert mit Recht an eine Wendung Gleims, der im Jahre 1757 von Friedrich dem Großen singt: „Auf der Trommel saß der Held Und dachte seine Schlacht.“ Aber auch das Wort ‚Schlachtendenker‘ selbst ist von Feldmann schon aus dem Jahre 1772 belegt worden. Vergl. ZfdW. 6, 113 f.

Schlager, ein österreichischer Dialektausdruck, der sich seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts rasch allgemein durchsetzt, und zwar zuerst, wie es scheint, als Schlagwort der musikalischen Zeitungskritik, dann auch in mannigfacher freier Anwendung. Sanders, Ergb. S. 450 verzeichnet aus der Nat.-Zeitung 34, 526 (1881): „Zündende Melodien — „Schlager“ nennt sie der Wiener.“

Den freieren Gebrauch mögen folgende zwei Stellen beleuchten. Die Grenzboten 1891, 2. Viertelj. S. 126 erwähnen einen „Schlager“ auf dem Gebiet der Schulreform, während im Jahrgang 1895, 1. Viertelj. S. 49 ein „Schlager“ in der auswärtigen Politik aufgeführt wird. Pötzl, Wien (Recl. 2065) S. 77 überschreibt ein eigenes Kapitel seiner Skizzen mit der Spezialität „Wahl-Schlager“. Vergl. auch Gomberts Bemerkungen ZfdW. 3, 154.

Schmock, der Name eines Winkeljournalisten in Gustav Freytags Lustspiel ‚Die Journalisten‘ (1853), wurde zum typischen Schlagwort für einen charakterlosen und zeilenschindenden Zeitungsschreiber. Vergl. in der 2. Szene des 2. Aktes die Äußerung: „Ich habe bei dem Blumenberg gelernt, in allen Richtungen zu schreiben. Ich habe geschrieben links, und wieder rechts. Ich kann schreiben nach jeder Richtung“. Ferner in der 1. Szene des 4. Aktes: „Wie kann ich ihm schreiben lauter Brillantes die Zeile für fünf Pfennige?“.

Schöne Seele ist als prägnantes Schlagwort für ein empfindsames und tugendhaftes Gemüt anscheinend von Wieland um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Kurs gesetzt worden und wurde wohl unter dem Einflusse von Rousseaus Roman: Julie, ou la nouvelle Héloise (1759), in dem die belle âme eine so bedeutsame Rolle spielt, zum vielbeliebten Modewort der folgenden Jahrzehnte.

Die stark abgenutzte Wendung ist dann von Goethe dadurch zur geflügelten gemacht worden, daß er das sechste Buch von ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren‘ (1795) überschrieb: Bekenntnisse einer schönen Seele.

Zur Geschichte des Ausdrucks vergl. Büchmann S. 190f., ferner Feldmanns Mitteilungen in der ZfdW. 6, 337ff. und vor allem auch Pomezny, Grazie und Grazien (1900) S. 20ff., wo gezeigt wird, daß dieser Lieblingsausdruck des 18. Jahrhunderts aus der vorsätzlichen Gegenüberstellung von körperlicher Schönheit und Tugend gewonnen ist. Erich Schmidts verdienstliche Untersuchung über die Entstehung und Entwicklung dieses Begriffs wird dahin berichtet, daß die Dichtung des 17. Jahrhunderts als Ausgangsbezirk anzusehen sei. Zum Beweise wird nachdrücklich auf Opitz, der sich an Platos Phädrus anlehnt, hingewiesen und zugleich aus Weckherlin (1584—1653) und Zesen (1619—1689) der Ausdruck ‚schöne Seele‘ bereits beigebracht.

Darauf fährt er fort: „Wenn sich dann bei Zinzendorf die Verbindung „schöne Seele“ findet, so entspricht es demnach dem historischen Entwicklungsgange mehr, von einer Beeinflussung

des Pietismus durch die weltliche Dichtung zu sprechen als umgekehrt.

Jedenfalls kann der Pietismus den Begriff nur verstärkt und vertieft, nicht aber geschaffen haben. Und ebenso hat darnach die Aufnahme der Shaftesburyschen Theorie, das Bekanntwerden der Romane Richardsons, den Inhalt der Formel weiter gebildet und ihre Beliebtheit in einer Zeit befestigt, die der Gefühlsweichheit huldigte."

Schreier ist ein schon dem 18. Jahrhundert geläufiges Schlagwort für öffentliche Lärmschläger, anscheinend zunächst für tumultuarische oder streitsüchtige Gelehrte und Schriftsteller, seit der französischen Revolution aber vornehmlich zur Bezeichnung politisch Unzufriedener.

Gerstenberg (Deutsche Lit.-Denkm. 3. Folge, Nr. 8, S. 269) äußert im Jahre 1769, nachdem er der Beschäftigung mit den deutschen Altertümern entschieden das Wort geredet hat, doch zugleich in richtiger Voraussicht: „Zwar wird es an Schreyern nicht fehlen (es fehlt schon itzt nicht daran), die bey dieser Neuerung, wie sie es nennen, sich kläglich gebehrden, und den Verfall der griechischen und römischen Litteratur weissagen." Siehe auch ein von Gombert ZfdW. 7, 10 beigebrachtes Beispiel aus Nicolai (1787).

Andererseits vergl. Lucians Neueste Reisen (1791) S. 237: „Man wählte die ärgsten Schreier, und Gerber, Schuster, Schneider, Sattler 2c. wurden plötzlich zu Obrigkeiten erhoben!" Oder S. 325f.: „Nicht gut, daß Lumpen und Schreier so viel Gewichte haben, und den ehrlichsten, wo nicht gerade laternisieren, doch wenigstens verfolgen, und von allem Einflusse aufs Beste des Staats ausschließen können." Ähnliche Belege hat Gombert dann aus den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nachgewiesen. Freilich sind diese politischen Schreier keineswegs nur demokratische Unruhstifter, sondern in der Hauptsache vielmehr Wortführer liberaler Bestrebungen. Doch fehlt es auch nicht an konservativen und orthodoxen Schreiern.

Vergl. außerdem Menzel, Die deutsche Literatur 2, 240 (1836): „Die Klasse der „liberalen Schreier", von denen man

weiß, daß sie wie gewisse Hunde nur bellen, aber nicht beißen — und der „politischen Leimsieder", die unvereinbarliche Elemente durch eine liebreiche Segensprechung zusammenleimen wollen, ist sehr groß in Deutschland." Kein Wunder, daß die Schelte in politisch erregten Zeiten, wie es die Revolutionsjahre 1848/9 waren, ganz besondere Schlagkraft erhielt und zumal den Regierungsgegnern tendenziös angehängt wurde. Darüber belehren z. B. die Grenzboten 1848, 1. Sem. 2, 284ff. oder zahlreiche Äußerungen und Anspielungen im Stuttg. Morgenblatt 1848, wo es S. 404 in einem Altonaer Bericht heißt: „Schon nennt man alle wahrhaften Patrioten, die sich mit voller Seele dem großen Werke der politischen und moralischen Wiedergeburt des Gesammtvaterlandes weihen, Schreier, Aufrührer."

Schwabenstreich ist als scherzhaft-populäres Spottwort für einen unüberlegten, meist lustigen Streich seit dem 18. Jahrhundert im Schwang. Der Ausdruck, für den das ergötzliche Volksmärchen von den sieben Schwaben die Grundlage gegeben haben mag, fehlt noch bei Adelung (1780). Nur ein paar Jahre später freilich bringt ihn das DWb. aus Musäus bei, das außerdem noch Uhland, Immermann, G. Freytag, Keller nennt. Vergl. außerdem noch Lucians Neueste Reisen (1791) S. 18f.: „Dies war — wie die Sachsen zu sagen pflegen — ein tüchtiger Schwabenstreich, und so kann selbst den Gescheidesten einer Nation etwas Menschliches begegnen!" Ähnlich S. 287f.: „Wir lachten über den neuen Schwabenstreich, indeßen wir im Herzen seinen Muth bewunderten, und nicht ganz abgeneigt waren, zu glauben, das Vorurtheil von der Dummheit der Schwaben komme, wie jüngst jemand behauptete, daher, daß sie Muths genug haben, hinzugehen, wo ein anderer so klug ist, zurücke zu bleiben, und daher in allen Zeiten sichs zur Bedingung machten, und auch immer die Ehre hatten, den Hauptangriff thun zu dörfen, daher sie oft freilich, wie bei Lucka, mit blutigen Köpfen heim kamen."

Diese Rechtfertigungstendenz ist beachtlich. Doch vermochten solche Versuche ebensowenig wie Uhlands köstliche Pointe

in der ‚Schwäbischen Kunde‘ (1814) dem Ausdruck die Spitze abzubrechen. Auch Hauff 3,69 läßt daher die Schwaben ausführlich verteidigen, diesmal gegen die Voreingenommenheit der Norddeutschen. So wird als Urteil eines Berliner Teezirkels den Schwaben nachgesagt: „Ihre Männer werden vor dem vierzigsten Jahre nicht klug, und im ganzen Lande werden alle Tage viele tausende jener Thorheiten begangen, die allgemein unter dem Namen „Schwabenstreiche“ bekannt seien.“ Diesem Zeugnis aus dem Jahre 1826 sei noch ein Beleg für das sprichwörtlich gewordene Schwabenalter angereiht, von dem Hauff 1, 66 (1827) spricht. Die verwandte Schwabenweisheit bringt das DWb. schon aus einem Briefe Goethes bei.

Schwefelbande wird nach Büchmann S. 615 als Schimpfwort für eine übel berüchtigte Jenenser Studentenverbindung für 1770 bezeugt, und ist dann allgemeiner als verächtliche Bezeichnung im Sinne von ‚Kneifer‘ und ‚Denunziant‘ an verschiedenen Universitäten nachweisbar. So bucht Fabricius ZfdW. 3, 100 aus einer in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Halle entstandenen und wahrscheinlich von Lauckhardt verfaßten Oratio archaeologica sacro-bursicosa: Schwefelbande = Gesellschaft von Studenten, die nicht losgehen.

Als Hohnwort für Denunzianten hat Arnold, Zfdösterr. Gymn. 52, 980 ‚Schwefelbande‘ bez. ‚Sulphuria‘ für Leipzig um 1810, für Halle um 1817 nachgewiesen. Vergl. auch Kluge, Deutsche Studentensprache S. 129, der seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beide Bedeutungen für ‚Sulphurist‘ belegt.

Aus der Burschensprache entwickelte sich die mundartliche und schriftsprachliche Schelte in freiester Anwendung. So soll man nach Widmann S. 220 die Avantgarde der Armee des Generals Bernadotte als ‚Schwefelbande‘ (= Mordbrenner?) bezeichnet haben. Ferner wettert Jahn 2, 727 (1833): „Kann auch meine heisere Stimme nicht den Sturm der Zeit beschwören, meine alleinige Faust nicht die feuchtohrigen Gelbschnäbel zu Paaren treiben; so überwiegt mein Zeugnis die ganze schreibende Schwefelbande.“

Die Grenzboten 1891, 1. Viertelj. S. 432 fügen weiter hinzu: „Die „Schwefelbande“ brachte Karl Vogt wieder auf als Schimpfname für die deutschen Flüchtlinge, die 1859 nicht gleich ihm sich für die Befreier Napoleon III. und Plonplon begeistern konnten.“ Siehe auch Meyer S. 70 und das DWb.

Schweigetaler, ein von Hoffmann von Fallersleben in Kurs gesetzter satirischer Ausdruck für die vom König Friedrich Wilhelm IV. ausgesetzten Jahresgehälter für loyale Dichter und Schriftsteller. Er überschrieb 4, 301 mit diesem Worte ein vom 9. Juni 1843 datiertes Gedicht und verwies zur Begründung auf Jochmanns Reliquien von Zschokke 3, 232 (1838): „In der guten Stadt Ulm kam — und kommt vielleicht noch jetzt — von den neun dasigen Stadtgeistlichen jede Woche Einer an die Reihe, sämtliche im Laufe dieser Woche vorkommenden Leichen von Stande zu bepredigen. Wollten die Erben des Verstorbenen dem ehemaligen Beichtvater desselben, auch wenn an diesem die Reihe nicht war, den Vorzug geben, so mußten sie vor allen Dingen dem Wöchner einen Thaler abreichen. Das hieß: Der Schweigethaler. Der Ausdruck, ungeachtet seiner beschränkten örtlichen Bedeutung, ist vielleicht einer allgemeinern Anwendung fähig und werth. Schriftstellerpensionen zum Beispiel, ließen sie sich treffender bezeichnen als durch diesen — Schweigethaler?“

Heutzutage bezeichnet man damit gern kleine Abfindungssummen, entsprechend den Ausdrücken ‚Schweigelohn‘ bei Jahn 1, 410 (1814) oder ‚Schweigegeld‘. Siehe ebenda 2, 259 und Sanders, Ergb. S. 226.

Schwerenöter bucht Campe 4, 345 (1810) noch als „ein widriges Verwünschungswort, einen Menschen zu bezeichnen, welchem man die schwere Noth anwünscht.“ Aber bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich der Bedeutungsinhalt derart abgeschliffen und umgemodelt, daß der Ausdruck zum beliebten Scherzwort werden konnte für elegante und liebenswürdige Herren, die den Damen den Hof zu machen verstehen und gern als unwiderstehlich gelten wollen. Zu dieser Bedeutungsentwicklung vergl. außer Kluge, Deutsche Studentensprache S. 125, der das Wort auch als burschikose Bezeichnung eines kleinen

runden (stutzerhaften?) Haarbeutels belegt, und den Ausführungen im DWb. noch eine Äußerung Mörikes in einem Briefe an Herm. Kurz vom 12. April 1838: „Wie, wenn ich mich erfrechte, den „labor improbus“ durch „Schwerenöther“ zu ersetzen? Dieses Wort hat ja eigentlich einen doppelten Sinn, wie „verfluchter Kerl“ auch ein rechter Kerl heißt.“

Das scherzhafte Verbum schwerenöteln ist im Kladd. 1861, 21 zu lesen. Neuerdings sind namentlich Wendungen, wie angenehmer oder flotter Schwerenöter im Schwange, z. B. bei Bleibtreu, Größenwahn 1, 65 (1888) oder ‚Propaganda der That‘ S. 13: „Die feinsten Salon-Schwerenöter sind immer die strengsten in der Kaserne.“ Vergl. auch Sanders 2, 448b.

Schwerinstag ist ein aus dem parlamentarischen Sprachgebrauch in die Zeitungen übergegangenes Stichwort zur Bezeichnung derjenigen Sitzungstage, an welchen Anträge aus der Mitte der Abgeordneten oder Petitionen erledigt zu werden pflegen. Da sich derartige Debatten nicht selten auf ziemlich fernliegende oder unwichtige Dinge erstrecken, so hat der Ausdruck allmählich einen humoristisch-ironischen Anflug bekommen.

Den Namen gab der frühere Minister Graf von Schwerin-Putzar insofern, als auf seinen Antrag dieses Verfahren zuerst im preußischen Abgeordnetenhause eingeführt wurde. Von da ist es dann auf den Reichstag übertragen worden. Das Stichwort selbst hat Sanders, Ergb. S. 548 schon mit einem Beleg. Wann ist es aufgekommen?

Seeschlange, zunächst die Bezeichnung eines phantasievollen Meerungetüms, von dessen Größe und Aussehen die Journalisten oft in abenteuerlichen Schilderungen zu berichten wußten, dann etwa seit 1840 das stehende Stichwort für eine fabelhafte und unglaubwürdige Zeitungsnotiz. Die Grenzb. 1843, S. 283 machen sich schon darüber lustig. Ein Redakteur in Verlegenheit, was er bei den Zensurverhältnissen im Feuilleton und in der Beilage seines Blattes bringen solle, wird vom resoluten Verleger der Zeitung dahin belehrt: „Einige Notizen über China, über das Auftauchen der großen Seeschlange, über ein Kind mit zwei Köpfen, das wieder geboren wurde. Die französischen Blätter

haben immer so was vorräthig für den Fall der Noth." Im Jahre 1845, 1. Sem. 1, 148 wird ‚die Dame mit dem Totenkopf — die „Seeschlange" der deutschen Journalistik' — erwähnt. Auch Gust. Freytag läßt in seinen ‚Journalisten' (1853), 1. Akt, 2. Szene dem armen Bellmaus ganz gehörig die Leviten lesen, weil er wieder eine Notiz über die alte Seeschlange bringen wollte: „Als wir dir die Ehre erwiesen, dich mit der Verfertigung der Nippessachen für dieses Blatt zu betrauen, da war die Meinung nicht, daß du die ewige große Seeschlange durch die Spalten unserer Zeitung wälzen solltest! — — Wie konntest du die abgedroschene Lüge wieder hineinsetzen?" Vergl. noch Prutz, Kl. Schr. 2, 5f.: „Die preußische Verfassungsfrage, diese allgemeine privilegirte Zeitungsente, diese veritable „große Seeschlange" unsrer Correspondenten, dieser ewige Jude unsrer hoffnungsreichen Presse — aber es sieht sich ja kein Mensch mehr um, wenn sie geplätschert kommt! aber wir wissen ja alle, daß es keine große Seeschlange, keinen ewigen Juden giebt!"

Selfmademan, ein englisch-amerikanisches Schlagwort zur Bezeichnung derjenigen Männer, die durch eigene Kraft und Intelligenz emporgekommen sind, dringt seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts nach Deutschland, wird seit den sechziger Jahren häufiger und gewinnt mit dem steigenden Einfluß amerikanischen Wesens zumal in den letzten Jahrzehnten zusehends an Beliebtheit. So wird in einem Bericht über die Vereinigten Staaten in den Blättern für lit. Unt. 1847 der Ausdruck wiederholt gebraucht, aber als neu hervorgehoben, z. B. S. 606 ‚ein „Selfmade-man" zu werden' oder ‚die großen „Selfmade-men" der Revolution'. Dazu S. 615 die Erläuterung: „Der natürliche Nerv des Volkes ist auf die Männer beschränkt, die sich selbst helfen — die Selfmade-men. In den Städten kommt jedes Jahrzehnt ein neues Geschlecht solcher Selfmade-men zum Vorschein."

Sanders, Fremdw. 2, 487f. zitiert aus Auerbachs Landhaus am Rhein 4, 123 (1868): „Ein selfmade-man zu sein, Nichts ererbt und Alles erobert zu haben" und andere Belege aus dieser Zeit.

Semiramis des Nordens prägte Voltaire in einem Gedichte vom Jahre 1744 oder Anfang 1745 als schlagende Wendung für die russische Kaiserin Elisabeth und übertrug später die gleiche Bezeichnung auch auf Katharina II. Siehe Büchmann S. 342f. und von späteren Zeugnissen beispielshalber Arndts Worte 2, 53 (1858): „Katharina sah den blondlockigen Jüngling, der als ein junger Pope in Smolensk einherschritt, er gefiel ihren Augen, ward als Offizier in die Leibwachen eingestellt, schritt in Rang und Gunst der nordischen Semiramis mit Riesenschritten vorwärts, in wenigen Jahren regierte er ihr Herz, ihre Schlösser und Heere."

Das männliche Seitenstück dazu ist der Salomon des Nordens, wie Voltaire in einer Huldigungsode des Jahres 1740 zuerst den König Friedrich den Großen begrüßte. Vergl. dazu Melchior Striegel (1794) S. 111.

Allerdings blieb diese Schmeichelei nicht unangefochten. Peyssonel nennt ihn vielmehr geradezu den Nero des Nordens. Darüber belehren Lucians Neueste Reisen (1791) S. 137 und 232 durch charakteristische Angaben.

Erinnert sei ferner an Heines Ausfall 5, 19 (1832) gegen die Vertreter der preußischen Regierung: „O, ich kenne sie, diese Jesuiten des Nordens!"

Sezession wurde, nachdem das Schlagwort für politische Spaltungen bereits im Schwange war, zuerst im Jahre 1892 in München, dann im Jahre 1898 in Berlin usf. ebenso auf das moderne Kunstleben angewandt, um die Lostrennung einer besonderen Gruppe von einer bisherigen Genossenschaft zu bezeichnen.

Vergl. Büchmann S. 535. Im politischen Sinne kam der Name Sezessionisten seit dem Jahre 1861 in Umlauf, und zwar für die Anhänger der von der nordamerikanischen Union abgefallenen Südstaaten. Dann wurde er von der Presse und vom Parlament auf die im Jahre 1880 aus der nationalliberalen Partei ausgeschiedenen Mitglieder entsprechend übertragen. Siehe Bamberger 5, 42ff., der eine eigene Broschüre über diese ‚Sezession' verfaßte.

Siamesische Zwillinge, eine scherzhafte Bezeichnung enger Zusammengehörigkeit oder großer Ähnlichkeit, welche zuerst für die 1811 geborenen, mit einander verwachsenen Zwillinge Chang und Eng aus Siam aufkam und nach deren wiederholter Schaustellung in Europa und Amerika allgemein üblich wurde. Im Deutschen darf man die Wendung etwa seit 1840 datieren. Die Grenzboten 1843, 1075 nennen zwei französische Zeitungsredakteure, die Brüder Escudier, bereits ‚die wahren siamesischen Zwillinge der Presse'. G. Pfizer betitelte im Morgenbl. 1848, 1077 ein Gedicht mit dieser Überschrift.

Sich ausleben wird nach gehöriger Vorbereitung in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit zunehmender Schlagkraft zu einem beliebten Fahnenwort einer neuen, offenbar von Goethe stark beeinflußten ästhetisch-moralischen Weltanschauung. Gombert, der ZfdW. 2, 60 den Ausdruck schon bei Jahn (1810) und K. Müller (1815) verzeichnet, notiert für die moderne Auffassung eine anschauliche Stelle bei Florencourt, Politische, kirchliche, literarische Zustände in Deutschland (1840) S. 227 über: ‚Das Ziel, nach dem wir alle streben, seitdem uns Vater Goethe als Herr und Meister den Weg gezeigt hat, wahr und naturgemäß uns auszuleben.'

Im übrigen vergl. nur Gutzkow, Dionys. Longinus (1878) S. 89, ferner Bleibtreu, Propaganda der Tat S. 63: „Nur der kann als Künstler gedeihen, wer sich ausleben darf", oder S. 85: „Freiheit des freien sich Ausleben-Könnens — das allein erstrebt der Mensch und zwar Jeder gemäß seiner Eigenart." Siehe auch die Grenzboten 1895, 1. Viertelj. S. 484: „Es giebt gewissenlose „Ausleber" und neidzerfressene Proletarier in Massen" usw.

Sitzredakteur wurde nach Annahme des Reichsgesetzes über die Presse vom 9. Mai 1874 eine gäng und gäbe Spottbezeichnung für diejenigen Strohmänner, welche an Stelle der wirklichen Redakteure als verantwortliche Leiter genannt wurden und daher auch im Notfalle die gerichtlich verwirkten Strafen abzusitzen hatten. Die Grenzboten 1879, 1. Sem. 2, 531 erwähnen das Preßgesetz, ‚welches uns das unvergleichliche Institut des Sitzredakteurs gebracht hat.'

Snob wird durch das berühmte, zunächst in den Spalten des ‚Punch‘ (1846 f.) veröffentlichte Book of snobs des englischen Satirikers Thackeray erst wirklich zum charakteristischen Schlagwort gestempelt. Schon im Jahre 1848 macht das Stuttgarter Morgenblatt S. 157 ff. seine Leser mit diesen geistvollen Studien bekannt. So heißt es gleich zu Anfang: „Vor Kurzem erschien im Londoner „Punch“ unter dem Namen „The Snobs of England“ von Thackeray eine Reihenfolge von Sittenbildern. Er geht darin alle Klassen der Gesellschaft durch und findet in Palästen und Hütten, zu Wasser und zu Lande seine Snobs.“

Meyerfeld, Von Sprach’ und Art der Deutschen und Engländer (1903) S. 44 f. erinnert einerseits daran, daß Thackeray bereits im Jahre 1829 eine humoristische Wochenschrift unter dem Titel ‚Der Snob‘ herausgab, die freilich mit der elften Nummer wieder einging, und betont andererseits: „Ursprünglich bedeutete Snob nur Schuster, Pechhengst und deckte sich im Studenten-Slang mit unserm Philister ... Thackeray hat dem Begriff eine ungeahnte Erweiterung gegeben und den Snob kurz und bündig als den platten Bewunderer von Plattheiten definiert.“ Jetzt versteht man darunter insbesondere den Sklaven der Mode und der gesellschaftlichen Konvention.

Das Schlagwort blieb, wie Meyer S. 57 zutreffend bemerkt, anfangs auf gewisse Kreise beschränkt, ist aber allerdings seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts rasch zu einem sozialästhetischen Ekelnamen von wahrhaft internationaler Geltung entwickelt worden. Vergl. Nordau, Die konv. Lügen (1883) S. 107: „Der Snobismus ist anthropologisch begründet und das hat Thackeray vergessen, als er mit bitterm Hasse gegen denselben zu Felde zog. Die Loyalität, in dem Sinne, wie die Monarchisten dieses Wort verstehen, ist aber der höchste und vollendeste Ausdruck des Snobismus.“ Dagegen spricht Bamberger 1, 400 (1892) vom ‚Kitzel des Genie-Snobismus‘. Siehe auch Alexandre, Les mots qui restent (1901) S. 174 ff.

Sommerfrische ist ursprünglich ein tirolisches Dialektwort (Kluge, Etym. Wb. S. 367), das seit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts von tirolischen Schriftstellern in die Literatur

eingeführt, dann aber auch von anderen, wie J. v. Hartung, Steub, Spindler, J. G. Kohl aufgenommen wurde, bis es aus der anfänglichen Reiseliteratur etwa um die Mitte des Jahrhunderts ins große Publikum dringt. Vergl. ZfdW. 1, 78f. und Blätter für lit. Unt. 1850, 315.

Doch erst in den nächsten Jahrzehnten entwickelt sich der Ausdruck zum allgemeinen Stichwort für einen Erholungs- oder Sommeraufenthalt der Städter bez. für einen solchen Ort selbst. So spottet der Kladderadatsch 1865, 56: „Victor Emanuel zieht aus Turin und geht, bis seine Wohnung von den Franzosen ausgetrocknet ist, nach Florenz in die „Sommerfrische“.“ Das DWb. bringt noch Belege aus Storm und Keller.

Neuerdings sind besonders die Ableitungen Sommerfrischler und Sommerfrischlerin sehr beliebt. Siehe nur bei K. Bleibtreu, Größenwahn 1, 55 (1888) ‚eine Filiale für die dortigen Sommerfrischler‘.

Sozialdemokrat wurde seit der im August 1869 zu Eisenach erfolgten Konstituierung der ‚sozialdemokratischen Arbeiterpartei‘ zum offiziellen Parteischlagwort von weittragendster Bedeutung. Die Geschichte des Ausdrucks freilich führt ein gut Teil weiter zurück. Er tritt bereits in den vierziger Jahren entgegen, natürlich ohne diese bestimmte programmatische Färbung. So veröffentlichte Arnold Ruge im Jahre 1849 eine Schrift unter dem Titel ‚Der social-demokratische Freistaat‘. Wiederholt gebraucht ihn auch Karl Vogt, Untersuchungen (1851). Er schreibt darin S. 19: „Die Social-Demokraten waren auf's Neue im monarchischen Bundesstaate“. Oder S. 21: „Der dumme Constitutionalismus der Bienen mit seinen ewig wiederkehrenden Revolutionen und der Unmöglichkeit eines Fortschrittes durch dieselben zu höherer Staatsform erklärte sich ebenso sehr durch die ewig gleichförmige Nahrung, als der social-demokratische Ameisenstaat mit seiner individuellen Anarchie und dem hohen Verstande des Einzelnen seinen Grund in der unendlich wechselnden Nahrung fand.“

Großen Einfluß auf die Ausbildung des Schlagwortes gewann aber namentlich Lassalle, der es z. B. 1, 122 (1863) als

entschieden nützlich erklärt, ‚Die sozialdemokratischen Forderungen so früh als möglich im Volke zu verbreiten, damit sie im geeigneten Augenblicke um so weniger auf Hindernisse stoßen!‘ Unter dem Titel ‚Socialdemokrat‘ erschien vom 1. Januar 1865 in Berlin ein eigenes Parteiorgan. Vergl. den Kladd. 1865, 23 und 27. Aber auch ein charakteristisches Gegenstück zu dem zugkräftigen Schlagwort blieb nicht aus. Ich meine das Stichwort Sozialaristokrat. Siehe darüber die Bemerkung bei Langbehn, Rembrand als Erzieher, 4. Aufl. (1890) S. 149: „Vielleicht ergiebt sich mit der Zeit auch für Deutschland das einzige dauernd wirksame Mittel gegen die Sozialdemokratie: nämlich eine auf überlieferten geschichtlichen Zuständen beruhende und darum mit den gesunden Elementen der niederen Volksklasse einige Sozialaristokratie.“ Arno Holz schrieb dann eine Komödie unter dem Titel ‚Sozialaristokraten‘.

Soziale Frage ist ein offenbar aus dem Französischen entlehntes Schlagwort, das seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts unermüdlich die Gemüter bewegt und erregt. Dies bezeugt unter anderem Bismarck, Polit. Reden 9, 13 (1881): „Seit fünzig Jahren sprechen wir von einer socialen Frage ... Ich glaube nicht, daß mit der socialen Frage, die seit fünfzig Jahren vor uns schwebt, unsere Söhne und Enkel vollständig ins Reine kommen werden.“ Im übrigen vergl. nur Heine 6, 151 (1840): „Von jener neuen Doktrin, die alle sozialen Fragen von einem höheren Gesichtspunkt betrachtet und von dem banalen Republikanismus sich ebenso glänzend unterscheidet wie ein kaiserliches Purpurgewand von einem grauen Gleichheitskittel, davon haben unsere Republikaner wenig zu fürchten; denn wie sie selber ist auch die große Menge noch entfernt von jener Doktrin.“ Siehe auch die Bemerkung ebenda S. 409 und die Angaben bei Alexandre, Le Musée de la conversation, 3. éd. S. 419f.

Soziale Selbsthilfe ist ein von Schulze-Delitzsch im Jahre 1863 geprägtes Stichwort, womit er Lassalles ungestüme Forderung von Produktivassoziationen der Arbeiter mit Staatskredit parieren wollte. Lassalle kann sich in der Polemik gegen dieses „täuschende Wort“ und die damit bezeichneten Reformvorschläge

nicht genugtun. So behauptet er 2, 50 (am 16. April 1863): „Herr Schulze will nicht die soziale Selbsthilfe, wie er behauptet, er will nur die individuelle, die aber ist für Kapitallose bei freier Konkurrenz ganz unmöglich. Als soziale Selbsthilfe wäre dagegen diejenige zu betrachten, die Sie sich durch das soziale Wesen, den Staat, durch die verbündeten Kräfte der Gesamtheit schaffen. Und das ist die Hilfe, die ich Ihnen predige!" Oder 2, 203 f.: „Wo giebt es eine großartigere „soziale Selbsthilfe" als diejenige, welche darin besteht: den Staat umzuformen und hierdurch auch die sozialen Verhältnisse zu ändern?" Denn: „Die Selbsthilfe der Völker und Klassen — das ist die Änderung der Gesetzgebung, die Einführung jener großen allgemeinen Institutionen, welche das gesamte soziale Leben bedingen!" Eine solche von den Manchestermännern verworfene Staatshilfe ermögliche es erst wirklich den Arbeitern und notleidenden Klassen, durch Selbsthilfe ihre Lage zu verbessern und die Früchte ihrer Arbeitskraft zu ernten.

Sozialismus. Dieses wichtige und überaus vielseitige Schlagwort reklamiert der Franzose Pierre Leroux ausdrücklich als eine von ihm, wahrscheinlich Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, geprägte Parole. Vergl. die interessante Untersuchung von Gustav Cohn ‚Was ist Socialismus?' (1878), worin S. 5 ff. ausgeführt wird: „Es ist eine jener modernen Wortbildungen — und noch lange nicht eine der schlimmsten — welche durch moderne Bedürfnisse geschaffen sind und im Klange halb an antike Vorbilder, halb an die gewissenlose Schnellpresse der Gegenwart erinnern . . Das Wort „Socialismus" ist als sprachliches und sachliches Gegenstück zu dem Worte „Individualismus" vor jetzt 40 Jahren in Frankreich entstanden. Die frühere Zeit kennt das Wort nicht; es hat also nicht eine Geschichte, wie beispielshalber das Wort „Statistik" vom Latein der letzten Jahrhunderte durch die romanischen Sprachen herüber zur Gegenwart. Dagegen findet sich das Adjektiv „socialis" mit einem dem modernen verwandten Sinne bereits bei Seneca, welcher sagt: homo sociale animal. Im Mittelalter aber, sowie im Latein der Renaissance, scheint diese Bedeutung vor anderen zurück-

zutreten, oder das Wort scheint ganz zu verschwinden. . . Für den Erfinder hat man in der Regel den Franzosen Louis Reybaud gehalten, welcher im Jahre 1840 ein Werk veröffentlichte unter dem Titel ‚Études sur les Réformateurs ou Socialistes modernes', worin er die Theorien von Saint-Simon, Charles Fourier, Robert Owen darstellte. Neuerdings hat Pierre Leroux, der in den dreißiger Jahren zuerst als Anhänger der Saint-Simonistischen Schule, dann auf eigenen Wegen eine Rolle spielte, das Prioritätsrecht für sich in Anspruch genommen."

Noch in den vierziger Jahren dringt das Neuwort auch im Deutschen allgemein durch. Vergl. außer Steins Spezialwerk (1842) nur Hoffmann von Fallersleben 5, 37 (1846):

„Und wissen Sie denn, was es heißt, wenn man ist
Ein Socialist und Communist?"

Erinnert sei auch an das Kommunistische Manifest (1848), worin Marx bereits eine ganze Reihe von Spielarten, wie den feudalen, den kleinbürgerlichen und den Bourgeois-Sozialismus unterscheidet. Siehe weiter Mollat S. 472, wo der Abgeordnete Löwe betont: „Sie wissen, es ist eine stehende Rede geworden, daß unsere Erhebung keine politische allein gewesen ist, sondern eine sociale. Dieses Wort des Socialismus ist in den letzten Jahren vor unserer Bewegung das Stichwort geworden, und es gibt viele Anzeichen, die es beweisen, daß es in der That nicht ein Irrthum ist, wenn man das sociale Element besonders hervorgehoben hat." Lehrreich ist desgleichen die Äußerung Lassales 2, 123 (1863): „So oft ein großer Mann der Wissenschaft es sich hat daran gelegen sein lassen, Mittel und Wege zu finden, die Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern, so hat man ihn immer mit diesem Schlagwort zu Boden zu schmettern gesucht: ‚Sozialist!'"

Von den modernen Richtungen sei außer dem ‚Kathedersozialismus' und ‚christlichen Sozialismus', worüber in besonderen Artikeln gehandelt ist, noch der sogenannte Staatssozialismus hervorgehoben, ein Stichwort, das seit Mitte der siebziger Jahre ertönt und unter anderem den Titel abgibt für die im

Jahre 1877 begründete Zeitschrift für Sozialreform ‚Der Staatssozialist‘. Vergl. auch Bismarck, Polit. Reden 9, 33f. (1881) und Bamberger 1, 81f. (1892): „Beinahe könnte es den Anschein gewinnen, als ob der Staatssozialismus, der den Volkssozialismus austreiben will, die Theorie des Tuberkulins und des Diphtherieserums vorausahnend kopirt hätte.“

Soziologie, ein von Auguste Comte geschaffenes Schlagwort, welches seit dem Erscheinen seines Système de politique positive, ou Traité de sociologie (1852ff.) sich auch im Deutschen so rasch und nachdrücklich Boden eroberte, daß das neue Stichwort das ältere, ebenfalls dem Französischen abgewonnene Gesellschaftswissenschaft oder soziale Wissenschaft stark zurückdrängte. Dieses letztere, über das Gombert, Festg. zu vergleichen ist, wurde speziell von dem französischen Sozialisten Proudhon verkündet. Siehe Grün (1845) S. 409 und S. 458.

Spielhölle scheint in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts als Scheltwort der verderblichen Bade-Spielbanken aufgekommen zu sein, ertönt ein Jahrzehnt später mit besonderer Heftigkeit und wird nach der seit 1866 systematisch erfolgenden Aufhebung jener staatlich konzessionierten Spielhäuser immer mehr eingeschränkt, bis es schließlich speziell an der internationalen Spielbank zu Monte Carlo als schlimmes Omen haften bleibt. So veröffentlichte Philipp Walburg Kramer ein aktuelles Stück unter dem Titel: Die Opfer der Spielhölle. Zeitbild in 4 Aufzügen (Konstanz 1845).

Dann bringt der Kladd. 1866, 124 eine humoristische Illustration mit der Überschrift: „Die Spielhölle in Ems ist bereits durch die Preußen aufgehoben. Vivant sequentes!“

Spitze der deutschen Bewegung wurde zum Schlagwort durch die von Gombert in der ZfdW. 3, 332 in mehreren Varianten angeführte Erklärung des Königs Friedrich Wilhelm IV. vom 20. März 1848: ‚Friedrich Wilhelm IV. hat sich zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamt-Vaterlandes gestellt‘. Dieser Aufruf begegnete vielfachen Mißverständnissen und wurde in gehässigster Weise ausgebeutet. So heißt es schon in einem vom 24. März dieses Jahres datierten Dresdener

Bericht (Volksbl. 1848, 472): „Von dem Eindrucke, den die Versicherung des Königs: er wolle sich jetzt an die Spitze der deutschen Bewegung stellen, hier gemacht hat, schweige ich; es würde mir zu schmerzlich sein, das bezeichnende Wort dafür auszusprechen.“ Dagegen werden S. 505ff. in eingehender Darlegung alle die Verdächtigungen selbstischer und herrschsüchtiger Pläne als grundlose und böswillige Deutungen der königlichen Erklärung zurückgewiesen:

„Denn schon am Morgen des verhängnißvollen 18. März hatte der König sich gegen die rheinischen Deputirten dahin erklärt, daß er sich an die Spitze der Bewegungen in Deutschland stellen wolle.“ Allerdings urteilt auch Gutzkow, Deutschland am Vorabend (1848) S. 91: „So wie die Dinge am 20. März 1848 in Berlin standen, war es zu spät, daß sich Preußen an die „Spitze der Bewegung“ stellte.“

Daraus wurde nun weiter das Stichwort von der preußischen Spitze geschliffen, das Gombert aus dem Jahre 1851 beibringt. Zur Vorgeschichte vergl. Pfizer, Briefw. (1831) S. 351: „Ich verkenne nicht, daß Preußen an sich der geeignetste Staat wäre, um an die Spitze der deutschen Angelegenheiten sich zu stellen“. Siehe auch Büchmann S. 581 und Lassalle 1, 6.

Sport aus engl. sport = Zeitvertreib, besonders Vergnügung im Freien, behandelt Pückler, Briefe eines Verst. 2, 90 (vom 9. Okt. 1828) noch ganz als junge Anleihe und glossiert eine Textstelle über einen ‚renomirtesten Sportsman‘ ausdrücklich: „Sportsman, sport, ist eben so unübersetzbar, wie Gentleman; es heißt keineswegs blos Jäger, sondern einen Mann, der alle Vergnügungen dieser Art, oder auch nur mehrere davon, mit Leidenschaft und Geschick treibt. Boxen, Pferderennen, Entenschießen, Fuchshetzen, Hahnenkämpfe 2c., alles ist sport.“

Auch Kohl, Land und Leute 3, 119 (1844) charakterisiert den Ausdruck deutlich als fremdes Sprachgut: „Die „Sports“ (Wett-, Jagd- und Spielvergnügungen) sind in England eine so wichtige, so allgemein beachtete Nationalangelegenheit, daß die Times auch über sie unter der Überschrift: „Sporting intelligence“ in der Regel einen Artikel liefert.“ Vergl. dazu

vor allem S. 257ff. die ausführlichen Darstellungen der einzelnen Sportzweige und das analoge Geständnis: „Wir haben für dieses Wort kein entsprechendes und sind daher fast gezwungen, es in unserer Sprache aufzunehmen. Es werden damit Spiele aller Art, Jagdvergnügungen, Wettrennen, Kämpfe zu Wasser und zu Lande, mit der Faust, mit den Beinen, mit dem Balle 2c. bezeichnet.“ Überdies verwendet Kohl das Wort fast ausschließlich als Pluralwort.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bürgert es sich fest ein und entwickelt sich etwa seit dem letzten Viertel zum beliebten Schlagwort für alle möglichen Leibesübungen, ja schließlich überhaupt für eifrige Liebhabereien jeder Art. So rechnet man nicht nur Schwimmen, Schlittschuhlaufen und besonders Radfahren mit zum Sport, sondern redet auch von ‚Briefmarkensport‘, ‚Theatersport‘ (z. B. Grenzb. 1902, 2. Viertelj. S. 442) usf.

Länger dauerte es, bis die Ableitung Sportsman endgültig eingedeutscht war. Vergl. bei Kürnberger (1855) S. 222 noch die gesonderte Schreibung ‚Doppel-sportman‘. Ein ähnlicher Prozeß ist auch im Französischen zu verfolgen.

Sprung ins Finstere, diese pessimistische Schlagwortwendung zur Charakterisierung eines politischen Experiments scheint aus dem Jahre 1873 zu stammen. In den Grenzboten 1873, 2. Sem. 1, 35 wird nämlich unter dem 28. Juni aus dem Reichsland Elsaß-Lothringen geschrieben: „So wäre denn der erste Schritt zur Wiederbelebung der politischen Selbstthätigkeit des Landes, oder, wie Andere es warnend genannt haben, der „Sprung ins Finstere“ geschehen, und die Regierung, die ihn gethan, wird ihn nicht zu bereuen haben.“ Ähnlich gebraucht Scherr, Die Nihilisten (1885) S. 57 den Ausdruck: „Auch im westlichen Europa hat sich bekanntlich die weiland so heiße Schwärmerei für die Schwurgerichte bedeutend verkühlt; aber in Rußland war die Einrichtung derselben schlankweg ein Sprung ins Dunkle.“

Staat der Intelligenz ist ein von Hegel aufgebrachtes Schlagwort, der nach Gomberts Nachweis ZfdW. 3, 309 in

seiner Heidelberger Antrittsrede vom 28. Okt. 1816 sich äußerte: „Der preußische Staat ist es, . . der auf Intelligenz gebaut ist.“ Vergl. R. Hayms Bemerkung über Hegel in den Grenzboten 1870, 2. Sem. 1, 379: „Daß Preußen und nur Preußen als der „auf Intelligenz gebaute Staat“ der Hort Deutschlands sei, das wurde für ihn zuletzt eine Überzeugung, der er in den härtesten und einseitigsten Formeln, in dem System seiner Rechtsphilosophie Ausdruck gab.“

Auch Vischer spielt in den Hall. Jahrbüchern 1838, 458 darauf an, daß der protestantische Preußenstaat das Zentrum der norddeutschen Bildung geworden sei: „Derjenige Theil von Süddeutschland, wo die Reformation nicht durchdringen konnte, ist von nun an nicht mehr der Herd der deutschen Intelligenz.“ Das fertige Schlagwort wird dann von Gombert in zwei Belegen aus Gutzkow (1845 und 1848) beigebracht.

Als weitere Parallele ergab sich ganz von selbst die spezielle Zuspitzung auf die Hauptstadt Berlin. So nennt Heine (Büchmann S. 307) Berlin schon im Jahre 1829 ‚die gesunde Vernunftsstadt‘. Vergl. ferner 2, 198 seinen Ausfall gegen das ‚Intelligenzblatt der intelligenten Borussenhauptstadt‘. Auch Alex. von Humboldt schreibt am 24. April 1837 von ‚dieser intellektuell verödeten Stadt (wie glänzte sie in Rahels Blütezeit!)‘ an Varnhagen. Prutz spricht in der Polit. Wochenstube (1843) S. 100 dann von der ‚Metropole deutscher Wissenschaft‘ und deutet damit auf die Form dieses besonderen Schlagwortes, die dann seit den vierziger Jahren als scherzhafte oder ironische Bezeichnung mannigfach ertönt: Metropole der Intelligenz.

Vergl. die Grenzboten 1847, 2. Sem. 3, 573: „H. Leo . . ist noch immer Professor in Halle und hat auch wohl keine Aussicht, in der Metropole der Intelligenz seinen Krieg gegen das „Aufkläricht“ fortzusetzen.“ Das Volksblatt 1848, 608 erwähnt entsprechend ‚die eben bekannt gewordenen Wahlen zu den beiden constituirenden Versammlungen in Berlin und Frankfurt, die von der Art sind, daß sie der politischen Befähigung der „Metropole der Intelligenz“ das traurigste Zeugniß geben.‘

Staatschristentum ist ein von Herder im Jahre 1798 geprägtes Schlagwort. Vergl. 20, 79f. und 89: „Das Staatschristenthum wich von diesem genetischen Grundgesetz des alten Christenthums bald ab, indem es, nach jüdisch-heidnischer Art, mehr als politisch, Stände trennete, Gaben verbot, Gaben einschränkte. Es trennete Clerus und Layen." Allerdings war der Ausdruck nur eine neue Nüance des älteren Stichwortes von der Staatsreligion, das etwa seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts als Bezeichnung einer engherzigen privilegierten Priesterherrschaft mit großer Geschäftigkeit diskutiert wurde. Vergl. unter anderem Wieland 32, 294 (1788) und Schiller 13, 386, der in der Ankündigung der Horen (1794) ausdrücklich von seiner Zeitschrift erklärte: „Vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht."

Das Schlagwort ist dann zur Zeit der politischen und sozialen Emanzipationsbewegung zu Beginn der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts mit neuer Kraft erfüllt worden. Ich verweise nur auf Heine 3, 416ff. (1830) und Mundt, Moderne Lebenswirren (1834) S. 36.

Staatsmaschine, ein Jahrhunderte altes Schlagwort, das Gombert in der ZfdW. 7, 10ff. auf Thomas Hobbes zurückführt, in dessen 1651 in englischer Ausgabe und 1668 in lateinischer Übersetzung erschienenen ‚Leviathan' sich, wenn auch nicht das Wort, so doch der Gedanke schon vorfinde. Er erinnert an die Einleitung zu dem Werke, die mit dem Hinweis anhebt, daß menschliche Kunst die weltschaffende und weltregierende Kraft Gottes durch künstlich gebildete Tiere nachzuahmen verstehe, z. B. in Form von einer Uhr. „Neque animal tantum imitatur Ars, sed etiam nobilissimum animalium, Hominem. Magnus ille Leviathan quae Civitas appellatur, opificium Artis est et Homo artificialis, quamquam Homine naturali . . . et mole et robore multo maior." Des weiteren wird dann der Vergleich zwischen einzelnen Maschinenteilen und den Bestandteilen und Kräften des Staates durchgeführt.

Die Vorstellung vom Staate in Gestalt eines Uhrwerkes

findet sich bei Zinzendorf (1746) abgelöst durch die Auffassung von einer Weltmaschine. Seit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts tritt dann das Schlagwort Staatsmaschine immer deutlicher hervor. So belegt Gombert die Ausdrücke ‚Regierungsmaschine‘ (1774) und ‚politische Maschinerie‘ (1777), bis dann bei Herder der Ausdruck selbst als ein ganz geläufiger sehr oft begegnet. Unter anderem meint er 13, 340f. (1785): „Da, wie alle Staatslehrer sagen, jeder wohleingerichtete Staat eine Maschiene seyn muß, die nur der Gedanke Eines regieret; welche größere Glückseligkeit könnte es gewähren, in dieser Maschiene als ein Gedankenloses Glied mitzudienen? . . . Gütig also dachte die Vorsehung, da sie den Kunstendzwecken großer Gesellschaften die leichtere Glückseligkeit einzelner Menschen vorzog und jene kostbaren Staatsmaschienen, so viel sie konnte, den Zeiten ersparte.“

Herder macht aus seiner Abneigung gegen diese Staatsmaschine nirgends ein Hehl, z. B. 13, 384f.: „Der Menschenscepter ist viel zu schwach und klein, daß so widersinnige Theile in ihn eingeimpft werden könnten; zusammengeleimt werden sie also in eine brechliche Maschiene, die man Staats-Maschiene nennet, ohne inneres Leben und Sympathie der Theile gegen einander“ usw. Oder 13, 453: „Jeder Staat als solcher ist eine Maschiene, und keine Maschiene hat Vernunft, so Vernunftähnlich sie auch gebauet seyn möge.“ Vergl. auch S. 454.

Im 19. Jahrhundert steigert sich der Widerspruch gegen die Sache wie den Namen bis zu heftigen Verwünschungen gegen die herabwürdigende und heillose Staatsmaschine. Siehe Görres 5, 29 (1822): „Es (das Volk!) achtet allerdings den guten Willen und die wohlmeinende Gesinnung vieler seiner Regenten, aber es fühlt auch ihre Unzulänglichkeit und erkennt nur allzu deutlich die Gebrechen jener künstlichen Staatsmaschinen, die man im Principe der unbedingten Willkür aufgebaut. Es hat allzu sehr gelitten unter den furchtbaren Übeln, die durch die Unbrauchbarkeit dieser Maschinen, die sich im Augenblicke der Gefahr gezeigt, über die Welt hereingebrochen, und ist ein allzu aufmerksamer Zeuge der Schmach gewesen, mit der sich die bedeckt,

die sie gegen die erste lebendige Bewegung . . . ins Spiel gesetzt."

Wie beliebt aber dieses Schlagwort bei Dichtern, Staatsmännern, Philosophen und Gelehrten gewesen ist, möge der Hinweis auf Klinger, Börne, Auerbach, Bettina, Heine, Bismarck und Schopenhauer dartun.

Den Gegensatz zur Staatsmaschine bildet Leos naturwüchsiger Staat oder der lebendige Staatsorganismus (vergl. Blätter für lit. Unt. 1834, 1204). Das alte Schlagwort hat aber auch in unseren Tagen noch seine Lebenskraft bewahrt.

Stallfütterung, ein aus dem 18. Jahrhundert stammendes landwirtschaftliches Schlagwort, wird seit dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts mit Vorliebe auch auf geistiges Gebiet angewendet, und zwar namentlich als Protestruf gegen minderwertige geistige Nahrung, bisweilen auch gegen übermäßige Bevorzugung leiblicher Interessen. So erwähnt z. B. Görres 4, 228 (1819) ‚jene staatswirtschaftliche Mästungslehre, die den Menschen zur Stallfütterung eingestellt und um des Gewinnes willen sein Leibliches auf Kosten des Geistigen herausgefüttert.' Vergl. aber vor allem Langbein 8, 193 (1810): „So lange dauerte Junker Ortliebs Hauserziehung, die man geistige Stallfütterung nennen konnte, weil er während derselben von der Außenwelt nichts zu sehen und zu hören bekam." Hauff nennt 4, 177 (1827) die Claurenlektüre ironisch eine ‚köstliche Stallfütterung für Schafe, die nicht auf der Weide hüpfen können!' Dagegen stempelt Alex. Graf v. Württemberg (1842) S. 278 den Ausdruck zum Scheltwort pedantischer Erziehungsgrundsätze:

„Was wird aus uns'ren Buben denn auf Erden,
Die in den Stuben groß gezogen werden?
Stallfütterung muß Geist und Leib gefährden,
Macht ja sogar dem lieben Vieh Beschwerden."

Siehe auch Bettina, Dies Buch S. 221: „Sie haben ja nur nach dem bischen frischen Wiesengeruch geschnuppert, nach

dem duftigen, frischgemähten Heu meiner in den freien Geist verliebten Redensarten. Jed Thier, das an Stallfütterung gewohnt ist, schnuppert doch nach denen frischgemähten Wiesenblumen, das ist ja ganz naturgemäß!"

Stammesgefühl oder Stammesbewußtsein, sowie Stammeseigentümlichkeit waren um die Mitte des 19. Jahrhunderts lebhafte Protestrufe, womit sich die deutschen Mittel- und Kleinstaaten gegen die drohende Suprematie Preußens verwahrten, in der sie eine Gefahr für die heiligsten Interessen der Stämme erblickten. Darauf spielt außer anderen Dingelstedt in einem Briefe an Hebbel an (vom 12. Febr. 1852), worin er über den Dichter Meyer bemerkt: „Er ist ein Alt-bayer, wird sich auf das „Stammesgefühl" berufen." Hebbel antwortet darauf vier Tage später: „Das „Stammesgefühl" könnte sich allerdings gegen Sie erheben, wenn Herr Meyer reussierte."

Mit schärfster Polemik bekämpft schon im Jahre vorher C. Vogt, Unters. (1851) S. 84 ff. die ‚Ärmlichkeiten, die man Stammes-Eigenthümlichkeiten zu nennen beliebte'. Auch die Jahrbücher für Wiss. und Kunst 1, 169 (1854) ziehen gegen solche partikularistische Äußerungen zu Felde: „Mit diesem, damals so vielfach angerufenen „Stammesbewußtsein" ist es nun freilich ein eignes Ding. Wo gibt es denn noch in Deutschland einen „Stamm", der unvermischt und unzerrissen mit seiner „Stammeseigenthümlichkeit" und seinem „Stammesbewußtsein" genau die politischen Grenzen eines Staates ausfülle? Nirgends!"

Dann wird im Jahre 1866 speziell das eine Schlagwort von neuem beflügelt. So spottet der Kladderadatsch am 2. Sept. dieses Jahres über die Annexionen am Rhein: „Das heißt wohl Assimilirung mit Schonung der Eigenthümlichkeiten?" Auch die vom 3. Okt. 1866 datierten Patente der Besitzergreifungen von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt durch König Wilhelm von Preußen beziehen sich, wie Büchmann S. 653 angibt, auf die sogenannten berechtigten Eigentümlichkeiten. Seitdem geben die ‚Eigentümlichkeiten' der verschiedenen deutschen Staaten ein vielfach variiertes Thema für politische Sticheleien ab. Unter anderem nennt der Kladd. 1866,

186 die körperliche Züchtigung eine „liebgewordene Eigenthümlichkeit“ Mecklenburgs, oder er bemerkt ebenda S. 206: „Zu den „Eigenthümlichkeiten“ Hannovers dürfe vor Allem das vor einiger Zeit nach London — entfremdete Hannoversche Staatseigenthum gehören, wenn nicht die Art der Entfremdung selbst so höchst — eigenthümlich wäre.“

Starkgeisterei bezeichnet Adelung 4, 679 (1780) als „ein von einigen Neuern aus dem Ausdrucke starker Geist gebildetes Wort, diejenige Fertigkeit zu bezeichnen, da man die Lehren der geoffenbarten Religion als Vorurtheile zu bestreiten und zu verwerfen sucht.“ Die Schelte scheint Anfang der siebziger Jahre abgeleitet zu sein. Feldmann ZfdW. 6, 340 belegt bei Gotter eine bereits im Jahre 1772 erschienene ‚Epistel über die Starkgeisterey‘. Dagegen wurde nach dem DWb. der zugrunde liegende Ausdruck ‚starker Geist‘ schon im 17. Jahrhundert als Entsprechung für den französischen esprit fort und noch vor 1750 im Sinne von ‚Freigeist‘ verwendet. Siehe über diese Wortsippe die von Feldmann angeführten Zeugnisse aus Lessing, Hamann, Heinse, Campe und anderen.

Steuerschraube dient seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts als anschauliche Schelte künstlich gesteigerten Steuerdrucks. Siehe Sanders, Ergb. S. 461. Vergl. auch die Grenzb. 1870, 2. Sem. 3, 31 und Bismarck, Polit. Reden 8, 370 (1881). Die Deutsche Revue, 13. Jahrgang, Bd. 3, S. 234ff. widmet der kritischen Prüfung des Schlagwortes einen eigenen Artikel und erläutert den bildlichen Ausdruck: „Man meint damit, daß, wie die Schraube dazu dient, einen allmählich sich steigernden Druck auf einen Körper auszuüben oder einen solchen allmählich in die Höhe zu treiben, so immer höhere Summen von den Steuerpflichtigen erpreßt werden. Damit wirft man der Staatsregierung vor, daß ihr Bestreben auf fortdauernd höhere Steuerbelastung gerichtet sei, den Steuergesetzen aber, daß sie die Handhabe zur Verwirklichung dieses Bestrebens bieten.“

Neuerdings gehört das Schlagwort zu den Lieblingstrümpfen der Sozialdemokratie vor allem.

Stimmvieh bringt als eine verächtliche Bezeichnung kritikloser Wählermassen in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts von Amerika herüber nach Deutschland und wird in gleicher Bedeutung besonders zum politischen Hohnwort. Blankenburg, Die innern Kämpfe der nordamerikanischen Nation (1869) S. 41 berichtet über Deutsche und Iren in Amerika: „Die Eingewanderten wurden mit dem Namen Stimmochsen (voting cattle) belegt, was sie natürlich nur noch mehr anregte, mit der demokratischen Partei zu gehen.“ Vergl. Sanders, Ergb. S. 588.

Auch Nietzsche verwendet 5, 322 (1887) den Ausdruck, um den nivellierenden Einfluß der großen Anzahl der Theaterbesucher zu charakterisieren: „Da ist man Volk, Publicum, Heerde, Weib, Pharisäer, Stimmvieh, Demokrat, Nächster, Mitmensch.“ Besonders auf die Arbeitermengen, die im Banne sozialdemokratischer Führer stehen, wird das böse Scheltwort oft angewandt. Siehe z. B. eine Äußerung in der Zukunft 32, 242f. (1900) über ‚die Menge, die ein unparlamentarischer Ausdruck jetzt „Stimmvieh“ nennt, die ohne eigenes Verständnis und Interesse einigen geschickten Schreiern zu Mandaten und Würden verhilft.‘

Strafbayern wurden die bayrischen Truppen gescholten, welche auf Verfügung des Bundes Ende 1850 in Kurhessen einrückten, um die Opposition der verfassungstreuen Bürger zu brechen. Unkontrollierbare Gerüchte vermehrten zuletzt den schlimmen Ruf dieser Strafexekution ins Unglaubliche. Siehe Gombert, Festg. Noch 1857, 132 bringt der Kladderadatsch eine satirische Illustration mit der Überschrift: Der letzte Strafbaier. Auch die Demokr. Studien (1860) S. 430 gedenken dieser aufgedrungenen Gäste: „Andere, wegen ihrer politischen Gesinnung mißliebige Personen erlitten zur Vergeltung Bequartierung durch die klassisch gewordenen Strafbaiern.“ Vergl. ferner den Kladd. 1861, 13. Ebenso spielt Bamberger 1, 140 (1861) ausdrücklich darauf an, wenn er von der Armee der Reichsexekution von 1790—91 schreibt, ‚wie sie dann, zur Erholung, in den Kantonierungen auf echt strafbayrisch sich mästet‘.

Streber findet sich zunächst als farbloser oder gar lobender Ausdruck. Vergl. Lavater 2, 328 (1790): „Religiös nenne ich den Streber nach etwas Einfachem und Ewigen" oder den von Gombert ZfdW. 2, 310 aus Arndt (1818) beigebrachten Beleg, der vieler ‚redlichsten Streber und Eiferer' um die Reinigung und Verbesserung der deutschen Muttersprache gedenkt. Aber seit den fünfziger Jahren scheint sich der Ausdruck immer mehr und mehr zum abfälligen, ja verächtlichen Schlagwort für egoistische, karrieresüchtige Beamte und dann überhaupt für alle möglichen Beförderungs- oder Einflußhascher entwickelt zu haben. So schreibt mit einer leisen Tadelsnüance bereits Bismarck am 9. März 1855 an den General v. Gerlach: „Schweinitz empfehle ich Ihnen als einen brauchbaren Menschen, etwas Streber, aber das ist natürlich, wenn man mit grauen Haaren noch Lieutenant ist." Meyer S. 71 führt ein Zeugnis dafür an, daß dieses Schlagwort aber bis 1867 noch in den meisten deutschen Ländern unbekannt gewesen sei, und erinnert an ein Zitat Bambergers 3, 396 (1867): „Un mot nouveau caractérisait les jeunes employés qui faisaient une fortune rapide sans autre mérite que celui d'être prêts à tout pour un peu d'avancement. On les nommait „die Streber", comme qui dirait: „les aspirailleurs"."

Vergl. weiter Lagarde, welcher S. 135 (1875) von der ‚Selbstsucht aller in diesen Versammlungen sich aufspielenden parlamentarischen Streber' spricht und drei Jahre später S. 259 mit bitterem Grimm schreibt: „Die Leute, welche ich Streber genannt habe, sind schon jetzt der Schrecken aller ehrlichen Männer in Deutschland, weil man ihnen gegenüber auf Kampf von vorne herein verzichten muß ... Den Strebern geht ein anständiger Mann ebenso aus dem Wege, wie ein Gutgekleideter einem Schornsteinfeger oder einem Müllerburschen: daher haben die Streber ein so breites Gebiet." Sanders, Ergb. S. 532 belegt auch eine ganze Reihe von Fortbildungen, wie ‚Streberei', ‚Streberhaftigkeit' oder ‚Strebertum' usw. Von Bismarck rührt dann nach Meyers Angabe die reimende Zwillingsformel von den Strebern und Klebern her, die er nach seinem

Rücktritt prägte. Siehe ferner Harden, Apost. 2, 13 (1892), der den ‚Fraktionsstreber‘ erwähnt.

Neuerdings wird das Schlagwort in der Studenten- und Gymnasiastensprache ebenso wie das Verbum streben überhaupt auch für jeden fleißigen Arbeiter gebraucht, auch wenn selbstsüchtige Motive fern liegen.

Streik. Dies moderne Kampfeswort für die Ausstände von Arbeitermassen usw. zur Verbesserung der Lohnverhältnisse ist seit seiner Entlehnung aus dem Englischen (Strike) erst allmählich in Deutschland als Schlagwort durchgedrungen und eingedeutscht worden. J. G. Kohl, Reisen in England und Wales (1844) behandelt Wort und Sache noch als etwas durchaus Fremdes und spezifisch Englisches. Das zeigt seine ausführliche Schilderung der englischen Kohlenarbeiter 2, 24f.: „Die Colliers sind eben so wie die englischen Fabrikarbeiter als ein aufsätziges und unzufriedenes Volk bekannt. Sie waren noch kurz vor meiner Ankunft hier den ganzen Sommer über sehr unruhig gewesen. Ihre aufrührerischen Acte sind in ganz England unter dem Namen „Strikes“ berühmt. Wenn eine Maßregel ihrer Herren ihnen mißfällt, so ist eine Strike bald zu Stande gebracht, und da alle Beispiele, besonders die bösen, ansteckend wirken, so führt die Strike der einen Partei bald die Strikes auch anderer herbei.

Das Wort „strike“ bedeutet ursprünglich bekanntlich soviel wie „schlagen, stoßen, streichen“, dann insbesondere als Schifferausdruck: „Die Segel streichen oder niederlassen“, und heißt hier in den Collieries also soviel als die Arbeit streichen oder einstellen.“

S. 363ff. wird dann das Verfahren bei den wohl organisierten „Strikes“ eingehend dargestellt. Vergl. auch S. 365 die Bezeichnung ‚Strikisten‘.

Im folgenden Jahrzehnt gewinnt das Fremdwort im Deutschen langsam Boden, wird aber regelmäßig noch mit lateinischen Buchstaben geschrieben und gelegentlich besonders erläutert. Vergl. Wigands Jahrb. für Wiss. und Kunst 1, 151 (1854) und den von Meyer S. 69 angeführten Brief aus New-York

vom 15. Nov. 1858. Wirklich durchgedrungen und zum deutschen Schlagworte geworden ist der Strike erst von ca. 1865 ab. Seitdem begegnet der Ausdruck massenhaft und in den verschiedensten Zusammensetzungen. Ich nenne nur in dem von Prutz herausgegebenen Deutschen Museum, 15. Jahrg. 1, 788 (1865) die Ausdrücke ‚Setzer-Strike‘ und ‚Arbeiter-Strikes‘. Desgleichen im Kladd. 1865, 75 die Bemerkung: „Überall Strike! Eisenarbeiter-Strike, Buchdrucker-Strike, Baumwollenweber-Strike, Schneider-Strike! Wenn das so fortjeht, erleben wir am Ende noch'n Minister-Strike!“ Dazu ebenda S. 117 die humoristische Aufforderung der Redaktion: „Im Hinblick auf die immer mehr um sich greifende englische Mode der „Strike“ warnen wir wohlmeinend unsere Abonnenten vor einer „Arbeitseinstellung“ am nächsten Quartal-Ersten.“ Auch das Verbum striken ist S. 75 und S. 124 zu belegen.

Für die weitere Verbreitung und zunehmende Beliebtheit des Schlagwortes ist besonders Bismarcks Sprachgebrauch interessant. Am 5. März 1878 entschuldigt er noch ausdrücklich die Anwendung des Ausdrucks (Polit. Reden 7, 160): „Wir konnten sehr leicht zu einer Abstimmung kommen, der gegenüber die Regierungen — lassen Sie mich einen vulgären Ausdruck gebrauchen — Strike gemacht hätten.“ Am 12. Juni 1882 (Polit. Reden 9, 330) spricht er zunächst noch mit einigem Vorbehalt vom Preußischen Landtag: „Er hat gewisser Maßen Strike gemacht“, aber am 14. Juni dann schlechthin vom ‚Strike des Preußischen Landtags‘ oder vom ‚Landtag, der Strike macht‘.

In den achtziger Jahren bürgert sich nun schließlich auch die endgültige Form Streik ein. Siehe in den Preußischen Jahrbüchern 53, 166 (1884) Angabe über den ‚Streik der Zimmerleute‘ usw. Der Hamburger Hafenarbeiterstreik vom 21. Nov. 1896 bis zum Februar des folgenden Jahres scheint dann das sozialdemokratische Kraftwort Streikbrecher geschaffen zu haben. Vergl. Soz. Monatsh. 1, 73 (1897).

Strohwitwer weist Th. v. Grienberger, der ZfdW. 4, 298ff. dieser Wortsippe eine klärende Untersuchung gewidmet hat, seit

Adelung (1780) als jüngeres Seitenstück zu dem Ausdruck Strohwitwe nach, der sich schon in Zedlers Universallexikon 40, 1029 (1744) verzeichnet findet: „Strohwittben, heißet man aus Scherz an etlichen Orten diejenigen Weiber, deren Männer verreiset oder abwesend seyn.“ Seit Adelung und Campe werden dann die beiden Scherzworte andauernd lexikalisch gebucht.

Zur Erklärung des Ausdrucks erinnert Grienberger zutreffend an den Zusammenhang mit der älteren nd. grasswedewe, welche uns auf die vom ländlichen Strohlager abgeleiteten Bezeichnungen führt: „In die Kategorie dieser Ausdrücke muß auch die oberdeutsche Strohwitwe gehören und gleich der Graswitwe ursprünglich ironisch ‚die Witwe nach dem illegitimen Beilager auf dem Stroh‘ bezeichnen. Allerdings ist diese vorauszusetzende Bedeutung nirgends mehr bezeugt; wie bei der ndl. haeckweduwe (Heuschoberwitwe!) finden wir hier nur die edlere, abgezogenere, in den höheren Schichten des Volkes entwickelte Bedeutung fixiert.“

Die dem Maskulinum entsprechenden Bildungen: schwed. gräsänk, gräsänker, gräsenkling, engl. grasswidower stehen sämtlich auf der neuhochdeutschen Bedeutungsstufe des ‚Strohwitwers‘. Von literarischen Zeugnissen nenne ich Jean Paul 32, 36 (1807): „Mein Stiefbruder hat sich indeß . . vermählt mit einer zarten Wittwe, für welche ein lebendiger Nach-Gatte das schärfste Brustbild und Denkmal ihres dahin geflohenen Strohwittwers im Himmel.“ Vergl. auch Goethe, der im Schenkenbuch des Westöstlichen Diwans (1814) dichtet:

„Die Strohwitwe, die Aurora,
Ist in Hesperus entbrennt.“

Immermann 4, 106ff. (1839) überschreibt ein besonderes Kapitel des Oberhofs ‚Die Leiden einer jungen Strohwittwe‘. Gerade heutzutage aber bei der riesigen Zunahme der Ferien- und Badereisen ist die humoristisch-ironische Bezeichnung ‚Strohwitwer‘ mehr denn je beliebt. Zumal den Witzblättern ist dieser Typus eine willkommene Zielscheibe ihres Spottes.

Sturm und Drang betitelte Klinger im Jahre 1776 auf Zureden des Lavaterschen Apostels Christoph Kaufmann ein neues Schauspiel und brachte damit ein der Zeitstimmung entsprechendes und deshalb begierig aufgegriffenes Schlagwort in Umlauf, dessen modische Beliebtheit Feldmann ZfdW. 6, 114ff. an einer Fülle von Belegen illustriert. Zur Erläuterung vergl. die Charakteristik im DWb. unter dem Artikel Drang: „Die sogenannte Sturm- und Drangzeit, die in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts begann und in Goethes Götz und Werther ihren Glanzpunkt zeigte, ließ auch in der Poesie nur die unmittelbare Eingebung, den innern heftigen Trieb des freien, von keiner Regel beschränkten Genius gelten."

Die literaturgeschichtliche Bezeichnung Sturm- und Drangperiode freilich ist erst seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu datieren. Das DWb. weist sie bei Tieck (1828) indes schon als eingebürgerte Klassifikation nach. Im folgenden Jahre äußert sich auch Goethe zu Eckermann am 10. Februar ‚wie schwer es gehalten, aus der sogenannten Sturm- und Drangperiode sich zu einer höhern Bildung zu retten.'

Suggestion mit seinen Ableitungen ist bei dem starken Interesse, das man den Erscheinungen des Hypnotismus seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts immer mehr entgegenbringt, gleichzeitig ins große Publikum gedrungen und zum viel gebrauchten Schlag- und Modewort entwickelt worden. So überschreibt Nordau, Paradoxe (1885) S. 222 einen besonderen Abschnitt damit und gibt darin unter anderem die Definition: „Wenn sich der Wille eines Individuums zum Diener eines fremden Urtheils oder einer fremden Emotion macht, .. so sagen wir, daß diesem Individuum seine Handlungen suggeriert sind, daß es unter dem Einflusse einer Suggestion steht." Vergl. Bamberger 5, 313 (1890), welcher über den englischen Radikalen John Morley bemerkt: „Seine Schriften, sowohl die historischen als die literarischen und philosophischen, sind in hohem Grade das, was man mit einem modernen Wort „suggestiv" nennt. Sie eröffnen ununterbrochen neue Gedankenreihen und erwecken zu neuen Betrachtungen." Siehe auch Holz, Sozialarist. S. 31:

„Grade jetzt ist der Zeitpunkt, wo sich die Masse von dem suggerierenden Einfluß der Politiker zu befreien beginnt.“

Sühneprinz wurde im Jahre 1901 mit spöttischem Ausdruck der zur Abbitte nach Deutschland geschickte Prinz Tschun, der Führer der chinesischen Sühnegesandtschaft, allgemein in der Presse genannt, und dieses spöttische Bonmot wurde nicht nur von Witzblättern, sondern auch in der Unterhaltung des Publikums weidlich umgetrieben. Vergl. nur in den Grenzboten 1901, 3. Viertelj. S. 526 den Hinweis, ‚daß der ernste, fast herbe Empfang des „Sühneprinzen“ durch den Kaiser . . das Richtige traf‘.

Süßholzraspler scheint seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als volkstümliches Spottwort aufgekommen zu sein zur Bezeichnung derjenigen, die aller Welt nur leere Artigkeiten sagen und zumal den Damen gegenüber sich gern in der Rolle der Angenehmen und Schmachtenden gefallen. Vergl. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon 4, 983 und Brunner, Die Prinzenschule 1, 148 (1848), sowie das von Sanders beigebrachte Zitat aus Max Waldaus Roman ‚Nach der Natur‘ 2, 26 (1850): „Geibel ist ein Süßholzraspeler im Leben wie am Schreibtisch.“ Weitere Belege aus Scherr, F. M. Bartholdy usw. bringt Sanders, Ergb. S. 404.

Symbolisten nennen sich mit einem von Paul Verlaine und Jean Moréas seit 1885 ausgegebenen Kunstwort die Vertreter einer modernen musikalisch-virtuosen Stimmungslyrik, die im Gegensatz zur rhetorischen und realistischen Technik durch eigenartige Verwertung der Symbole vieldeutige Dämmervorstellungen und entsprechende Gefühle auslösen will. Vergl. unter anderem F. Brunetières Aufsatz ‚Symbolistes et Décadents‘ in der Revue de Deux Mondes vom 1. Nov. 1888.

Die Schlagworte Symbolist und Symbolismus (aus frz. symboliste und symbolisme) wurden mit der Nachahmung der neuen Richtung bald auch ins Deutsche übernommen. Nordau, Entartung 1, 158ff. (1892) handelt in einem besonderen Kapitel über Die Symbolisten und schreibt darin über diese Dichter auf S. 159: „Moreas erfand für sie die Bezeichnung „Sym-

bolisten", unter der sie allgemein bekannt wurden, während eine besondere kleinere Gruppe, die sich von den „Symbolisten" abspaltete, die Benennung „Décadents" weiter beibehielt." Ebenda heißt es S. 183: „Verlaine, ein anderer Hohepriester der Sekte, läßt sich so vernehmen: ‚Ich war es, der im Jahre 1885 den Namen Symbolisten für uns in Anspruch nahm.'" Vergl. auch Bahr, Studien zur Kritik der Moderne (1894) S. 26f. und das Kapitel über ‚Symbolismus und Lyrik' bei Lublinski, Die Bilanz der Moderne (1904) S. 151ff.

Tabakskollegium wurde als Stichwort für die vom König Friedrich Wilhelm I. beliebten einfachen Abendgesellschaften bei Bier und Tabak allgemein bekannt, wenn auch der Ausdruck selbst schon älter ist. Gombert ZfdW. 3, 333 belegt aus der ‚Schlesischen Fürstenkrone' (1685) S. 786f. bereits: „Ebenfalls bedienen sich nunmehro die Schlesier, mehr als ihre Vorfahren, des Tabackes, und zwar sowohl Edle als Unedle, iedoch mehr, die Zeit zu passiren, als zur Gesundheit. In etlichen Orten stellen sie gewisse Tabaks-Collegia an, mit sonderlichen Gesetzen und Ordnungen, sammeln dann die Asche und lassen hernach dem Collegio zum Besten, und zum Andenken, Gläser daraus machen." Vergl. ferner Neukirchs Sammlung 4, 200 (1708):

„Bey andern ist der Zweck von Conversationen
Ein täglich hechelndes Tobacks-Collegium."

Derartig zwanglos-gemütliche Geselligkeit soll auch schon Friedrich I. gepflegt haben, wie Venedey, Preußen und Preußentum (1839) S. 189 versichert: „Der erste Preußenkönig ruhte nach diesem großen Werke aus, und die Geschichte erzählt uns von dem Glanze seines Hofes und seiner Tabakstube, in der er mitunter den Glanz vergaß und die Königskrone absetzte, um die Nachtmütze aufzusetzen und die Tabakspfeife gegen das Scepter zu vertauschen."

Talmi. Dieser Ausdruck für eine bestimmte, dem Golde nachgeahmte Metallegierung — so benannt nach dem Pariser Fabrikanten Tallois, der sie erfunden hat — wird mindestens

seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts zum allgemeinen Stichwort für allerlei unechtes und halbschüriges Wesen. Besonders beliebt sind die Zusammensetzungen mit diesem Worte. So spricht Schmidt-Cabanis, Auf der Bacillen-Schau S. 6 vom ‚Talmi-Mittelalter'. Mit gleicher Ironie gebraucht Harden, Apostata 2, 195 (1892) den Ausdruck ‚Talmi-Engländer', während in der Gegenw. 34, 245 z. B. ‚Talmi-Republikaner' erwähnt werden.

Terrorismus nennt Campe, Ergb. S. 585 ‚einen in dem gräßlichsten Zeitraume der Franz. Staatsumwälzung aufgekommenen Ausdruck, die Herrschaft des Schreckens oder durch Schrecken; also die Schreckensherrschaft zu bezeichnen.' Das Fremdwort und die Übersetzung, sowie die entsprechenden Ableitungen sind im Deutschen als Schlagworte fortgeführt worden und werden noch jetzt in freiester Übertragung gebraucht. Von älteren Belegen sei nur Wieland 33, 381 (1799) notiert: „Daher ist freilich auf Seiten Derer, die uns regieren wollen, Kunst, Vorsicht und Festigkeit nöthig; und auch damit würden unsre Fünfmänner nicht auslangen, wenn sie nicht die Klugheit hätten, den übrigen Ingredienzien ihrer Staatsverwaltung immer noch ein Wenig Terrorism beizumischen." Der Ausdruck kam zuerst auf zur Bezeichnung der Gewaltherrschaft Robespierres vom Mai 1793 bis Juli 1794.

Theatercoup begegnet seit dem 18. Jahrhundert als gebräuchliches Schlagwort. Daneben geht die Verdeutschung Theaterstreich einher. So heißt es im Neuen Büchersaal 2, 43 (1746): „Es giebt noch andere Theaterstreiche, die nur wenige Personen, nicht aber den Zuschauer betrügen oder in Erstaunen setzen." Ähnlich Lessing 9, 262 und 10, 75, wo er u. a. über die französischen Stücke urteilt: „Was haben sie sonst (außer ihrer mechanischen Regelmäßigkeit!) noch viel Gutes, als Verwicklung, und Theaterstreiche und Situationen?" Gleichzeitig aber spricht er auch im selben Sinne 9, 347 und 382 vom Coup de Théâtre, verwendet also daneben das ursprüngliche Fremdwort.

Später wird namentlich Kotzebue von seinem literarischen Gegner Wilhelm von Schlegel und dessen Anhang unter diesem

Stichwort befehdet, wie er selbst 85, 416 bekennt: „Die neuere After-Kritik hat eine Menge Worte, mit welchen sie . . . eine gehässige Bedeutung verbindet . . . Dahin gehört auch das Wort Theater-Coup, welches die Schlegelsche Schule mir jedesmal richtig in den Bart wirft, wenn eins meiner neuen Stücke so unhöflich war, dem Publikum zu gefallen." Diesen Beifall sollten nämlich seine Dramen gewöhnlich nur den Theatercoups verdanken. Deshalb definiert er als richtigen Sinn des Ausdrucks: „Ein Theater-Coup ist also ein interessanter und überraschender Moment eines Schauspiels, der nicht bloß vernommen, sondern auch gesehen wird, der aber ohne Zwang aus der Handlung hervorgeht." Neben diesen echten und unanfechtbaren Theatercoups bekennt er sich freilich auch mancher erzwungenen schuldig.

Seit Schlegel hat sich die tadelnde Bedeutung immer mehr durchgesetzt. Doch schreibt noch am 1. Febr. 1812 Theod. Körner zuversichtlich über sein neues Jambendrama Toni: „Das Stück selbst ist voll Theatercoups und verspricht wohl eine gute Aufnahme." Der Begriff des Wortes hat sich auch erweitert. Heine 5, 164 erwähnt z. B. ‚wirksame Saillies, Theatercoups der Tribüne'.

Thron und Altar dringt als beliebte Schlagwortformel aus der Redeweise der französischen Geistlichkeit, wo sie ZfdW. 2, 311 bis 1765 hinab verfolgt worden ist, spätestens in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts ins Deutsche ein. Nach Brunetières Vermutung (Études Critiques 2, 222) entstand die Verbindung le trône et l'autel zur Zeit der Enzyklopädisten. Als ältesten deutschen Beleg habe ich bisher ZfdU. 19, 126 eine Stelle Wielands im Teutschen Merkur 1775, 1. Viertelj. S. 221f. nachgewiesen: „In den meisten und angelegensten Fällen . . . sind es fremde Leidenschaften und Vorurtheile, ist es der Druck oder Stoß weniger einzelner Hände . . . — was Tausende und Hunderttausende in Bewegung setzt, wovon sie weder die Richtung, noch die Folgen sehen, was Staaten in Verwirrung bringt, Empörungen, Spaltungen und Bürgerkriege verursacht, Tempel, Altäre und Thronen umstürzt."

Ausführlich erörtert Herder 13, 389f. (1785) den alten Gegensatz zwischen Thron und Altar, indem er zeigt, wie Regenten und Weise bei fortschreitender Kultur danach gestrebt hätten, die Symbole höherer Mächte immer mehr einzuschränken und an Stelle der ehemaligen Priesterherrschaft das selbstbewußte Despotentum zu setzen: „Daher der unglückliche Streit zwischen dem Thron und Altar bei allen halbcultivirten Nationen, bis man endlich beide gar zu verbinden suchte und damit das unförmliche Ding eines Altars auf dem Thron oder eines Throns auf dem Altar zur Welt brachte." Die Verlierenden bei dem ungleichen Kampfe seien notwendig die Priester gewesen.

Vergl. ferner den bei Meyer S. 30 angeführten Beleg aus dem Jahre 1794 und Pfeffel 7, 33 (1797) ... „Die Zeit verzehrt Auch Thronen und Altäre."

Im 19. Jahrhundert häufen sich die Zeugnisse für das Fortleben des Schlagwortes derart, daß ich einerseits nur auf Löschhorns Referat in der ZfdU. 18, 520f. verweise, andererseits namentlich an Heines giftige Polemik 3, 417ff. (1830) erinnere, welcher höhnend von der frommen Dialektik spricht, nach der ein Gegner der sogenannten Staatsreligionen ‚auch ein Feind der Religion und des Staats sei, ein Feind Gottes und des Königs oder, wie die gewöhnliche Formel lautet: ein Feind des Throns und des Altars'. Dem Eingeweihten seien aber Pfaffen und Adelige gerade als die ärgsten Heuchler bekannt: „Ist doch das affektierte Interesse für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird!"

Daß in Zeiten politischer und religiöser Erregung die Resonanz der Wendung sich bedeutend steigern mußte, ist einleuchtend. So geschah es in den vierziger Jahren, und ähnlich wird in jüngster Zeit das Schlagwort mit besonderem Nachdruck gegen die umstürzlerischen Bestrebungen der Sozialdemokratie gewendet.

Tingeltangel, eine seit Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts wohl von Berlin aus aufgekommene Bezeichnung zweideutiger Singhallen (cafés chantants), die nach dem Ton des Beckenschlags gebildet wurde. Vergl. die zahlreichen Belege bei

Sanders, Ergb. S. 549, der auch weitere Wortbildungen mit diesem Produkt des Volkswitzes verzeichnet, wie ‚Tingeltangel-Lied‘, ‚Tingeltangel-Gassenhauer‘ und ‚Tingeltangel-Wirtschaft‘ oder Ableitungen wie Tingeltangelei usw.

Siehe außerdem bei Bleibtreu, Größenwahn 1, 270 (1888) den Ausdruck ‚mimende Tingeltangeleusen‘.

Tintenkuli ist ein vermutlich von Maximilian Harden aufgebrachter verächtlicher Ausdruck für den journalistischen Lohnschreiber. So spricht er ironisch von sich selbst Apost. 1, 208 (1891): „Es gibt auch Tinten-Kulis, und jeder Kuli ist seines Erlasses werth.“ Und im Apost. 2, 25 stellt er neben einander den ‚Partei-Kaspar‘ und den ‚Tinten-Kuli‘. Ebenda S. 159 erörtert er ausführlich: „Unsere journalistischen Markthelfer haben mit dem Begriff des Anarchismus nicht erst lange sich geplagt, die Ärmsten müssen ja, gepeitschte Tintenkulis, verschweigen, was sie etwa denken, und schreiben, was der Brotherr wünscht und seine Abonnenten fordern.“ Das dem Ostindischen entstammende Wort Kuli bezeichnet jetzt allgemein die indischen und chinesischen Lastträger, welche nach Kalifornien und Australien auszuwandern pflegen, um dort schwere, früher den Negersklaven aufgebürdete Arbeiten zu verrichten.

Tischrücken, ein spiritistisches Kunstwort, das nach dem DWb. durch einen Artikel der Berliner Nationalzeitung vom Febr. 1853 in Deutschland eingeführt wurde und bald die Runde machte, zumal durch einen weiteren Aufsatz in der Augsb. Allgem. Zeitung vom 4. April 1853 erneut die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden war. Auch Schopenhauer spricht in seinen Briefen seit diesem Jahre wiederholt davon. Seitdem hat sich über diesen Geisteraberglauben der Neuzeit, der aus Amerika über England zu uns kam, eine ebenso reichhaltige als phantastische Literatur angehäuft. Vergl. Sanders 2, 797a und Ergb. S. 429, der auch die verbale Ableitung tischrücken, sowie ‚Tischrücker‘ und ‚Tischrückerei‘ belegt.

Treppenwitz, aus frz. esprit d'escalier, kommt als scherzhafte oder ironische Bezeichnung der Nachgedanken, die einem erst auf der Treppe, also zu spät einfallen, etwa seit den fünfziger

Jahren des 19. Jahrhunderts auf und wird rasch Mode. Vergl. Sanders, Ergb. S. 647 und Fremdw. 1, 342. Ebenso schreibt Gutzkow, Lebensbilder 2, 66 (1870): „Auf den Treppen der Berliner Universität lernte ich zum erstenmal „Treppenwitz" kennen."

Danach bildete man den Ausdruck ‚Treppenverstand', den Sanders aus Wilbrandt (1880) beibringt. Und Nietzsche 3, 169f. bemerkt: „Treppenglück. — Wie der Witz mancher Menschen nicht mit der Gelegenheit gleichen Schritt hält, so daß die Gelegenheit schon durch die Thüre hindurch ist, während der Witz noch auf der Treppe steht: so giebt es bei Anderen eine Art von Treppen-Glück, welches zu langsam läuft, um der schnellfüßigen Zeit immer zur Seite zu sein: das Beste, was sie von einem Erlebniß, einer ganzen Lebensstrecke zu genießen bekommen, fällt ihnen erst lange Zeit hinterher zu, oft nur als ein schwacher gewürzter Duft, welcher Sehnsucht erweckt und Trauer." Als Buchtitel erscheint seit dem Jahre 1882 die Verbindung Treppenwitz der Weltgeschichte, welche Hertslet der älteren Wendung vom ‚Humor der Weltgeschichte' nachbildete, die schon im Kladderadatsch 1863, 162 zu lesen ist.

Trockenwohner begegnet seit den sechziger Jahren als eingebürgerte Scherz- und Spottbezeichnung, die der Kladd. 1863, 150 definiert: „‚Trockenwohner' nennt man in Berlin die Proletarier, welchen die Häuserspekulanten die Wohnungen in ihren neu erbauten, eben fertig gewordenen Häusern ohne Forderung eines Miethzinses überlassen, bis jede Feuchtigkeit aus dem Neubau verschwunden ist und das Haus für zahlende Miether bewohnbar ist." Zugleich wird der Ausdruck übertragen auf einen aus dem Amt geschiedenen Minister, den man in humoristischer Fiktion sich in ‚Aufzeichnungen eines Trockenwohners' ergehen läßt. In ähnlicher Weise spöttelt der Kladd. 1865, 195, daß der ‚verflossene König von Neapel' ein Schloß wahrscheinlich erst — „trocken wohnen!" solle. Vergl. auch Sanders, Ergb. S. 649.

Tropenkoller nennt man mit einem wohl in Berlin geprägten Witzwort seit ca. 1895 eine in den Tropen nicht seltene krank-

hafte Reizbarkeit und Schroffheit europäischer Beamten. Der Ausdruck wurde von Frieda Freiin von Bülow alsbald eingefangen und als Romantitel verwendet: Tropenkoller. Episode aus dem deutschen Kolonialleben (Berlin 1896). Darin wird das Wesen dieser ‚durch klimatische und andere Komplikationen bösartig gewordenen Form des Parvenütums' eingehend geschildert, z. B. S. 64: „Die Herrscherherrlichkeit im Lande der Wilden steigt den Knechts- und Bedientenseelen zu Kopfe... Das ist's. Sie sind das Herrentum so wenig gewohnt, daß es sie um ihr armseliges bißchen Menschenverstand bringt und eine lächerliche Spielart des Größenwahnsinns zeigt. Der Subalternbeamtengeist schnappt über." Über den Ursprung des Ausdrucks äußert sich die Verfasserin S. 132 und 136. Verwandte Zusammensetzungen mit dem Wort Koller, das eigentlich die Gehirnkrankheit der Pferde bezeichnet, aber sehr bald auch auf andere Haustiere und den Menschen übertragen wird (siehe Sanders 1, 971 b), waren freilich bereits vorausgegangen. So spottet Meinhold (1848) S. 59 über den ‚Theorienkoller' der konstituierenden Professoren und Journalisten. Ferner wird im Kladd. 1863, 144 der ‚Reise-Koller' und im Jahrgang 1865, 54 der ‚Autochthonenkoller' erwähnt.

Erinnert sei auch an die moderne Schelte Blaukoller, die eine voreingenommene, gereizte Stimmung gegen Berliner Schutzleute geschaffen hat.

Überbrettl benannte Ernst von Wolzogen sein im Jahre 1901 eröffnetes Literatur-Variété-Theater, das als künstlerisches Tingeltangel dem Publikum angewandte Lyrik vorführen und dadurch dem Unterhaltungsbedürfnis in höherem, ästhetischem Sinne genügen sollte. Diese Idee soll eine Nachahmung der cabarets artistiques des Montmartre sein und wurde zuerst von Jul. Bierbaum in seinem Roman ‚Stilpe' (1897) S. 354ff. ausgesprochen, wo es unter anderem heißt: „Lassen Sie uns ein Variété gründen als ästhetische Anstalt im weitesten Sinne, als Trägerin und Verkörperung all der heute so üppig sich entfaltenden Richtungen in den Künsten, als Schaubühne des Schönen für Auge, Ohr und Gemüt, und Sie werden sehen,

daß Sie sich an einer wahrhaft kulturellen und zugleich eminent praktischen That beteiligt haben." Derselbe Dichter versichert nun, so sehr es ihm gefällt, diese Idee aus der Welt des Romans in die Wirklichkeit umzusetzen, daß er freilich gegen den Namen der neuen Bühne einige Bedenken nicht unterdrücken könne. Siehe Vorrede zu den Deutschen Chansons (Sept. 1900) S. XIII: „Er will es „Überbrettl" heißen, und das klingt mir wie ein Witz, der allzuleicht die Meinung erzeugen kann, als handle es sich auch mit der Sache selber nur um den witzigen Einfall eines Dichters." So löften in der Tat das gern bespöttelte Programmwort allmählich Synonyma wie Buntes Theater oder Intimes Theater ab.

Übermensch wurde durch Nietzsche zum programmatischen Schlagwort ausgeprägt für die von ihm erhoffte Höherzüchtung der Menschheit zu einem willensstarken, geistesmächtigen und genußfreudigen Aristokratismus. In der Verwirklichung dieses Zukunftsideals sah er eine notwendige Gegenbewegung gegen die allgemeine Nivellierung. Vergl. zur Erläuterung eine Stelle im letzten Nachlaßbande 15, 420, wo er von der Ausscheidung eines Luxusüberschusses der Menschheit spricht: „In ihr soll eine stärkere Art, ein höherer Typus ans Licht treten, der andre Entstehungs- und andre Erhaltungsbedingungen hat als der Durchschnitts-Mensch. Mein Begriff, mein Gleichnis für diesen Typus ist, wie man weiß, das Wort „Übermensch"." Diese Neuprägung des Begriffs und des Ausdrucks lehrte er zuerst in seinem ‚Zarathustra' (1883) mit prophetischer Beredtsamkeit. Aber schon im Jahre 1878 betitelte er einen charakteristischen Aphorismus 2, 65f. Das Über-Thier, worin er ausführt: „Ohne die Irrthümer, welche in den Annahmen der Moral liegen, wäre der Mensch Thier geblieben. So aber hat er sich als etwas Höheres genommen und sich strengere Gesetze auferlegt. Er hat deßhalb einen Haß gegen die der Thierheit näher gebliebenen Stufen."

Der interessanten Geschichte dieses Wortes vom Übermenschen hat Meyer S. 6ff. in weitschauender Untersuchung genauer nachgespürt, mit der die Nachträge in der ZfdW. und die Angaben

bei Büchmann S. 326 zusammenzuhalten sind. Daraus ergibt sich, daß das Wort wohl der theologischen Literatur entstammt, wo es schon im Jahre 1527 auftaucht, dann namentlich ein Lieblingswort Herders wird und von diesem an Goethe weitergegeben zu sein scheint, der es sowohl im Urfaust (1775) als in der ‚Zueignung‘ (1784) verwendet. Ob Nietzsche den Ausdruck direkt von Goethe entlehnt oder aus anderer literarischer bez. psychologischer Tradition geschöpft hat, wird sich schwer glatt ausmachen lassen. Sein Verdienst wird dadurch nicht geschmälert. Mit Recht wird von Meyer zugleich die eminente lexikologische Kraft des neuausgeprägten Schlagworts betont, das freilich schon vorher mannigfach gewuchert hat, und außerdem auf die lehrreichen Versuche der Nachbarn hingewiesen, sich den modernen Begriff auch sprachlich zutreffend anzueignen.

Überwundener Standpunkt. Dieser selbstbewußte Ausdruck einer vorwärtsschreitenden Zeit (Meyer S. 71f.) entstammt sicher der Hegelschen Terminologie. Seit 1838 ist er nachweisbar. Ernst von der Haide S. 96 lehrt: „Als der große David Strauß seine welthistorische Kritik schrieb, jener echte Sohn Hegels, als er den negativen Punkt in die Theologie pflanzte, darin aber in Wahrheit ein Springquell ewigen Lebens ruht, da schrieen die Buchstabenphilosophen Mord und Tod von Apostasie, von Rückfall auf überwundene Standpunkte, was in der That nur sie selber traf.“

Beachtenswert ist dazu eine Äußerung des viel befehdeten Bibelkritikers Strauß selbst in seiner Streitschrift ‚Die Halben und die Ganzen‘ (1865) S. 67f.: „„Schon längst in ein anderes Stadium getreten“ — woran erinnert mich diese Redensart? Richtig — es ist auch schon eine Weile her und indessen abermals gar Manches in ein anderes Stadium getreten — seit unter der Sturm- und Drangperiode der Hallisch-Deutschen Jahrbücher die Phrase vom „überwundenen Standpunkt“ im Schwange ging. Damit wurde von jenen Männern des Galoppschritts kurzer Hand jeder zu den Todten geworfen, der nicht mit ihnen schnell wie die Todten reiten mochte.“

Vergl. außer Gombert ZfdW. 2, 309f. nur noch eine Äußerung von Rodbertus (bei Lassalle 2, 10), welcher geradezu von einem sprichwörtlich gewordenen „überwundenen Standpunkt" spricht.

Überzeugungstreue datiert Gombert ZfdW. 3, 155f. unter Berufung auf Treitschke in seiner schlagwortförmigen Verwendung seit der frühen Zeit der Burschenschaft und des Turnens, also etwa von 1815 ab: „Dieser Ausdruck hatte sonst nur die von außen her durch das Zeugnis andrer gewonnene Erkenntnis bezeichnet, jetzt erhielt er einen neuen pathetischen Sinn, der ihm bis heute geblieben ist. Überzeugung war die Stimme des Gewissens, Überzeugungstreue die höchste aller Tugenden, seine Überzeugung ändern hieß sich selber und die Deutschheit verraten." Vergl. auch ZfdW. 2, 312 und Meyer S. 61, der wohl nicht unzutreffend daran erinnert, daß der Ausdruck durch den Mißbrauch bei den doktrinären Liberalen allmählich stark diskreditiert worden sei. Von späteren Zeugnissen sei noch genannt Prutz, Kl. Schriften 2, 31 (1850) und Lassalle 1, 125 (1863).

Uferlose Flottenpläne, eine polemische Schlagwortwendung, welche nach Nehry S. 516f. auf eine Reichstagsrede des Abgeordneten Eugen Richter vom 7. März 1891 zurückzuführen ist: „Wir sind in einer Periode der Mißverständnisse, namentlich auf dem Gebiete der Marine- und Militärverwaltung, und wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß auf diesem Gebiete leicht uferlose große Pläne plötzlich auftauchen und selbst bis zum parlamentarischen Ausdruck gelangen." Gleichzeitig wird eine ältere Parallele für den übertragenen Gebrauch herangezogen. Vergl. außerdem ZfdW. 2, 312 und bei Harden, Apostata 2, 202 (1892) die entsprechende Verbindung ‚Uferlose Projekte'.

Ultramontan ist als geographischer und kirchenpolitischer Ausdruck dem 18. Jahrhundert schon ganz geläufig, scheint sich aber seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts immer mehr und mehr zum scheltenden Schlagwort entwickelt zu haben, das zumal durch das im Jahre 1870 proklamierte Unfehlbarkeitsdogma des Papstes einen letzten großen Impuls erhielt. Vergl. zur Geschichte dieses Wortes Gomberts Angaben in der ZfdW.

3, 335, welcher diese polemische Verwendung durch eine Stelle aus Görres (1831) bereits gut beleuchtet: „Das fortdauernde Geheule jener Schakale von Jesuitismus, Ultramontanismus, Theokratie und Fanatismus, es ist endlich der bethörten Welt ein Spott geworden.“ Vergl. auch in den Grenzboten 1848, 2. Sem. 4, 258 die Behauptung: „Es war nur eine sichere, feste Partei, welche in den Kreis der modernen Bewegung eintrat, die ultramontane.“ Recht lehrreich ist ferner ein ausführlicher Passus bei Laube, Das erste deutsche Parlament 1, 261f. (1849): „Das Wort „ultramontan“ ist ein schlimmes Wort geworden, sogar das Wort „fromm“ verdächtigt heut zu Tage. Ultramontan ist doch noch etwas anderes, es deutet „über die Berge“ des Vaterlandes nach einem kirchlichen Staatswesen, welches die eigenthümliche Entwickelung der Völkerschaften nicht nur leiten, sondern fesseln will. Geheime Zwecke, geheimes Ordenswesen, das ganze tausendmaschige Flechtwerk einer Herrschaft, die Niemand übersehen kann, ist damit verbunden. Das Pfaffenthum, das Jesuitenthum wird als unzertrennlich davon betrachtet, wie kann es verwundern, daß dagegen eine Zeit eingenommen ist, welche ein nationales Vaterland und eine Jedermann ersichtliche Freiheit haben will. Der Ultramontan hat grundsätzlich kein Vaterland. Wenigstens geht ihm das Reich seiner Kirche darüber.“

Darauf fährt er fort: „Aus solchen Gründen wird der Ultramontan immer doppelt mißtrauisch angesehn, wenn eine politische und besonders wenn eine nationale Bewegung ausbricht. Jeder Patriot fühlt instinktmäßig, daß der Parteimann der Kirche in letzter Instanz immer noch ganz andere Zwecke verfolge. Die Bezeichnung „ultramontan“ hatte in der Paulskirche von Anfang bis zu Ende etwas ganz Besonderes, und die verschiedensten Parteien waren in diesem Mißtrauen stets auf der Stelle einig . . Ganz wie die feindlichen Gemeinden sofort zusammentreten, wenn es heißt: der Wolf ist da!“

Für die moderne Neubelebung dieses Schlagworts sei z. B. auf ein Gedicht Hoffmanns von Fallersleben 5, 248ff. (1871) unter der Überschrift ‚Die Ultramontanen‘ verwiesen.

Umgang mit Menschen, eine noch jetzt viel beliebte Schlagwortwendung, kam in den Mund der Leute durch das im Jahre 1788 erschienene erfolgreiche Buch ‚Über den Umgang mit Menschen', das vom Freih. von Knigge verfaßt wurde. Dieser Titel des populären „Guten Tons" ist dann mannigfach variiert und ironisiert worden. Ganz ablehnend verhält sich gegen einen solchen Prediger allgemeiner Menschenkenntnis der bärbeißige Ludwig Jahn 1, 247 (1810): „Menschenkenntnis besitzt nur der wahre Mensch, das eigene Herz ist der Schlüssel zu dieser Geheimschrift ... Pförtner, Kundschafter und Aufpasser — behelfen sich mit einer Knifflehre, die sie „Umgang mit Menschen" nennen."

Umwertung aller Werte ist ein von Nietzsche im Jahre 1886 geprägtes Schlagwort, das seitdem wiederholt in seinen Schriften erklingt. Es war zum Titel eines großen moralphilosophischen Werkes bestimmt, an dessen Vollendung ihn der Schlaganfall des Jahres 1889 endgültig hinderte. Zuerst kündigte er es an auf dem Umschlag der ersten Ausgabe von ‚Jenseits von Gut und Böse'. Vergl. die Mitteilung an seine Schwester vom 2. September 1886: „Für die nächsten vier Jahre ist die Ausarbeitung meines vierbändigen Hauptwerkes angekündigt; der Titel ist schon zum Fürchten-Machen: ‚Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe'." Erneut und nachdrücklichst kam er im folgenden Jahre in der ‚Genealogie der Moral' darauf zu sprechen. Vergl. auch 8, 59 (1888): „Eine Umwerthung aller Werthe, dies Fragezeichen so schwarz, so ungeheuer, daß es Schatten auf Den wirft, der es setzt — ein solches Schicksal von Aufgabe zwingt jeden Augenblick, in die Sonne zu laufen, einen schweren, allzuschwer gewordenen Ernst von sich zu schütteln." Ebenda äußert er S. 92: „Die allgemeinste Formel, die jeder Religion und Moral zu Grunde liegt, heißt: „Thue das und das, laß das und das — so wirst du glücklich! Im andren Falle —" .. In meinem Munde verwandelt sich jene Formel in ihre Umkehrung — erstes Beispiel meiner „Umwerthung aller Werthe": ein wohlgerathener Mensch, ein „Glücklicher", muß gewisse Handlungen thun

und scheut sich instinktiv vor andren Handlungen.“ Durch den im Jahre 1895 erschienenen ersten Teil des unvollendeten Werkes und die im 15. Bande erfolgte Gesamtpublikation der Fragmente wurde der Titel mit neuer Schlagkraft in Kurs gesetzt und trug Nietzsche wohl auch den Beinamen des ‚großen Umwerters‘ ein.

Unverfrorenheit findet sich als schlagender Ausdruck für die Mittelstraße zwischen Unbefangenheit und Unverschämtheit bisher zufrühst von 1858 ab gebucht und belegt. Siehe Kluge in der ZfdW. 1, 277f. Heyne vermutet wohl mit Recht Berliner Herkunft, wie schon Xanthippus, Das Wort sie sollen lassen stan (1879) S. 22 ihn einen „widerlichen Berlinismus“ nannte, welcher aus dem Partizip unverfert (von niederd. verfêren = erschrecken) durch Verwechselung mit verfrêren = verfrieren entstanden sei. In der gleichen Schrift bemerkt er S. 11: „Wird doch im deutschen Reichstage aus hochgestelltem Munde z. B. das ganz unverstandene Wort unverfroren und Unverfrorenheit vernommen, wo der Franzose etwa désinvolture gebrauchen würde.“

Vergl. auch Andresen S. 373. Von literarischen Zeugnissen sei noch folgendes Zwiegespräch im Kladd. 1864, 11 angeführt:

Müller. Na Schultze, du sehst doch noch janz unverfroren aus!

Schultze. Kerl, wie kannst du dir unterstehen und mir so — —

Müller. Aber Schultze, ich verstehe dir nich! Ich sage ja man bloß, daß du — —

Schultze. Schweig! Auf so brüske, jewaltsame Anjriffe bin ich nich jefaßt!“

Ferner Gutzkow, Dionys. Longinus (1878) S. 34: „Der Biograph erzählt mit unverfrorner Biederkeit.“

Uraufführung hat sich etwa seit Beginn des 20. Jahrhunderts als präzise Bezeichnung der überhaupt ersten Vorführung eines Bühnen- oder Konzertstückes schnell Anklang verschafft. Wilh. Michel schreibt in den Münchener Neuesten Nachrichten vom 15. Dez. 1904: „So hat z. B. das Modewort „Uraufführung“, das im zarten Alter von höchstens zwei

bis drei Jahren steht, wohl alle Aussicht, dem dauernden Bestande der Sprache einverleibt zu werden. Es ist kein neuer Name für eine neue Sache. Die Sache, die es bezeichnet, ist fast so alt wie das Theater überhaupt. Man hat es bei ihm also mit einem echten Modewort zu tun, das sich durch Knappheit und glückliche Abgrenzung gegen den Begriff „Erstaufführung“ auszeichnet.“

Seit dem Auftauchen dieses Neuworts ist das ältere Schlagwort Première, abgesehen von der immer noch beliebten Wendung vom sogenannten ‚Premièrenpublikum‘, entschieden zurückgegangen.

Vegetarianer dient seit Anfang der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Reformruf, seitdem nämlich die von Jos. Simpson im Jahre 1847 in London begründete Vegetarian Society für die prinzipielle Verwerfung tierischer Nahrung literarische Propaganda trieb, die in Form von Übersetzungen sehr bald auch in Deutschland die öffentliche Aufmerksamkeit erregte. Eine solche Schrift wird in Gutzkows ‚Unterhaltungen am häuslichen Herd‘ 3, 314 (1855) angezeigt: ‚Nur Pflanzenkost! oder die vegetarianische Diät. . . Nach dem Englischen des Charles Lane‘. Daselbst ist S. 414 auch ein Abwehrartikel unter dem Stichwort Die Vegetarianer zu lesen. Vergl. Sanders, Fremdw. 2, 592.

Verdammte Bedürfnislosigkeit. Mit diesem agitatorisch wirksamen Kraftausdruck kritisierte Lassalle 2, 96 f. am 17. Mai 1863 unter größtem Beifall einer Frankfurter Volksversammlung die Lage des deutschen Arbeiterstandes: „So lange Ihr nur ein Stück schlechte Wurst habt und ein Glas Bier, merkt Ihr das gar nicht und wißt gar nicht, daß Euch etwas fehlt! Das kommt aber von Eurer verdammten Bedürfnislosigkeit! . . . Möglichst viel Bedürfnisse haben, aber sie auf ehrliche und anständige Weise befriedigen — das ist die Tugend der heutigen, der nationalökonomischen Zeit!“ Dazu bemerkt Mehring (1879) S. 240 zustimmend: „Wie in den meisten Aperçus Lassalles, liegt in seinem Schlagwort von unserer „verdammten Bedürfnislosigkeit“ ein gutes Stück volkswirtschaftlicher Wahrheit.“

Verreißen war das Schmähwort parteiischer und böswilliger Kritik, wodurch die neue aufstrebende Dichtergeneration in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts ihre Preßgegner zu treffen suchte. Besonders Karl Bleibtreu liebt das Scheltwort. So erwähnt er in Der Gesellschaft 1, 463 (1885) einen der berüchtigsten „Verreißer" der Berliner Kritikasterie und stellt S. 468 bezeichnend das Totschweigen, „Verreißen" und Lobhudeln zusammen. Auch in der Vorrede zur ‚Revolution der Literatur' (1886) verwendet der gleiche Verfasser das Schlagwort. Vergl. ferner Bierbaum, Stilpe (1897) S. 306.

Vertierte Söldlinge findet sich als demokratisches Scheltwort nach Gomberts Nachweis ZfdW. 3, 155 zuerst in einer Kundgebung der Revolutionäre Hecker und Struve vom 29. April 1848, und zwar mit Beziehung auf das unglückliche Gefecht bei Dossenbach: „Eine Übermacht von vertierten und aus der Ferne herbeigezogenen Söldlingen (das heißt: hessischen und württembergischen Heeresabteilungen!) hat in Baden die republikanischen Waffen einstweilen niedergeschlagen und dem Volke das ihm verhaßte Fürstenregiment wieder aufgezwungen." Gegen dieses vielgebrauchte Schimpfwort opponiert Gust. Kühne S. 220 in einem Briefe an Heinrich König (vom Sept. 1848) sehr energisch: „Diese als „verthierte Söldlinge" verschrienen Brüder sind uns willkommen gegen die ehrlosen Räuberhorden und Barrikadenhelden, die sich Demokraten nennen."

Die Umprägung zum Kraftausdruck von der vertierten Soldateska ist nach Sebast. Brunners Zeugnis (Zwei Buschmänner, Paderborn 1891, S. 53) auf Kurandas Konto zu setzen. Sie lag allerdings bei dem gehässigen Beigeschmack, den das Wort Soldateska seit dem 18. Jahrhundert schon hatte, nahe genug. Schiller gebraucht 7, 220 (1792) sowohl den Ausdruck ‚gesetzlose Soldateska' wie S. 359 entsprechend ‚zügellose Soldateska'. Die Variante obigen Schlagwortes begegnet z. B. in einem Berliner Stimmungsbericht des Stuttg. Morgenblatts (vom 15. Nov. 1848), wo es S. 1093 heißt: „Weil er so fest an der Tradition hielt, ward der preußische Soldat in den ersten Monaten nach der Revolution von den Radikalen kaum

anders genannt als Bluthund, Bauerlümmel, blutschnaubende, verthierte Soldateska, Henkersknechte." Danach Büchmann S. 633f., obwohl der Ausdruck im Grunde nicht den Geflügelten Worten beizuzählen ist.

Völkerfrühling ist ein schwärmerisches Programmwort, das aus Börnes Feder stammt, welcher in der ‚Ankündigung der Wage' (1818) zukunftsfreudig schrieb: „Wie weit entfernt von der heiligen Zone des Wissens ist noch jetzt die europäische Menschheit und wie lau und sanft ist all ihr Wollen und Thun. Darum sey man unbesorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien."

Aber erst im Jahre 1830 weckte das Neuwort den nötigen Widerhall. Die Julirevolution brachte die Hoffnung auf politischen Frühlingsglauben, wenn auch Börne selbst mißmutig am 26. Dez. 1830 gesteht: „In der Politik ist weder Sommer noch Winter, es ist der erbärmlichste Revolutions-Frühling, der mir je vorgekommen." Vergl. Gombert, Festg. und Büchmann S. 294f. Geradezu skeptisch versichert Alexis, Wiener Bilder (1833) S. 446: „An einen Völkerfrühling glaube ich nicht, und glaubte nie daran, insofern sie darunter einen plötzlich aufgefundenen, allgemein gültigen neuen Weg des Heils für die Völker verstehen".

Begeistert schaut aber namentlich Mundt, Moderne Lebenswirren (1834) S. 44 das Nahen eines beglückenden Völkermaies: „Herr Gott und Vater, selbst jeder Maikäfer hat seine Zukunft, und wenn er brummend wieder in die Erde kriecht, denkt er doch schon innerlich vergnügt an den nächsten Mai. Und wollen die Völker an dem neuen Mai ihrer Zukunft verzagen? ... Die in den April geschickten Hambacher verklammten bei ihrem eigenen Völkerfrühling, den sie den gutmüthigen Deutschen hatten aufschwatzen wollen, und das ganze Deutsche Reich, das hier hergestellt werden sollte, wäre mit sammt seiner Einheit an diesem kaltem Lenz wieder erfroren! Nein, nein, Du Völkermai, Du bist noch nicht geboren! Aber wir lauschen still auf Dein Keimen und Wachsen, wir fühlen und träumen Dein Blühen und Werden, und sind Deiner gewiß in uns selbst!"

Derselbe Prophet spricht auch in seiner ‚Madonna‘ (1835) S. 408 von einem Vorfrühling der neuen Völkerkultur.

Von nun an verklingt das wirkungsvolle Schlagwort so leicht nicht wieder. Enthusiasmus und Polemik führen es weiter. Gaudy 1, 101 spöttelt wahrscheinlich im Jahre 1837 in einem Gedichte ‚An die Jungen‘:

„Ihr träumtet, völkerlenzliche Trompeter,
Den grauen Zwing mit Phrasen umzublasen —
Ihr irrt Euch, Kinder“ . . .

Büchmann zitiert dann eine Anspielung bei K. Beck (1838). Von einem idealen ‚Völkerfrühlingsapostel‘, einem jugendlichen Börne, einem Byron in Prosa, reden die Grenzb. 1846, 1. Sem. 1, 145. Dann erst erklingt Heines Wort von des Völkerfrühlings kollosalen Maienkäfern im ‚Atta Troll‘ (1847), übrigens mit deutlichem Anklang an die von mir belegte Stelle Mundts.

Kein Wunder, daß darauf im Revolutionsjahr 1848 das Schlagwort mit neuem Schwunge ertönte. Herm. Kurz 1, 34 bemächtigt sich seiner sofort in einem im März 1848 gedichteten herrlichen Vaterlandslied:

„Ja, und säuselnd bricht der große
Schöne Völkerfrühling an“.

Von anderen Zeugnissen abgesehen.

Aber auch später wird das Wort immer wieder neu aufgefrischt. Am packendsten zunächst durch Joseph Völk in seiner berühmten Rede vom 18. Mai 1868, die er im Zollparlament unter größtem Beifall hielt. Und daran anknüpfend mahnte Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 2. März 1885 mit patriotischem Ernst eindringlich: „Es liegt eine eigenthümliche prophetische Voraussicht in unserem alten nationalen Mythus, daß sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein neuer Völkerfrühling wieder, wie der verstorbene Kollege Völk sich ausdrückte, anbricht, daß dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühlung zu erschlagen, respektive niederzustimmen.“ Als der Abg. Rintelen aber am 13. März diese

mythologische Anspielung irrtümlich als die deutsche Kolonialbegeisterung deutete und bekämpfte, gab Bismarck selbst einen anschaulichen Kommentar unter jubelnder Zustimmung der Rechten und der Tribünen: „Ich habe unter dem Begriff „Völkerfrühling" mehr verstanden als die Kolonialpolitik, ich habe meine Auffassung — ich will nicht sagen: so niedrig — aber so kurz in Zeit und Raum nicht gegriffen. Ich habe unter dem Frühling, der uns Deutschen geblüht hat, die ganze Zeit verstanden, in der sich — ich kann wohl sagen — Gottes Segen über Deutschlands Politik seit 1866 ausgeschüttet hat, ... Das schwebte mir als „Völkerfrühling" vor; daß wir darauf die alten deutschen Grenzländer wiedergewannen, die nationale Einheit des Reiches begründeten, einen deutschen Reichstag um uns versammelt sahen, den deutschen Kaiser wieder erstehen sahen, das alles schwebte mir als „Völkerfrühling" vor — nicht die heutige Kolonialpolitik ... Dieser Völkerfrühling hielt nur wenig Jahre nach dem großen Siege vor. Ich weiß nicht, ob der Milliardensegen schon erstickend auf ihn gewirkt hat. Aber dann kam, was ich unter dem Begriff „Loki" verstand: der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader." Als Buchtitel verwendet das Schlagwort z. B. A. Lindner (1881).

Vorausgegangen war schon die Wendung ‚Frühling der Völker', die Büchmann bei Hölderlin (1797) nachweist. Vergl. auch die Parallele ‚Geisterfrühling' in einem Gedichte Arndts 4, 217 aus dem Jahre 1819.

Völkerschlacht nannte Karl Freiherr von Müffling, wie Gombert, Festg. anschaulich gezeigt hat, mit sicherem Treffer die große Leipziger Schlacht vom Oktober 1813 und schuf damit ein Fahnenwort von bleibender Geltung. H. Steffens, Was ich erlebte 7, 295f. berichtet darüber aus eigener Erinnerung, nachdem er das gewaltige Heranfluten der kampfbereiten verbündeten Heere am 16. Okt. 1813 geschildert hat: „Immer kamen neue Scharen im Osten zum Vorschein und verschwanden die Vordersten im fernen Westen, während der Zug sich ununterbrochen fortbewegte. Man konnte glauben, ein wanderndes Volk zu erblicken. So mochten zur Zeit der Völkerwanderung

die germanischen Stämme erschienen sein, als sie die deutschen Gaue überschwemmten. Der Anblick ergriff uns alle mit großer Gewalt. Lange blieben wir voll Erstaunen stehen, ihn zu genießen.

Hier war es, wo Müffling der bevorstehenden Schlacht den Namen gab: er nannte sie die große Völkerschlacht; diese Bezeichnung hat sich erhalten, ja, sie ist geschichtlich geworden." Diese Behauptung wird als richtig erwiesen durch den Generalstabsbericht vom 19. Okt. 1813, den nach Gomberts Feststellung eben jener Oberst von Müffling im amtlichen Auftrage verfaßte. Am Schlusse dieses offiziellen Neunten Armeeberichts ist zu lesen: „So hat die viertägige Völkerschlacht vor Leipzig das Schicksal der Welt entschieden."

Gombert hat an verschiedenen Belegen das Durchdringen des neuen Schlagwortes verfolgt. Es sei nur die sachgemäße Begründung in einem Schriftchen vom November 1813 noch angeführt, welches als ‚Plan und Erklärung der großen Schlacht bei Leipzig' bezeichnet ist: „Die Schlacht, welche bei Leipzig im Oktober 1813 vorfiel, gehört unstreitig unter die merkwürdigsten, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Sie führt den Namen einer Völkerschlacht mit Recht; denn es standen fast alle Völker Europas und eines Teils von Asien auf dem Kampfplatz."

Neuerdings ist durch die seit einigen Jahren eingerichtete Lotterie zugunsten des längst geplanten Völkerschlachtsdenkmals das Schlagwort wieder in aller Munde.

Volapük. Dieser vom badischen Pfarrer Johann Martin Schleyer geprägte Name für die von ihm erfundene Weltsprache dringt etwa seit 1881 in weite Kreise und ruft lebhafte Debatten hervor. Vergl. A. Kirchhoffs Referat in der Deutschen Revue, 13. Jahrg. Bd. 2. S. 240 (1888): „Die weltsprachliche Bewegung gewinnt seit kurzem einen ungeahnten Umfang. Während noch vor Jahresfrist, wenigstens im Norden unseres Vaterlandes, welches doch zugleich dasjenige der eben genannten Weltsprache ist, das Wort „Volapük" (abgeleitet von vol Welt und pük Sprache) nur Lächeln, schlechte Witze oder gar abweisende Entrüstung hervorrief, verlangt der ernsthaftere und

nicht pseudophilologisch eingenommene Teil unserer gebildeten Kreise seit einigen Monaten immer lauter nach Aufklärung über diese merkwürdige Sprache."

Gleichwohl ebbte diese Strömung, nachdem sie im internationalen Verkehr einige Zeit rüstig an Boden gewonnen hatte, ziemlich rasch wieder zurück, und das Schlagwort verlor seine Resonanz.

Volkslied prägte Herder in dem im August 1771 niedergeschriebenen Aufsatz ‚Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker' zum epochemachenden Schlagwort aus. Erwin Kircher, welcher ZfdW. 4, 1ff. in gehaltvoller Darstellung die Entwicklung dieses Ausdrucks gegeben hat, bemerkt S. 22: „Nur eins ist fest: die Kampfstimmung gegen Aufklärung und Letternkultur, gegen Stubenpoesie und Künstelei; und diesen revolutionären Klang trägt das Wort mit hinaus, als der Ossianaufsatz im Mai 1773 in den fliegenden Blättern „von deutscher Art und Kunst" in die Welt geht." Zugleich wird anschaulich gezeigt, wie der neue Begriff schlagwortartig weiter wirkte und in den allgemeinen Tendenzen der Stürmer und Dränger aufging, bis dann der bedenkliche Umschlag erfolgte und zu Beginn der achtziger Jahre nach dem heftigen Volksliedersturm wieder die Ruhe eintrat.

Erst durch die Romantiker wurde dann das Schlagwort neu beflügelt, und damit hebt ein zweites Kapitel in der Entwicklung des Begriffs an.

Volksmajestät wurde im Jahre 1789 von der französischen Nationalversammlung als politisches Schlagwort ausgegeben und weckte einen lauten Widerhall. Vergl. Wieland 34, 20 (1789): „Die Nation ward jetzt auf einmal Alles, der König ein bloßer Name ohne bestimmten Sinn, ein wahrer Coulissenkönig. Die Nation hieß nun die Quelle aller Autorität, und wenn gleich das fürchterliche Wort Majestät des Volks öffentlich noch aus dem Munde keines Deputirten gegangen ist, so fällt doch einem Jeden in die Augen, daß die bisherigen Handlungen der Nationalversammlung keine andere Grundlage haben können." Aber schon kurz darauf konstatiert er 34, 49: „Die

Majestät des Volks ist das große Wort, das jetzt in Frankreich am Lautesten gehört wird. Die Nationalversammlung selbst, oder vielmehr gewisse Demagogen, die den Ton angeben, nach welchem das Volk singt, haben es Mode gemacht ... Wie viel Ehrerbietung wird denn künftig ein Schuhflicker zu Versailles, der sich bewußt ist, ein constituirender Theil der Volksmajestät zu sein, vor der königlichen Majestät haben, die vermöge des neuen politischen Katechismus sich zu jener nur wie der Mond zur Sonne verhält!" Von weiteren Belegen verzeichne ich beispielshalber Melchior Striegel (1793) S. 32ff. und Kant, Sämtl. Werke (Ausg. von Hartenstein 1868) 8, 641.

Volkspolitik, ein vieldeutiges und deshalb ziemlich unklares Stichwort, das Lassalle mit besonderem Eifer vertritt. So kontrastiert er 2, 203 ‚Volkspolitik und Fürstendiplomatie' und wettert S. 403 (1859) entrüstet: „Dieses feige, nichtswürdige Bubenstück machiavellistischer Kabinettspolitik ... dies ist es, was ein demokratisch sein wollendes Blatt der großen deutschen Nation als demokratische, als deutsche Volkspolitik zu bezeichnen wagt?!" Später tritt der Gegensatz zwischen Volkspolitik und Regierungspolitik wiederholt ähnlich hervor und veranlaßt unter anderem Bismarck 4, 319 (am 24. Febr. 1870) gegenüber dem Abgeordneten Miquel zu einer herben Kritik: „Was der Herr Vorredner unter Volkspolitik versteht — ein Wort stellt bekanntlich zur rechten Zeit sich ein —, so weiß ich nicht, versteht er darunter die öffentliche Meinung, die im Jahre 1866 in Adressen uns bestürmte, diesen Krieg nicht zu führen — versteht er darunter die Verweigerung der Mittel, diesen Krieg zu führen? Das war Volkspolitik, wenn die Sache irgend einen Begriff hat, und ich glaube, man weiß es uns Dank, daß wir damals die Sache besser verstanden haben, wie diese Volkspolitik."

In jüngster Zeit ertönte das Schlagwort besonders lebhaft während des Burenkrieges als Sammelname für alle England feindlichen Kundgebungen, zumal in der Presse. Doch bekämpfen die Grenzboten 1900, 1. Viertelj. S. 663ff. diese aus Tradition, Vorurteil und den unbestimmten Empfindungen der Massen entsprungene Volkspolitik als eine recht bedenkliche Erscheinung.

Denn: „Es ist ein besonderer Glücksfall, wenn das alles einmal mit einem festen, vernünftigen, klaren Regierungswillen zusammentrifft, wie 1870; dafür soll man dem lieben Gott wie für eine besondere Gnade danken, aber die Regel ist es nicht und kann es gar nicht sein. Gewöhnlich stehn Volks- und Regierungspolitik in demselben Verhältnis zu einander, wie Gefühl und Verstand, Mangel an Erkenntnis und volle Sachkenntnis, unverantwortliches Denken und verantwortliches Handeln.“ Dazu stimmt ebenda 2. Viertelj. S. 128 die präzise Angabe: „Es ist das Charakteristikum der Volkspolitik, daß sie immer wie hypnotisiert auf einen Punkt starrt, der gerade im Vordergrunde steht, und darum den Blick für das Ganze verliert, wie ihn der Staatsmann haben muß.“

Volksseele ist ein von Herder geschaffenes Schlagwort für die geheime Schaffenskraft des Volkes und die Empfindung der Gesamtheit. Vergl. Herder 3, 27 (1769): „In jedem Bardenliede zeigt sich ein Volk, dessen Seele ganz der Tapferkeit und einer feierlichen Liebe flammete“. Erneut erwähnt er 5, 185 (1773) die ‚Seele des Volks, die doch nur fast sinnlicher Verstand und Einbildung ist.‘ Ebenda spricht er S. 201 von der ‚Seele der alten, wilden Völker‘.

Entsprechend gebraucht er auch 3, 30 (1769) National-Seele. Diese von Herder entdeckte Volksseele spielt seitdem eine große Rolle. Von späteren Zeugnissen nenne ich noch die von Sanders 3, 1058a angeführte Stelle aus Gustav Freytags Bildern aus deutscher Vergangenheit 2, 407 (1860): „Die Sprache, das gesammte sittliche Empfinden repräsentiert nicht das Individuum; sie stellen sich nur dar, wie der Accord in dem Zusammenklingen der einzelnen verbundenen Töne in der Gesammtheit, dem Volke. So darf man wohl, ohne etwas Mystisches zu meinen, von einer Volks-Seele sprechen.“ Dagegen eifert Nietzsche 10, 278 (1873) mit heftiger Verwünschung: „Die verfluchte Volksseele! . . Wir wollen vorsichtig sein, etwas deutsch zu nennen: zunächst ist es die Sprache, diese aber als Ausdruck des Volkscharakters zu fassen, ist eine reine Phrase und bis jetzt bei keinem Volke

möglich gewesen, ohne fatale Unbestimmtheiten und Redensarten" usw. Vergl. auch die Belege aus Rückert, Schwegler uff. bei Sanders, Ergb. S. 473.

Volkssouveränität proklamierte die französische Nationalversammlung in der Erklärung der Menschenrechte vom 4. August 1789 als neues politisches Prinzip und schuf dadurch ein Schlagwort von berauschender Wirkung. Der Artikel III nämlich begann: „Le principe de toute souveraineté réside essentiellement dans la nation." Die bedenkliche Parole drang sofort nach Deutschland herüber und begegnet namentlich in Wielands Aufsätzen über die französische Revolution aller Orten. Aber auch in den folgenden Jahrzehnten verschwindet sie nicht aus der öffentlichen Diskussion, bis sie im Jahre 1848 erneuten starken Impuls erhält.

Im Volksblatt dieses Jahres, das in verschiedenen Artikeln ausdrücklich dazu Stellung nimmt, wird unter anderem S. 1409 polemisierend bemerkt: „Es sollte kein Sinn sein in diesem Worte, welches das Lieblingswort ganzer Nationen geworden ist? Es sollte keine Wahrheit in diesem Worte liegen, welches von der Donau bis zum Belt, vom Rheine — ja von weit jenseits des Rheines — bis an die russische Grenze auf Aller und Jeder Zunge lebt? — Es sollte kein Sinn liegen in dieser Volkssouveränetät, welche, von dem hohen Präsidenten unserer Nationalversammlung und seinem Reichsverweser, sowie von dem gemeinen Arbeiter, als das Prinzip anerkannt und proklamirt worden ist, nach welchem in Zukunft die ganze Welt regiert werden müsse?" usw.

Volkstum und die entsprechenden Ableitungen und Zusammensetzungen sind durch Ludwig Jahns verdienstliches Werk ‚Deutsches Volkstum' (1810) als schlagende Ausdrücke in Aufnahme gekommen. Schon im Jahre vorher hatte er in der Subskriptionsanzeige, die im Berliner Freimütigen erschien, diese Neuprägungen gerechtfertigt: „Unter dem Titel „Deutsches Volkstum" wird nächstens eine über ein Alphabet starke Schrift herauskommen. Da ein Kunstwort gleich vorangestellt ist, so scheint es nötig, dasselbe zu erklären und damit zugleich die

ganze Schrift anzukündigen ... Also nicht um ein Kunstwort mehr in die Sprache einzuführen; nicht um sich durch eine wissenschaftliche Ausdrucksverwirrung künstlich schwer und dadurch wichtig zu machen; nein, erst nach sorgfältiger Sprachforschung sind die Ausdrücke Volkstum, volkstümlich und Volkstümlichkeit entstanden und hernach gewählt.“ Jahn ist bei dieser Verdeutschung der Fremdworte ‚Nationalität‘, ‚Nationaleigentümlichkeit, und ‚Nationgemäß‘, wie Gombert, Festg. zeigt, von Campe abhängig, der schon im Jahre 1794 die Ausdrücke volkseigentümlich und Volkseigentümlichkeiten gebrauchte. Aber auch die Wortbildung Volkstumkunde, die Vorstufe für das moderne Stichwort Volkskunde, verwendet er wiederholt in der Anzeige und in dem Werke selbst.

Vergl. auch Büchmann S. 269 und als polemische Äußerung beispielshalber einen Ausfall bei Görres 2, 265 (1814).

Wadenstrümpfler bezeichnet Meyer S. 82f. als ein von Franz Mehring in der Volkszeitung geprägtes Scheltwort, das sich gegen diejenigen Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung richtet, welche mit Wadenstrümpfen und Kniehosen bei Hof erschienen. Der Ausdruck kam wohl um 1893 auf, als sich die Deutschfreisinnigen in die genannte regierungsfreundlichere Partei spalteten und in die jeder Verständigung in der Militärfrage abgeneigte Freisinnige Volkspartei. Dieser letzteren, von Eugen Richter geführten Vereinigung wiederum heftete man den Spottnamen der Wassersteifler an. Vergl. Gombert, Festg.

Waschzettel wurde nach der Herausgabe so mancher unbedeutenden Nachlaßpublikation das herabsetzende Stichwort für die Veröffentlichung literarischer Kleinigkeiten oder Nichtigkeiten. Vergl. in Menzels Literaturblatt zum Stuttgarter Morgenbl. 1830, 150 die Äußerung: „Ich habe enthusiastische Verehrer von Goethe und Schiller den Briefwechsel mit ungeheucheltem Entzücken preisen hören, und nicht etwa blos die kindischen Menschen, die jeden Waschzettel, wenn ihn die Feder eines großen Mannes bekritzelt hat, unter Glas und Rahmen hängen.“ Noch bezeichnender ist das Urteil bei Menzel, Die deutsche Literatur 1, 24 (1836): „Die Vielschreiberei in Deutschland ist

so zur Manie geworden, daß die guten Leute, gerade je weniger ein neues Buch durch die ungeheure Masse der vorhandenen durchdringen kann, um so mehr ein jedes, auch das unbedeutendste, gedruckt sehn wollen. Daher in neuester Zeit die Auskehricht-Literatur, die Briefsammlungen und Nachlässe jedes nur entfernt berühmten Mannes. Kaum daß ein Visiten- und Waschzettel des seligen Matthison ungedruckt bleiben darf."

Heutigestags liebt man diese Schelte modernen Reliquiendienstes nicht nur gegen die Kleinarbeit der Goetheforschung besonders zuzuspitzen, sondern man charakterisiert damit vor allem auch die gedruckten Begleitreklamen der Buchverleger in schlagender Weise. Diesen Sprachgebrauch beleuchtet bereits eine von Sanders, Ergb. S. 670 angeführte Bemerkung in der Nationalzeitung 26, 89 (1873): „Von diesem literarischen Bureau des Staatsministeriums gehen ... officiöse Korrespondenzen aus, die ... meist nur kurze Angaben enthalten und deshalb in der Journalistenwelt Waschzettel heißen."

Wasserpolacken. Diesen Hohnnamen für die polnischen Schlesier kennt schon das 18. Jahrhundert, wie Gombert ZfdW. 7, 14f. eingehend dartut. Nach ihm sind unter Wasserpolacken zunächst die polnischen Holzflößer zu verstehen, die die Oder herabfuhren und den deutschen Schlesiern wie den Bewohnern der Mark durch ihre fremdartige, häßliche Sprache und rohe Bedürfnislosigkeit auffielen. Schummel verteidigt in seiner ‚Reise durch Schlesien' (Breslau 1792) unter anderm S. 323 die Oberschlesier mit den Worten: „Ich komme zu dem zweiten Vorwurfe, der in dem einzigen allbekannten Eckelworte Wasserpole oder Wasserpolack liegt. Dies Wort begreift in dem Munde derer, die es gebrauchen, zwei verschiedene Tadel. Einmal, daß die Oberschlesier keine Deutsche, sondern Polen sind. ... Der zweite Tadel bezieht sich auf die Abweichung von der reinen polnischen Mundart und auf die Einmischung fremder, besonders deutscher Wörter." Der Ausdruck begegnet aber trotz alledem als Spottwort weiter. Zelter äußert sich Goethe gegenüber über eine Darstellung von Shakespeares Shylock sehr abfällig, indem er am 24. Januar 1813 schreibt: „Diesen Venetianischen

Juden zu einem knotigen lausigen Wasserpolacken erniedrigt zu sehen, ohne irgend ein Verdienst an ihm erkennen zu lassen . . . ., das kann mich zum Zorne reizen." Immermann 1, 28 (1838) verwendet das Scheltwort ebenso wie Ruge, Briefw. 1, 36, welcher am 4. Juli 1833 dem nach Breslau berufenen Prof. Ritschl bedauernd versichert: „Es ist zu traurig für meine Vorurtheile, Dich unter diesen Wasserpolacken und so fern von dem litterarischen Mittelpunkt zu wissen." Gustav Freytag verhöhnt damit in den Grenzboten 1848, 1. Sem. 2, 345 und 2. Sem. 4, 285 den schlesischen Deputierten Michael Mroß. Und erst in jüngster Zeit beschwor der Reichskanzler Fürst Bülow, als er sich des Ausdrucks gelegentlich bediente, eine lebhafte Debatte herauf.

Nicht viel glimpflicher klingen die Wortformen Wasserpole und wasserpolnisch, die Gombert an anschaulichen Belegen erläutert. Siehe z. B. in den ‚Ausführlichen Nachrichten über Schlesien' (Salzburg 1794) S. 364 die Stelle: „Die Beschuldigungen, die man Oberschlesien gemacht hat, beschränken sich hauptsächlich auf eine feuerländische Nationalphysiognomie, auf den elenden sogenannten wasserpolnischen Dialekt, auf Unreinlichkeit, Faulheit, Trunkenheit, Dieberey und Stupidität und das höchste Elend der Haushaltung."

Weiße Sklaven kam als eine charakteristische Bezeichnung der Lohnarbeiter aus England herüber und bürgerte sich in Deutschland etwa seit Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts ein. Engels bezeugt (1845) S. 226: „Die humanen Tories hatten Recht, als sie den Fabrikarbeitern den Namen: white Slaves, weiße Sklaven, gaben." Vergl. dazu S. 217ff. Kein Wunder, daß Ernst Willkomm das tönende Schlagwort in den Titel seines im gleichen Jahre erschienenen Romans: Weiße Sklaven oder die Leiden eines Volkes aufnahm, in dem er nach der Anzeige der Grenzboten 1845, 2. Sem. 4, 311 die Leiden der leibeigenen Zeit des wendischen Volks der Lausitz mit der Schilderung der zeitgenössischen Proletarier verband und ein Bild voll des entsetzlichsten Elends, der Habsucht und des Hasses in düsteren Farben entrollte. Auch Karl Grün

versichert S. 305: „Der Proletarier ist zum industriellen Sklaven, zum Sklaven im Bereiche der freien Konkurrenz geworden.“ Seitdem gehört der Ausdruck zum festen Bestand sozialistischer Kraftworte. Die Grenzboten 1875, 1. Sem. 2, 45 bemerken: „Die sozialistischen Blätter und Agitatoren verkündigen es den Arbeitern immer aufs Neue ...: an allem Elend in der Welt seien nur die besitzenden Klassen schuld, welche, selbst nichts arbeitend, vom Schweiße der armen Arbeiter, der weißen Sklaven, sich nährten.“ Ähnlich spricht Mehring (1879) S. 178 von „Lohnsklaverei“ der Fabrik.

Welfenfonds, das spezielle Seitenstück zu dem allgemeineren Schlagwort ‚Reptilienfonds‘, gab wie dieses seit Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts nur allzu oft den Anlaß zu polemischen Ergüssen in der Presse und im Parlament. Dieser Fonds war gebildet worden aus der dem abgesetzten König Georg V. von Hannover ursprünglich zugebilligten, seit dem 2. März 1868 aber eingezogenen Abfindungssumme, die nun gerade zur Unterdrückung aller welfisch-dynastischen Bestrebungen verwandt wurde. Seit der Aufhebung der Beschlagnahme am 10. April 1892 ist das Stichwort ziemlich rasch verklungen. Vergl. nur Harden, Apostata 2, 197f. (1892): „Herr von Boetticher hat das natürliche Interesse, seine Beliebtheit zu bewahren, um gewisse Erörterungen, die nachträglich noch an den Welfenfonds anknüpfen könnten, fern zu halten.“

Weltbürger erschallt seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als dasjenige Schlagwort, in dem die schwärmerische Begeisterung für Völkerbeglückung und allgemeine Menschenliebe ihren prägnanten Ausdruck fand. Die gleiche Wirkung übt auch das entsprechende Fremdwort Kosmopolit. Vergl. zur Entwicklung dieser Ausdrücke die lehrreichen Angaben Feldmanns in der ZfdW. 6, 345ff., der nicht nur die verschiedenen Bedeutungsstufen erläutert, sondern zugleich die Geschichte des Wortes bis ins 17. Jahrhundert zurück verfolgt. Wenn aber ‚Weltbürger‘ auch bereits bei S. von Birken (1669) nachgewiesen wird, erst die politische Zersplitterung und Engherzigkeit des folgenden Jahrhunderts gab den rechten Boden ab für ein

solches Protestwort und schuf ihm seinen vertieften Sinn. Als nach Abschluß des siebenjährigen Krieges allmählich das deutsche Volksbewußtsein zu erstarken begann, erwuchs damit eine immer lebhaftere patriotische Opposition gegen diese Allerweltsfreunde, die ihren Eindruck nicht verfehlte. Den Zeugnissen Feldmanns sei nur noch eine anschauliche Stelle aus Wieland 24, 72f. (1770) hinzugefügt, worin Diogenes den ‚Weltbürger' definiert als: „Einen Menschen . . — der, ohne mit irgend einer besondern Gesellschaft in Verbindung zu stehen, den Erdboden für sein Vaterland und alle Geschöpfe seiner Gattung — als seine Mitbürger oder vielmehr als seine Brüder ansieht, die ein angebornes Recht an seine Hilfe haben, wenn sie leiden, an sein Mitleiden, wenn er ihnen nicht helfen kann, an seine Zurechtweisung, wenn er sie irren sieht, an seine Mitfreude, wenn sie sich ihres Daseins freuen."

Weltliteratur ist ein von Goethe im Jahre 1827 ausgegebenes Schlagwort. Er versteht darunter einen fruchtbringenden literarischen Verkehr und Austausch der Kulturvölker, der sich zwar frei hält von jedem Chauvinismus, aber doch die nationale Eigenart nicht verleugnet. So Louis P. Betz in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1900, Nr. 258, der diese Auffassung mit Recht gegen R. M. Meyers Aufsatz in der Deutschen Rundschau 104, 269ff. geltend macht.

Zu den bei Büchmann S. 207 aufgezählten Belegen aus Goethes Schriften und Gesprächen vergl. noch Goethe (Hempelsche Ausgabe) 29, 696, wo er im Anschluß an zwei französische Tassobesprechungen bemerkt: „Überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im Ganzen hiemit beschaffen sein mag, . . will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um."

Dieser Stelle aus dem Jahre 1827 reihen sich zwei weitere aus dem folgenden Jahre an. Siehe S. 672: „Mein hoffnungs-

reiches Wort, daß bei der gegenwärtigen höchst bewegten Epoche und durchaus erleichterten Kommunikation eine Weltliteratur baldigst zu hoffen sei, haben unsre westlichen Nachbarn, welche allerdings hiezu Großes wirken dürften, beifällig aufgenommen." Ferner S. 776, wo über einige englische Journale bemerkt wird: „Diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publikum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das Wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen."

Der Mahnruf Goethes fand, da er vielfach mißverstanden wurde, nur geteilte Aufnahme. Zwar konstatiert Goethe selbst ebenda 29, 782 (1830): „Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht; denn die sämmtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinandergeschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr geworden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden."

Aber schon Gutzkow, der Goethes Ansicht als eifriger Anwalt verteidigt, weiß in seiner Schrift ‚Über Goethe im Wendep.' (1836) S. 232 f. von einer heftigen und hartnäckigen Gegnerschaft zu berichten, die von einem so durchgreifenden und einfachen Regulativ ästhetischer Beurteilung nichts wissen wolle. Zugleich nimmt er auch die moderne Auffassung des Begriffs im Sinne eines Werturteils vorweg: „Zur Weltliteratur gehört alles, das würdig ist in die fremden Sprachen übersetzt zu werden, somit alle Entdeckungen, welche die Wissenschaft bereichern, alle Phänomene, welche ein neues Gesetz in der Kunst zu erfinden und die Regeln der alten Ästhetik zu zerstören scheinen."

Aus der Zahl derer, die dem Schlagwort Goethes skeptisch oder ablehnend gegenüberstanden, nenne ich nur Mundt, Lit. der Gegenwart (1842) S. 431: „Der Gedanke der Weltliteratur, der besonders durch Goethe eine Zeitlang aufgekommen und mit Vorliebe gepflegt worden war, ist mehr ein schönes Wort oder ein großartiger Traum als ein wahrer Gedanke, der die Möglichkeit seiner Verwirklichung in sich trüge, zu nennen gewesen.“ Im Gegensatz zu dem weltliterarischen Treiben, das mehr eine kommercielle und politische Bedeutung besitze, empfiehlt er: „In unserer Zeit ist es mehr die Aufgabe, das Nationalliterarische, als das Weltliterarische, herauszufördern, und zwar nicht das Eine auf Kosten des Andern, wie es in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts geschah, sondern mit einem frei gewordenen historischen Bewußtsein.“

Auch später fehlt es nicht an Opposition. Vergl. Hoffmann v. Fallersleben 5, 310 (1871). Gleichwohl hat das Schlagwort in moderner Auslegung nicht nur eine entschiedene Neubelebung, sondern auch eine eigene Vertiefung erfahren.

Weltmarkt ertönt als spezifisch volkswirtschaftliches Schlagwort seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit zunehmender Lebhaftigkeit. Vergl. Marx, Kommunistisches Manifest (1848) S. 12: „Die Bourgeoisie hat durch ihre Exploitation des Weltmarktes die Produktion und Konsumation aller Länder kosmopolitisch gestaltet.“ Entsprechend S. 22. Dann verwendet besonders Lassalle das Wort mit großem Nachdruck. Siehe 1, 166 (1862): „Alle diese Ereignisse und noch viele andere ... fassen sich inzwischen in die eine Wirkung zusammen: durch die Eröffnung großer débouchés, d. h. großer Absatzgebiete und die damit verbundene Verminderung der Produktions- und Transportkosten, die Produktion in Masse, die Produktion für den Weltmarkt hervorzurufen.“ Ähnlich S. 167 und 169: „Es wird produziert nicht mehr für die Lokalität, nicht mehr für das bekannte Bedürfnis nahe gelegener Absatzkreise, sondern für den Weltmarkt. Es wird produziert ins Weite und Allgemeine hinein, für alle Weltteile, für ein schlechthin unbekanntes und nicht zu bestimmendes Bedürfnis“ usf.

Dann schreibt Bamberger 1, 201 (1864): „Kassel beherrschte so sehr den Weltmarkt in diesem Artikel (Seelenverkäuferei!) und war so gut mit Ware versehen, daß es dem Käufer Trotz bieten und die Konditionen des Handels vorschreiben konnte.“ Neuerdings bediente sich auch Kaiser Wilhelm II. in Erlassen und Reden wiederholt des Ausdrucks. Vergl. Bismarck, Polit. Reden 12, 665 ff.

Das Wort selbst ist schon Jahrhunderte alt, doch ist ihm bis zum 19. Jahrhundert der prägnante moderne Inhalt fremd. Siehe Gombert, Festgabe. Zu nennen wäre noch Herder 13, 40 (1784): „Die Ostsee steht ihm (dem mittelländischen Meere!) weit nach, weil sie nördlicher, zwischen härteren Nationen und unfruchtbaren Ländern, gleichsam auf einer Nebenstraße des Weltmarkts liegt.“ Ferner Klinger, Betrachtungen (1803 f.), 777. Aphorismus: „Auf dem großen Weltmarkte muß freilich alles Große, Edle, Kühne und Heroische romantisch erscheinen.“

Aus jüngster Zeit notiere ich nur eine bezeichnende Äußerung in den Soz. Monatsheften 1, 451 (1897), worin das Schlagwort Weltmarkt ein Wort genannt wird, ‚das für sich allein schon mehr Verwirrung in den Köpfen angestiftet habe, als alle andern Fiktionen der Weltgeschichte zusammen.‘

Weltmarschall wurde ein nach der Ernennung des Grafen Waldersee zum Oberkommandierenden in China (Herbst 1900) rasch aufflatterndes, aber schließlich auch bald wieder verwehtes Witzwort, an dem besonders die sozialdemokratische Presse eine Zeitlang gern ihr Mütchen kühlte, zumal es einen willkommenen Anlaß gab, zugleich mit die kaiserliche Weltpolitik gehörig zu ironisieren. So liest man in den Sozialistischen Monatsheften 4, 657 (1900) von der ‚Weltverblüffungsmission‘ Waldersees und vernimmt Glossen über ‚das schöne Fastnachtsspiel vom Weltgeneralissimus‘ oder über den ‚Welttheatercoup‘.

Aber auch Die Zukunft 33, 5 bemerkt im gleichen Jahre: Es ist nicht erfreulich, in russischen und französischen Zeitungen jetzt höhnische Glossen darüber lesen zu müssen, daß der „Weltmarschall“ Waldersee, dessen Ernennung in Triumphtönen als ein ungeheurer Erfolg deutscher Politik hingestellt wurde, außer den deutschen

Truppen nur die winzigen Kontingente Österreichs und Italiens zur Verfügung hat ... Deutlicher konnte die allgemeine Abneigung, sich unter der Standarte des deutschen Weltmarschalls zu sammeln, in den unter civilisierten Völkern üblichen Formen nicht zum Ausdruck gebracht werden." Vergl. außerdem Gombert, Festgabe.

Welträtsel erscheint zunächst wohl als ein Stichwort für das große Weltganze überhaupt, dann aber namentlich für eine bestimmte Anzahl der schwierigsten Teilprobleme, die sich dem Forscher beim Begreifen und Erklären des Weltalls aufdrängen. Belege für den ersten Gebrauch bieten sowohl Mundt, Moderne Lebenswirren (1834) S. 58 als auch Scherr, Aus der Sündflutzeit (1867) S. 264: „Nur Thoren mit leerem Magen und abgeschabten Röcken brüten über dem „Welträtsel"."

Für die andere Verwendung wirkte belehrend die berühmte Rede, welche Emil Du Bois-Reymond am 8. Juli 1880 in der Leibniz-Sitzung der Berliner Akademie über ‚Die sieben Welträthsel' hielt. Neuerdings wurde die Schlagkraft des Ausdrucks mit diesem modernen Bedeutungsinhalt noch erheblich gesteigert durch den Titel von Ernst Haeckels weit verbreitetem und heftig angegriffenem Buch ‚Die Welträthsel', das zuerst im Jahre 1899 erschien. Darin heißt es über die Zahl der Welträtsel S. 12: „Der ungebildete Kulturmensch ist noch ebenso wie der rohe Naturmensch auf Schritt und Tritt von unzähligen Welträthseln umgeben. Je weiter die Kultur fortschreitet und die Wissenschaft sich entwickelt, desto mehr wird ihre Zahl beschränkt. Die monistische Philosophie wird schließlich nur ein einziges, allumfassendes Welträthsel anerkennen, das „Substanz-Problem". Immerhin kann es aber zweckmäßig erscheinen, auch eine gewisse Zahl von schwierigsten Problemen mit jenem Namen zu bezeichnen."

Weltschmerz ist nach Büchmann S. 254 wohl von Jean Paul im Jahre 1810 geschaffen, aber erst durch Heine seit 1831 in Umlauf gesetzt worden. Doch bekennt er bereits 3, 304 (1829): „Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, der gesteht nur, daß er ein prosaisches weit abgelegenes Winkelherz

hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deswegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen anderen hoch begnadigt und des Dichtermärtyrertums würdig geachtet haben."

Noch vor Ablauf jenes Jahrzehnts ist man des Schlagworts durch mißbräuchliche Anwendung stark überdrüssig geworden. Das bezeugt z. B. Gaudy 8, 132 (1839): „(Clementi) wechselte so aus Instinct je nach Bewandtniß der Umstände bald mit der sentimental-ironischen, bald mit der romantisch-frivolen, mit der aristokratisch-brusken, mit der Weltenschmerz heuchelnden zerrissenen Herzmaske." Ebenso spottet Herm. Kurz, Briefwechsel mit Ed. Mörike (1839) S. 170:

„Euch ist's wohl, ihr habt euch angesiedelt am Weltschmerz,
Wägt ihn behaglich aus, so wie der Krämer den Käse,
Schmunzelt dazu und lebt im Frieden eures Gewerbes.
Denn wo hat man gesehn, daß ein Mensch dieselbige Stimmung
Festhält, ohne zum Lügner zu werden? und sollte der Dichter
Immer dieselbe Glocke nur läuten, der doch das ganze
Glockenspiel der Empfindungen muß beherrschen?"

Ausführlich spricht dann Th. Mundt, Geschichte der Lit. der Gegenwart (1842) S. 361 darüber: „Die Stimmung, welche Heine damals in Gleichgesinnten weckte und vorfand, war in gewissem Betracht der Anfang jener Zerrissenheit, die später noch berüchtigter geworden ist unter dem Namen des Weltschmerzes, der besonders aus den süddeutschen Lyrikern, namentlich aus Nicolaus Lenau, in so lichter Lohe herausschlug. Indeß, wie viel Mißbrauch auch mit diesem Schmerz getrieben worden, so muß man doch gelten lassen, daß die Zerrissenheit jener Zeit so gut ein historisches Moment war, wie die Wertherstimmung im achtzehnten Jahrhundert."

Die Opposition gegen dies modische Schlagwort dauert Jahrzehnte hindurch an und entlädt sich in einer Fülle parodistischer Bildungen. Vergl. Sanders 3, 976c und Ergb. S. 455 sowie Meyer S. 44. Siehe auch Eichendorffs Zuruf 1, 25:

„Wir möchten gerne wissen,
Ob Sie vielleicht europamüd'
Vom Weltschmerz so zerrissen?"

Außerdem sei angeführt Gutzkow 12, 430 (1846): „Guizot aber gehört zu jener unglücklichen Sekte von geistreich muckerischen Staatsmännern, die auch in Preußen jetzt am Ruder sitzt und die Krankheit des politischen Weltschmerzes durch die Kirche heilen will." Und Mügge, Der Vogt von Sylt (1851) S. 206 schreibt: „Sie sind in Ihren Erwartungen und Hoffnungen getäuscht in eine Krankheit gefallen, die man mit dem lächerlichen Namen Weltschmerzfieber getauft hat, der aber durchaus passend ist."

Ein Seitenstück bildet das spezielle Schlagwort vom Judenschmerz und seinen Spielarten. Es scheint von Börne geprägt worden zu sein. So äußert er 4, 137 (1829): „Wie viele Tausende jenes unglücklichen Volkes mußte Cumberland haben dulden sehen, bis er den ungeheuern Judenschmerz, einen reichen dunklen Schatz, von Geschlecht zu Geschlecht herabgeerbt, auch nur zu ahnen vermochte." Darüber äußert sich auch Gutzkow in ‚Börnes Leben' (1840) S. 25 und vor allem Kürnberger (1855) S. 93: „Und wie ward unserm Freunde, als er an Europa zurückdachte und bemerken mußte, daß eben jetzt die Ironie die herrschende Form der europäischen Litteratur, aber auch ein Weltschmerz, Polenschmerz, Judenschmerz der herrschende Inhalt war? War er den Übeln, die man für Übel nur der alten Welt hielt, nicht entronnen, und fand er in der neuen Welt etwa einen Deutschen- und Negerschmerz?"

Wilde Ehe wird von Hermes, Sophiens Reise 3, 34 (1771) typographisch herausgehoben, scheint also als neu empfunden zu werden: „Dann mus wol die wilde Ehe etwas sehr unbequemes seyn." Aber noch ein Jahrhundert später wird das Schlagwort in der Regel durch Anführungszeichen besonders charakterisiert. So bezieht sich auch Gutzkow, Dionys. Long. (1878) S. 34 darauf, daß Hebbel in „wilder Ehe" gelebt habe. Ähnlich spricht Bleibtreu, Größenwahn 2, 173 (1888) von dem Liebesfrühling einer „wilden" Hochzeitsreise.

Wilder bucht Kluge, Studentensprache S. 134 als burschikose Bezeichnung des Nichtverbindungsstudenten seit dem Jahre 1813. Aus dem Studentendeutsch wurde dann der Ausdruck zum parlamentarischen Stichwort für einen Abgeordneten übernommen, welcher sich keiner der vorhandenen Parteigruppen anschließt. Diesen Gebrauch empfindet Laube, Das erste d. Parl. 3, 41 (1849) offenbar noch als neu: „Eine gewisse Anzahl sogenannter „Strandläufer“ oder „Wilder“ ferner, die zu keiner bestimmten Partei gehörten, war trotz all den Fraktionen übrig geblieben.“ Später ist der Begriff noch mehr erweitert worden, indem man auch Prüflinge damit bezeichnet, die nicht auf der jeweiligen Lehranstalt vorgebildet sind. Sanders, Ergb. S. 636 zitiert dafür Gutzkow, Die Söhne Pestalozzis 3, 16 (1870) usw.

Wucher, ursprünglich die Ausbeutung durch unerlaubte Zinsgeschäfte, wird seit dem Teuerungsjahr 1847 zum leidenschaftlichen Schlagwort gegen die verhaßte Spekulation in Lebensmitteln, zumal in Getreide. Darüber unterrichtet eine schlesische Korrespondenznachricht vom April dieses Jahres ausführlich, die sich im Stuttg. Morgenblatt S. 399f. findet: „Wie eine vielköpfige Hyder streckt der Wucher mehr als jemals das gierige Haupt über Stadt und Land, wo die Spekulation mit der Macht des Kapitals alle natürlichen Grundlagen des Erwerbs verschoben oder gar zertrümmert hat, wo unter den anarchischen Verhältnissen desselben die natürlichen Bedingungen der allgemeinen Existenz nicht länger zugestanden sind und die Gesellschaft auf einen künstlich vulkanischen Boden gestellt ist.“ Dann wird der verderbliche, die Waren stark verteuernde Zwischenhandel nachdrücklich gegeißelt, den eine Reihe Spekulanten durch Aufkaufen der Wochenmarktsprodukte betreiben. „Diese neue Seite des allgemeinen Wuchers ... — verdient wohl weit mehr eine gesetzliche Verhütung und Bestrafung als der Geldwucher.“ Der Begriff wird aber sofort noch weiter ausgedehnt, nämlich auch auf die Verhältnisse der Industrie. Vergl. S. 404: „Das aber ist der schlimmste Wucher, den die Macht des Kapitals nun auch bei uns in Deutschland geboren hat, daß die Arbeit so tief entwerthet ist, als die Concurrenz es nur möglich macht. Es muß,

es kann dieser Werth wieder hergestellt werden, wenn das Gesetz gegen den Wucher nicht mehr, wie bisher, eine einseitige Anwendung wegen der Höhe des Zinsfußes bei Geldanleihen findet, sondern überall, wo seine Natur es mit sich bringt." Dann müßten vor allem so große Mißverhältnisse in den Existenzmitteln der Gesellschaftsklassen verhütet werden, daß dem Staate keine Gefahr erwachse.

Wenn also die Grenzboten im gleichen Jahre 2. Sem. 4, 548f. in der Polemik gegen dieses Schlagwort schreiben: „Nennt man Spekulation im Getreide „Wucher", so muß man auch Spekulation in andern Artikeln „Wucher" nennen," dann war diese Erweiterung bereits geschehen. Daraus ergab sich eine Fülle von Zusammensetzungen, die später zum guten Teil in den eisernen Bestand sozialdemokratischer Trümpfe eingingen, z. B. Brotwucher, Fleischwucher, Kohlenwucher usf. Vergl. auch Sanders, Ergb. S. 655, der übrigens in seinem Wörterbuch 3, 1666b zeigt, daß verwandte Wortbildungen bereits seit Jahrhunderten nachweisbar sind, aber freilich ohne die schlagwortartige Kraft.

Wühler wird seit dem Jahre 1848 als gang und gäbe Schelte der Demokraten sehr beliebt, um dadurch ihr Treiben als ein den Staat untergrabendes an den Pranger zu stellen. Dieses Kampfeswort war freilich seit längerem vorbereitet. Meyer orientiert S. 58f. über die Geschichte des Ausdrucks an anschaulichen Zeugnissen.

Eigentlich bezeichnet Wühler den Maulwurf. Aber schon Em. Fröhlich (1825) deutet das Wort im polemischen Sinne bildlich aus, um damit die geheimen Umtriebe der Ultramontanen zu treffen. Wohl möglich, daß das Wort in solcher Anwendung seinen Weg von der Schweiz nach Deutschland nahm. Jedenfalls fehlt es nicht an Belegen für ähnliche Verwendung dieser Wortsippe in den folgenden Jahrzehnten. So wird in den Hallischen Jahrbüchern (vom 21. Juni 1838) als eine Äußerung Heinr. Leos angeführt: „Ich weiß die Empfindung, die seit den letzten Jahren sich meiner bemächtigt, so oft ich meine Blicke dem dämonischen Wühlen der Gegenwart (!) in

Allem, was dem Menschen das Theuerste ist, in Religion, Wissenschaft und Staat zuwende — ich weiß sie nicht anders zu beschreiben, als indem ich sie diesen Träumen vergleiche." Detmold, Randzeichnungen (Reclam) S. 44 spöttelt im Jahre 1844: „Die Regierungen müssen auf ihrer Hut sein, denn sie wissen, ihre Feinde ruhen und rasten nicht, sondern unterwühlen fort und fort den Boden, um so Thron als Altar zu stürzen." Und die Grenzboten zitieren 1845, 1. Sem. 2, 591 einen Passus über ‚die wühlerischen Lehren des Marheinecke, Bruno Bauer und Feuerbach'.

So bot sich gegen die Führer und Anhänger der Revolutionsbewegung das Schlagwort fast von allein dar. Überdies wurde es von den Gescholtenen zum Teil auch im verdienstlichen Sinne umzubiegen versucht. Meyer verweist auf Robert Blums Rede vom 20. Juni 1848, worin dieser mit Selbstbewußtsein versichert: „Man wirft mitunter schielende Blicke auf einzelne Parteien und Personen und sagt, daß sie die Anarchie, die Wühlerei und wer weiß was wolle. Diese Partei läßt sich den Vorwurf der Wühlerei gern gefallen; sie hat gewühlt ein Menschenalter lang, mit Hintansetzung von Gut und Blut, mindestens von allen den Gütern, die die Erde gewährt; sie hat den Boden ausgehöhlt, auf dem die Tyrannei stand, bis sie fallen mußte." Vergl. auch einen Passus im Volksblatt 1848, 1410: „Unsere ganze Revolutions-Partei von dem kühnen Gagern bis herab zum gemeinsten Wühler und Aufwiegler huldiget mit Begeisterung der jesuitischen Lehre von der Volkssouveränetät."

Aber auch zur Parodie fordert das abgehetzte Schlagwort sehr bald heraus. Meyer erwähnt ein im Jahre 1849 erschienenes Heftchen: ‚Wühlerpraxis. Commentar zu Struwwelpeters „Handbuch für Wühler". Zum Besten eines allgemeinen deutschen Wühlerspitals', eine Art Naturgeschichte des Wühlers mit allerlei Spielarten, wie Sumpf- und Hetzwühler, ferner Volks-, Kammer- und Wahlwühlerei. Hingewiesen sei auch auf Jeremias Gotthelfs Schrift ‚Doctor Dorbach der Wühler und die Bürglenherren in der heiligen Weihnachtsnacht anno 1847', über welche die Blätter für lit. Unt. 1849, 340 urteilen: „Die rasch

mit dem Wort fertige Zeit hat freilich bereits eine firme und feste Kategorie der „Wühler“ hingestellt, aber solch ein Besteck wie es hier in der Person des Doctor Dorbach in der Schweiz herumläuft, begriffen in einer rastlosen Wühlerei, gegen welche das Wandeln im Irrsal des Ewigen Juden noch eine Sabbathruhe ist, ein solch Geschöpf, aus Schimpfen, Verleumden, Begeifern, Frechheit, absoluter Ichsucht und Zerstörungswuth und radicalem Unglauben zusammengesetzt, ... ein solcher Wechselbalg kann doch thatsächlich nichts Anderes als für eine Humoreske gelten.“

Ebenda wird S. 405 Joh. Jak. Wagner ein philosophischer Wühler genannt und diese Bezeichnung aus einer edleren Auffassung vom Begriff des Wühlens erklärt: „Er bezeichnet geschäftige Thätigkeit und Unruhe, Sucht etwas Vorhandenes wegzuschaffen, Anderes an dessen Stelle zu setzen, Neudrang zu irgend einem Ziele oder ganz ins Weite, heiße dies Republik oder Humanität oder Wissenschaft.“ Nachdem das Stichwort um die Mitte der sechziger Jahre nochmals einen lebhaften Impuls erhalten hat, fängt es an zu verklingen. Neuerdings fristet es nur eine verhältnismäßig bescheidene Existenz. Doch ist es nach Meyers Angabe auch nach Rußland und in Ibsens Dramen gedrungen. Vergl. übrigens Sanders 3, 1670b und Ergb. S. 656.

Wunderkind ist mindestens seit dem 18. Jahrhundert für das Christkind Jesus gebräuchlich und in dieser Bedeutung auch weiter zu belegen bei Novalis, Görres, Goethe uff. Seit 1726 aber wird der Ausdruck zum Schlagwort, um geistige Frühreife damit zu bezeichnen. Nach Gombert, Festg. wird er so zuerst für Christian Henrik Heineken aus Lübeck verwandt. Vergl. Jean Paul 27, 167: „Ich konnte mir gar nicht denken — daß ich, als ein gleich anfänglicher Wunderfötus nichts weniger werden sollte, als das Lübecker Wunderkind, Christian Heineken getauft, das schon im ersten Jahre mehr von der Bibel auswendig konnte, als andere Leute im letzten übertreten oder vergessen haben.“ Mit ironischem Hinweis gedenkt auch Börne 7, 77 dieses gelehrten Wunderknaben. Über den für Sprachen

ganz außergewöhnlich begabten Karl Witte äußert sich Meyer S. 33 f.

Aber auch speziell auf musikalische Wunderkinder wird der Ausdruck bereits im 18. Jahrhundert angewendet. Gombert erinnert ZfdW. 2, 314 an einen Aufsatz Lichtenbergs vom Jahre 1779, welcher über ‚William Crotch, das musikalische Wunderkind' handelt. Vergl. Wieland, Ausgew. Briefe 3, 224 (1775), wo ‚das Wunderweib, unsre Karschin' erwähnt wird, und für den metaphorischen Gebrauch Pfeffel 8, 31: „Das Wunderkind, die Meynung, ward geboren."

X-strahlen benannte Professor Röntgen im Jahre 1896 mit fachwissenschaftlichem Ausdruck eine epochemachende physikalische Entdeckung, die die Phantasie und das Interesse auch des großen Publikums derart erregte, daß sich die Bezeichnung mit einem Schlage als originelles Scherzwort Bürgerrecht erwarb. Vergl. die Soz. Monatshefte 1, 52 (1897) und Holz, Sozialaristokraten S. 83: „Ach wat, bei die Erfindung von die Röntjenstrahlen brauch Eener nich immer jleich beijewesn zu sind". Dann bemerkt Brennert (1898) S. 4 f.: „Es ist ja bekannt, wie selbst mit ganz fachwissenschaftlichen Ausdrücken so lange jongliert wird, bis sie sogar in die Mundart der Ungebildeten übergehen, bis sie ungeheure Heiterkeit in allen Schichten wecken: vergleiche die Theorien von der Kochschen Lymphe, von den Bazillen und die Theorie der X-Strahlen, die sich sämtlich erst ehrfürchtiger Begeisterung erfreuten, dann aber als Modewort zu einer tollen Volksbelustigung auswuchsen."

Zeitungsdeutsch erwähnt Herm. Kurz 9, 100 (1858), vielleicht auch schon in der ersten Fassung der Erzählung vom Jahre 1839, unter sechs von einem zwölfjährigen Jungen zu erlernenden Gattungen zuletzt: „Endlich, seit dem griechischen Aufstande, auch „etwas" Zeitungsdeutsch." Aber zum Schlagworte stempelte erst Schopenhauer wirklich den Ausdruck, der in geharnischter Philippika gegen die Sprachverhunzung durch Journalisten, Buchhändlerlöhnlinge und Bücherfabrikanten (Reclam 2919 f., S. 121 f.) wettert: „Wenigstens soll man den schändlichen Jargon, in welchem meistens die deutschen Zeitungen geschrieben sind, öffent-

lich stigmatisiren als „Zeitungsdeutsch“, mit Verwarnung der Jugend, daß sie nicht Grammatik und Orthographie aus diesen Publikationen erlerne, vielmehr daraus ersehe, wie man nicht schreiben soll.“

Seitdem begegnet dies verfemende Kraftwort des öfteren. Nietzsche 13, 339 scheut sich nicht, noch drastischer zu werden: „Schweine-Deutsch! — Verzeihung! Zeitungs-Deutsch!“ Entsprechend bemerkt auch Harden, Apostata 1, 26 (1891) über Bismarck: „Neben Ihrem höllisch persönlichen Stil nimmt sich das tagesübliche Zeitungsdeutsch mit seiner unentwegten Voll- und Ganz-Begeisterung, mit seinen schiefen Bildern und verblaßten Redeblüthen nicht gerade vortheilhaft aus.“

Zentralisation ist nach Gombert ZfdW. 3, 171 ein wenn nicht schon in der französischen Revolution geprägtes, so doch für die Napoleonische Verwaltung bezeichnendes Schlagwort. Im Deutschen weist er es zuerst in einem Briefe Hegels vom 11. Februar 1808 nach. Namentlich die Verwaltungsgrundsätze des Freiherrn vom Stein werden zur Einbürgerung des Stichwortes beigetragen haben. Seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts ertönte dann im Literaturleben immer geflissentlicher der gleichfalls dem Französischen entlehnte Gegenruf Dezentralisation, d. h. nach der Erläuterung in der Heimat 1, 187 Entberlinerung des Zeitgeistes. Vergl. Lienhard, Wasgau-Fahrten S. 173, wo die Mahnung ergeht: „Laßt euch keine Bevormundung des einen rührigen Berlins gefallen! Decentralisation! Wir wünschen in Deutschland um keinen Preis eine centralistische Wirtschaft, wie sie Frankreich kennt.“ Zugleich stellt er S. 179 fest: „Das Schlagwort „Dezentralisation“ und „Heimatkunst“ ist jetzt endlich durchgedrungen.“

Zerrissenheit. In diesem älteren Ausdruck (Gombert ZfdW. 3, 157 belegt ihn im übertragenen Sinne seit 1801) fand Heine das charakteristische Schlagwort für die von Byron stark beeinflußte zwiespältige Stimmung des Jungen Deutschlands. So schreibt er 3, 304 (1829): „Sie sind ein zerrissener Mensch, ein zerrissenes Gemüt, sozusagen ein Byron.“ Und darauf besonders: „Lieber Leser, gehörst du vielleicht zu jenen frommen Vögeln,

die da einstimmen in das Lied von Byronischer Zerrissenheit, das mir schon seit zehn Jahren in allen Weisen vorgepfiffen und vorgezwitschert worden . . Ach, teurer Leser, wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, daß die Welt selbst mitten entzweigerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden."

Da aber dabei, und nicht zum wenigsten gerade bei Heine, viel eingebildeter Schmerz und selbstgefällige Gespreiztheit mit unterlief, so forderte diese Parole manchen Spott und Hohn heraus. Einige Jahre später betitelte Alex. von Ungern-Sternberg eine Novelle ‚Die Zerrissenen' (1832). Überhaupt häufen sich die Zeugnisse für die Wirkung des Schlagwortes in den dreißiger Jahren zusehends. Vergl. Meyer S. 44 und Gombert in der ZfdW. 2, 316 f., wo weitere Belege aus Joel Jacoby, Menzel und anderen angeführt werden. Dazu sei hingewiesen auf Sternberg, Eduard (1833) S. 26: „Mir ist, als wäre jedes zerrissene, mit sich in Zwiespalt lebende Gemüth schon von vornherein romantisch zu nennen." Ferner auf Gutzkow, Wally (1835) S. 43: „Sie kennen das zerrissene Prinzip unserer Zeit" oder S. 77: „Hier ist Raffinirtes, Gemachtes, aus der Zerrissenheit unserer Zeit Gebornes." Noch Lenau fragt im Epilog seiner Albingenser (1842):

„Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit?"

Andere Belege, daß auch im fünften Jahrzehnt das Schlagwort lebendig blieb, bieten Marggraff, Gedichte S. 279 (1843), der einen ‚Stoßseufzer eines Zerrissenen' bringt, und Nestroy, welcher für eine Posse den Titel Der Zerrissene verwendet (1845), übrigens als Übersetzung des französischen L'homme blasé, wie Arnold in der Zfdösterr. Gymn. 52, 972 angibt.

Feuchtersleben 2, 43 (1834) widmet mit synonymem, ebenfalls älteren Ausdruck ein Gedicht Dem Zerfallenen, während Menzel, Deutsche Literatur 4, 145 und 311 von der modernen

„Literatur der Verzweiflung" zu sprechen liebt. Das Wort ‚zerrissen' überdies gebraucht bereits Klinger, Sturm und Drang (1776) in übertragener Pointierung. Siehe den 1. Auftritt des 2. Aktes: „Ich bin zerrissen in mir, und kann die Fäden nicht wieder auffinden, das Leben anzuknüpfen. Laß! ich will melancholisch werden."

Zickzackkurs ist ein Ende der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts aufgekommenes und gegen die jüngsten Phasen des „neuen Kurses" gerichtetes Schlagwort, über welches Kekule v. Stradonitz in den Grenzboten 1900, 4. Viertelj. S. 145 sich polemisch äußert: „Endlich zum Zickzackkurs! Wer dem Kaiser vorwirft, er wisse nicht, was er wolle, er halte nicht immer und unverrückt an dem, was er für richtig erkannt hat, fest, er steure nicht immer denselben Kurs, der weiß einfach nicht, was sich seit 1888 hinter den Kulissen abgespielt hat. Der sogenannte „Zickzackkurs" ist, wie immer, ein Ergebnis von Kompromissen." Ein Jahr darauf wird das Scheltwort bereits ohne Anstoß auf andere Verhältnisse übertragen. So wird in derselben Zeitschrift 1901, 4. Viertelj. S. 412 von den ‚unberechenbaren Zickzackkursen' der Politik Friedrich Wilhelms IV. gesprochen.

Zug nach dem Westen. Mit diesem Schlagwort, das Paul Lindau im Jahre 1886 zum Titel des ersten Bandes eines Berliner Romanzyklus wählte, soll die Beobachtung formuliert werden, daß die höhere Kultur die Richtung nach dem Westen einzuschlagen liebt. Oder wie der Verfasser sich äußert: „Die großstädtische Gesellschaft folgt demselben Zuge, der schon seit den Tagen der Völkerwanderung der gesetzmäßige geworden ist, und den die Kulturmenschen dem scheinbaren Laufe der Sonne abgelernt zu haben scheinen: dem großen Zuge nach dem Westen. Das eigenthümliche Berlin, das unser Geschlecht zu einer Millionenstadt hat entstehen sehen, hat sich fast ausschließlich durch den Zuzug von Osten her gebildet. Fast all die Berliner, mit denen wir verkehren, sind an den märkischen Sand gespülte Provinziale aus dem Osten, aus Preußen, Posen, Schlesien; und die große Flutung bewahrt ihre Richtung auch innerhalb der Stadt selbst. Auch da ist derselbe Zug nach dem Westen der charakteristische:

von dem arbeitsamen und erwerbenden nach dem genießenden und ausgebenden Berlin."

Zukunftsmusik erscheint in dem langjährigen Streite um Richard Wagners Musik wohl als das wichtigste Schlagwort, um seine neue Kunstrichtung zu bespötteln oder zu verhöhnen. Wagner berichtet 7, 83 (im Febr. 1860) an Hektor Berlioz: „Erfahren Sie daher, daß nicht ich der Erfinder der „musique de l'avenir" bin, sondern ein deutscher Musik-Rezensent, Herr Professor Bischoff in Köln ... Veranlassung aber zur Erfindung jenes tollen Wortes scheint ihm ein ebenso blödes als böswilliges Misverständniß einer schriftstellerischen Arbeit gegeben zu haben, die ich vor zehn Jahren unter dem Titel „Das Kunstwerk der Zukunft" veröffentlichte." Allerdings schrieb Ludwig Bischoff in Nr. 41 der Niederrheinischen Musikzeitung (1859): „All die Ungegorenheit, der Schwindel, all die Eitelkeit, all die Selbstbespiegelung, all die Trägheit, der Zukunft zuzuschieben, was man selbst leisten müßte, all die Hohlheit und Salbaderei der ästhetischen Schwätzer — wie schön faßt sich das alles in dem einen Worte ‚Zukunftsmusik' zusammen." Vergl. Büchmann S. 309.

Doch empfehlen schon die Grenzboten 1853, 2. Sem. 2, 230 spöttisch ein ‚neues Lehrbuch für Zukunftsmusiker'. Und drei Jahre später polemisiert Grillparzer 3, 204 deutlich gegen Wagner in dem Epigramm:

„Ein Thor, wer der Thorheit entgegenstrebt,
Man muß es der Zeit übergeben;
Habe die Hegelsche Philosophie überlebt,
Werd' auch die Zukunfsmusik überleben."

Ähnlich 3, 239 mit der Überschrift ‚R. W.':

„Was denken Sie", fragt mich der Meister,
„Von meiner Zukunftsmusik?"
Nun — kämen wie Mozart noch Geister —
Das wäre der Zukunft Musik."

Damit verwandt ist die ablehnende Versicherung Rückerts 7, 15: „Andre mögen sich nicht sträuben, Von Zukunftsmusik

betäuben Im Theater sich zu lassen" — während er es vorziehe, leicht in Tönen hinzugleiten.

In der Tat ist das Schlagwort nur auf Wagners Musik übertragen worden, während es sich ein gut Teil weiter zurückverfolgen läßt. Tappert, der es überhaupt ausführlich würdigt, bringt bereits aus Schumanns gesammelten Schriften 1, 46 (1833) die Bemerkung bei: „Eine Zeitschrift für zukünftige Musik fehlt noch!" Dann polemisiert Gaillard in der Berliner musikalischen Zeitung 1847, Nr. 24: „Schafft sich Herr Berlioz ein eigenes Orchester an, so mag er dirigieren, soviel es ihm beliebt, und seinen musikalischen Hokuspokus, genannt „die neue Musik" oder „die Musik der Zukunft", treiben." Ziemlich gleichzeitig mit Wagner wird auch sein Freund Franz Liszt als Zukunftsmusikant befehdet, über den die erste Nummer der ‚Signale' (1856) nach einem österreichischen Zeitungsbericht sich äußert: „Wenn man mit einem Worte sagen sollte, worin eigentlich das Wesen dieser Zukunftsmusik besteht, so würde dies eher zum Schaden als zu gunsten dieser so anspruchsvoll aufgetretenen Richtung geschehen müssen." Siehe Tappert S. 101 ff. und schließlich noch Zander, Die Tanhäuser-Sage und der Minnesinger Tanhäuser (1858) S. 3: „Man behauptet, daß Wagner, der Musiker, sein Angesicht der Zukunft zugewendet habe, wie die Bezeichnungen „Zukunftsmusik" oder „Zukunftsmusiker", von seinem „Kunstwerk der Zukunft" hergenommen, aussprechen — die, beiläufig bemerkt, ursprünglich von seinen Widersachern als Spottnamen gebraucht, von dem Kern der Partei, dem unter Lißt's Auspicien bestehenden Verein „Neu-Weimar" adoptirt sind."

Der Titel von dieser im Jahre 1850 erschienenen Programmschrift Wagners scheint angeregt zu sein durch Andreas Feuerbachs ‚Grundsätze der Philosophie der Zukunft' (1843). Erwähnt sei auch in Friedrich Pechts Ätzbildern (1849) die satirische Serie ‚Ministerium der Zukunft'. Vergl. außerdem meine Bemerkungen in der ZfdW. 5, 126.

Überdies adoptierte Wagner 7, 87 ff. (1860) selbst das Hohnwort in einer Zuschrift an Fr. Villot, die er betitelte „Zukunftsmusik". Welche Distelblüten die Spottsucht sonst noch

nach diesem Muster trieb, zeigen die bei Tappert mit verzeichneten Ausdrücke. Ich füge hinzu die stark ironischen Verse im Kladd. 1865, 34:

„Doch von Allen ist der Schlimmste
Jener kecke Nibelunge,
Der tannheis're, lohengrüne
Dresner Zukunftsopernjunge!
. . .
Dieser falsche Notenschreiber,
Dieser wüste Zukunftskünstling!
Dieser üpp'ge Sybarite,
Dieser Volks- und Fürstengünstling!"

Den freieren Gebrauch des Schlagworts beleuchten zwei Illustrationen im Kladd. 1865, 96, worin Vergangenheits-Musik und Zukunfts-Musik kontrastiert werden. Auch das Verbum ‚zukunftsmusizieren' ist gewagt worden, wie der Kladd. 1866, 98 lehrt. Heutzutage werden phantastische oder zweifelhafte Verheißungen gern als Zukunftsmusik bezeichnet.

Zukunftsstaat spielt etwa seit Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts als sozialdemokratisches Programmwort eine große Rolle und veranlaßt zahlreiche politische Debatten. So konstatieren die Grenzboten 1875, 1. Sem. 2, 45: „In einer Berliner Versammlung erklärte vor drei Jahren ein Redner, ohne prinzipiellen Widerspruch zu finden, ‚im Zukunftsstaat solle nur die Liebe die Verbindung der Geschlechter leiten.'" Vergl. außerdem Jürgen Bona Meyer, Fichte, Lassalle und der Sozialismus (1878) S. 38: „Mit Recht ist den Führern der Sozialdemokratie unserer Tage wiederholt entgegnet worden, sie unterließen klüglich, ein Gesammtbild ihres Zukunftsstaates vor den Augen des ihnen anhängenden Volkes zu entwerfen, wohl wissend, daß das Bild eines solchen alle Freiheit des Individuums vernichtenden Zukunftsstaates Viele nicht anziehen, sondern abschrecken werde." Besonders Bismarcks energische Kritik, Polit. Reden 7, 258 ff. (am 17. Sept. 1878) hatte zu erneuter Beschäftigung mit diesem Thema wirksam beigetragen. Äußerte er doch darin unter anderem: „Ich würde auch, wenn Herr Bebel den Wunsch hätte, sich Abends

mit mir zu unterhalten, ihm nicht ausweichen, ich würde daran vielleicht die Hoffnung knüpfen, daß ich endlich auch erführe, wie Herr Bebel und Genossen sich den Zukunftsstaat, auf den sie uns durch Niederreißen alles Dessen, was besteht, was uns theuer ist und schützt, vorbereiten wollen, eigentlich denken."

Siehe auch Sanders, Ergb. S. 501 und Mehring (1879) S. 5 und S. 197. Noch heutigestags bildet das Schlagwort oft genug die Zielscheibe für ironische Bemerkungen.

Register.

